Princeton University Library
32101 065098913
RECAP
Digitized by Google

0902
.292

ANNEX LIB

EX LIBRIS
A. TRENDELENBURG.

Neinest

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Erster Band.
Januar bis Junius.
1786.

D. CERF'S
LESE BIBL.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt
aller sechs Stücke des ersten Bandes.

Jänner.

1. Arion. An Katharina die Zweite, vom Hrn. Reg. Rath von Halem in Oldenburg . S. 1—9
2. Der Mann aus Orient. Eine allegorische Erzählung, von P. Loos . 10—17
3. Uebersezung einer Ode der Safo. Von Christian Gr. zu Stolberg . . 17
4. Vertheidigung einer Stelle im Virgil. Von Hrn. Voß . . 18—28
5. An meine Freundin ** nachdem sie das Gemälde einer Einsiedelei vollendet hatte. Von O. Gr. von Haugwiz . . 28
6. Auch etwas über weibliche Stifter 29—41
7. Das Reich der Schatten. Ein Schwank. Von Chr. Fr. Sander . . 41—49
8. Ueber die Lesekunst und Begrifentwickelung in der Christenheit. Vom Hrn. Direkt. Heinike 49—86
9. Nachricht . . 86—88

Februar.

1. Ueber Antiken vom ersten Range. Drittes Fragment einer ital. Handschrift aus dem 16. Jahrhundert . . 89—113
2. Rosalia an G—e, an seinem Geburtstage, den 13. Dez. 1785. . . 113—115
3. Antwort an Rosalia. H. * den 13. Dez 1785 115—12[illegible]
4. Zur Empfehlung des Studiums der Insektengeschichte für Jedermann. Vom Hrn. Prof. Beseke in Mitau . . 122—133

* 2 5. Als

0902.
142 66665

Digitized by Google

5. Als unsere Fürstin starb. Vom Hrn. Reg. Rath von Halem in Oldenburg S. 134 — 135
6. Etwas über Sittenbesserung 135 — 147
7. Zur Erklärung Virgils. Zweiter Beitrag von Hrn. Voß 147 — 151
8. Etwas über den Ursprung der berüchtigten Räthsel: Ich bin weder Geschöpf u. s. w. Von J. M. Bechstein 151 — 161
9. Elegien aus dem vierten Buche Tibulls, übersezt vom Hrn. Oberlehrer Gurlitt zu Klosterbergen 161 — 182
10. Gedanken- und Sprachfehler 182 — 187
11. Littera scripta manet 187
12. Schreiben an den Herausgeber des deutschen Museums 187 — 191
13. Unterthänigste Bitte 191 — 192

März.

1. Xenofon. An die verwitwete Herzogin von Braunschweig. Vom Hrn. Reg. Rath von Halem 193. 194
2. Die Lehre der Natur. Vom Hrn. Prof. Beseke in Mitau 194 — 199
3. Stella. Von O. Graf von Haugwitz 200
4. Patriotische, aber von den Aerzten gemißbilligte Pockeninokulazion des Hrn. Pastor Schwagers zu Joellenbeck in der Grafschaft Ravensberg 201 — 238
5. Pindars achte Nemeische Ode auf des Deinias, des Aigineters, Wettlaufssieg. Vom Hrn. Oberlehrer Gurlitt zu Klosterbergen 238 — 246
6. Vertheidigung Kassels gegen Hrn. A — z 247 — 256
7. Erbsünde. Eine Priamel. Von Chr. Fr. Sander 256. 257
8. Reise der Gräfin von Aunoy nach Spanien. Fortsezung 258 — 284

9. Preis

Digitized by Google

9. Preis der Donaumädchen. Von Ludwig Giseke S. 284 — 286
10. Eine neue Erscheinung 287. 288

April.

1. Lodoria. Vom Hrn. Reg. Rath von Halem in Oldenburg 289 — 291
2. Reise der Gräfin von Aunoy nach Spanien. Fortsezung 291 — 350
3. Pindars neunte Nemeische Ode auf des Chromios, des Aitnaiers, Wagensieg. Vom Hrn. Oberlehrer Gurlitt zu Klosterbergen 350 — 360
4. Ueber Lektüre und Selbststudium. Vom Hrn. Prof. Beseke in Mitau 360 — 365
5. Zur Erklärung Virgils. Dritter Beitrag. Von Hrn. Voß 366. 367
6. Sulamith und Lilos, eine Idylle. Von Ludwig Giseke 368 — 371
7. Ein Gallizismus 371. 372
8. Ein Wort über Kritik 372 — 375
9. Elegie beim Absterben des Predigers Ferdinand Karl August Henke, an der Magnusgemeine in Braunschweig 375 — 377
10. Hr. Prof. Eschenburg Schreiben an den Herausgeber 377 — 384

Mai.

1. Otto der Kleine. Vom Hrn. Reg. Rath v. Halem in Oldenburg 385 — 387
2. Ehrenrettung Italiens wider die Anmerkungen des Herrn Hauptmanns von Archenholz. Vom Hrn. Rath und Bibliothekar Jagemann in Weimar 387 — 422
3. Zur Erklärung Virgils. Vierter Beitrag. Von Hrn. Voß 422 — 424

4. Ueber

4. Ueber die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, von Herrn Beutler . S. 424—455
5. Launen und Epigrammen . 456—460
6. Warum die Protestanten so wenig Proseliten machen. Vom Hrn. J. M. Schwager 460—471
7. Nachrichten von der Gefangennehmung des Kardinals Rohan . . 471—480

Junius.

1. Gustav Adolf. Erster Gesang. Vom Hrn. Reg. Rath von Halem . 481—497
2. Ehrenrettung Italiens, wider die Anmerkungen des Hrn. Hauptm. von Archenholz. Vom Hrn. Rath und Bibliothekar Jagemann in Weimar. Beschluß . . 497—530
3. Zur Erklärung Virgils. Fünfter Beitrag. Vom Hrn. Voß . . 530—532
4. Noch etwas über das Blatterbelzen. Vom Hrn. Pastor Schwager zu Joellenbeck in der Grafschaft Ravensberg . 533—552
5. Launen und Epigrammen. Von Hrn. Friedrich. Fortsezung . 552—557
6. Ueber das öffentliche Kirchengebet. Zur weitern Beherzigung . 557—562
7. Der neue Planet . . 563
8. Rüge. Vom Hrn. André 564. 565
9. Bei der untergehenden Sonne. Von Hrn. Ludw. Giseke . . 566
10. Aus einem Briefe. Oldenb. 1786. März 26. 567. 568
11. Anekdote . 568. 569

Deutsches Museum.

Erstes Stück. Jänner, 1786.

1.

Arion.

An Katharina die Zweite.

Arion stand' im Vordertheil des Schifs,
Gelehnt auf seine Leier. Schon entdekt'
Er fern die Küste Hellas, und ihm schlug
Das volle Herz beym Blik des Vaterlands.
Unwiderstehlich hatte Sehnsucht nach
Der Heimath ihn gefaßt, selbst auf der Flur
Sizilias. Dort hallten Berg' und Thal,
Des Königs Burg, des Armen Hütte noch
Von seinem Sanze, der melodisch in
Des Aetnas Donner nun; nun in des Meers
Gewoge; nun in Arethusens Quell=
Gelispel sich ergoß und wechselnd in
Der Hörer Brust der Leidenschaften Ebb'
Und Flut erregte. Doch den Sänger hielt
Der Menge lauter Beifall nicht und nicht
Des Königs Gold. Ein Grieche, sehnt' er sich
Nach Griechenland. Oft hörte Luna, wann
Sie bei der Fakel Glanz die stille Nacht
Durchwandelte, sein melankolisch Lied,
Und wähnt', es sei Apollons Harfe, die
Um Dafne, Dafne klagte. — Nun erblikt
Arion — ha! und näher, näher stets
Das lang ersehnte Ufer. — Also ist's

Dem Liebenden, nach dem die holde Braut,
— Es trennten Jahre sie — am Strande nun
Die Arme strekt. Er glüht und heißer Wunsch,
Schon da zu seyn an der geliebten Brust,
Zu saugen schon der Küße Erstling, schwellt
Die Seegel. — Also war's Arion! dir,
Da nun Tägetas Berg dir seinen, weit
In's Meer gestrekten Arm zu bieten schien,
Da schon das Vorgebirge Tänaros,
Sein Haupt umwallt von Sonnenstralen, dir
Entgegen lächelte. Du wußtest, ach!
Gewiegt in süßen Traum der Zukunft, nicht,
Daß eben izt dein Tod beschlossen war.
„Stirb!“ scholl's ihm plözlich, „stirb!“ und nun erblikt'
Er Mörder nahn; an ihrer Spize mit
Gezuktem Schwert den Herrn des Schifs. — „Mein Gold
Begehrt ihr?“ rief Arion, „nehmt es hin!
Hätt' ich auf meiner Fahrt in fernes Land
Die Kunst verlernt, das zu entbehren,
Mir zum Verderben wär' ich dann gereist.
Ja, nehmt das Gold; nur fleh' ich, häuset nicht
Die Schuld des Raubes mit des Mordes Schuld!
Was that Arion euch?“ — „Nichts that er uns,“
So rief ein Mörder, „doch vor künftigem
Verrath kan nur sein Tod uns sichern: — stirb!“ —
„Auch sterben lernt' ich,“ sprach der Weise. „Doch
Zurük, Elende! wagt es nicht, an ihn,
Den Götter selbst zum Seher weihten, Hand
Zu legen. Ich, ich opfre selber mich
Dem Gott des Meers, deß Sohn ich heiße; nimm,
Posidon! nimm des Sohnes Opfer an!“
Arion sprach's. Dem Aug' entstralte Ernst
Und Hochgefühl der innern Würde. Tief
Erschüttert schwieg die Schaar und haftete
Am Boden, gleich als hätt' ein Gott geredt.

Er

Digitized by Google

Er aber wandte sich, und übersah
Mit Einem großen Blicke Meer und Land,
Und heller ward's dem Seher. Denn sie selbst,
Die Himmelstöchter, Zukunft, Gegenwart,
Vergangenheit, umschwebten Hand in Hand
Unsichtbar ihn. Da kränzt' er sich die Stirn',
Ergrif entzükt sein goldnes Saitenspiel,
Und dithyrambisch *) scholl Arions Sang:

Dank dir, o Dank dir;
Vater Posidon!
Daß du mir, ehe die Halle
Der schauernden Tiefe mich aufnahm,
Zeigtest mein glükliches Vaterland.

Wohl mir! mich Sterbenden
Hebt das Bewußtsein:
Diesen Saiten entbebte kein Ton,
Der nicht stimmt' in dies Glük;
Der nicht tönte von dir, o Tugend!
Himlische Freiheit! von dir!

Heilig bist du mir, göttlicher Orfeus!
Daß du die Weisen mich lehrtest,
Denen das Herz der Sterblichen schmilzt.

Was wart ihr arme Pelasger!
Die ihr wohntet in Sümpfen und Höhlen,
Von Wurzeln und Eicheln genährt?

Aber euch scholl die Orfeische Stimme.
Sie entlokt' euch den Sümpfen und Höhlen.
Ihren Tönen entfaltete sich
Die Knospe der Menschlichkeit:

*) Er war des Dithyrambos Erfinder.

Da blühete duftend
Die liebliche Blume
Geselliger Liebe hervor.
Ihren Tönen enthülleten sich
Die Kräfte der großen Natur:
Da ahndetet schauernd
Ihr ihn, der die Kräfte
Ewig wirksam ergoß,
Und tief anbetend priest ihr ihn.

Von oben aber segnet' euch er,
Der Alle beglükt, die redliches Herzens
Streben nach Glükseligkeit.

Zu euch sandt' er
Der Himlischen viele.
Die schönste der Himmelgesandten,
Stärkende Freiheit, bist du!

Ha! wie entfliehen
Dem Häuflein der Freien
Die Heere zahlloser Sklaven,
Welche der Orient ausspeit!
Ha! wie beugen sich rings die Völker
Und gestehn euch die Palme zu! — —

Es rauschet, es rauschet der Vorhang,
Der die fernere Zukunft mir dekt.
Kan ich, heilige Muse!
Kan ich ertragen den Blik? — —

Zerrißen, er ist zerrißen! — weh!
Zwiespalt und Eifersucht
Seh' ich im Bunde,
Zu tilgen das Glük
Des glüklichsten Volks! —

Hellas!

Hellas! Hellas! kehrest du, ach!
Das Schwert, so furchtbar dem König von Morgen
Das Schwert noch roth vom Blute der Feinde,
Gegen die eigne Brust?

Du sinkst, du sinkst erschöpft,
Und nicht des Weisesten Weisheit,
Und nicht des Beredtesten Rede
Hemmen den Fall.

Da rasselt von Makedonia her,
Zu fesseln die Sinkende,
Eherne Bande. —
Schon umklirrt sie die bebende Rechte
Und du, ach! brichst sie nicht. — —

Ich seh' es, Jahrhunderte,
Seh' es, Jahrtausende
Rauschen vorüber
Und Keiner im Himmel,
Und Keiner auf Erden,
Der die Gesunkene hebt!

Erhelltest du darum, Apollon!
Deinem Seher den Blik,
Daß er in Fesseln — in Fesseln
Schaute sein Vaterland? —

Weh! ich erliege. —
Nimm, o Posidon!
In deine Hallen mich auf.

Er sang's und stürzt' — es weht' im Sturm sein Haar,
Die Leier ächzte — sich hinab in's Meer,
Das brausend ihn, den Göttersohn, empfing:

Und kreisend schloß sich über ihn die Flut.
„Er ist dahin!" so seufzte die Natur,
„Der Sänger, dem ich gern mein innigstes
Geheimniß anvertraut'; er ist dahin!"
Still ward das Meer: Kaum athmete die Luft.
Da hob aus seiner Felsenkluft sein Haupt
Posidon, sah, und Rettung sprach sein Blik.
Gewichen war dem Fallenden der Schwarm
Der Meerbewohner, die, vom Leierschall
Versammelt, froh im Sonnenstral das Schiff
Umgaukelten. Posidon winkt', und schnell
Fühlt' ein Delfin zur Hülfe sich erregt.
Der halbentseelte Sänger sah sich schon
Der Flut enthoben, schon dem Ufer sanft
Hinzugetragen, ehe das Gefühl,
Daß er noch sei, und wer ihn führe, ganz
Ihn faßte. Doch wie nun sein Fuß den Sand
Berührt', ihn nun die Erd' empfing, o! da
Erlag er der Empfindung. Sprachlos sank
Er hin und unaussprechliches Gefühl
Bebt' in dem Schweigen. Dir, Posidon! dir,
So rief er endlich, „dank' ich, daß ich bin.
So nahe schon des Hades Pforten, sollt'
Auf's neu ich diese Sonne sehn, auf's neu
Dich sehn, mein Vaterland! Posidon! Du,
Du hast's gewollt, und was du willst, ist gut.
Dank dir und Preis, o Vater! daß ich bin.
Dir steig' an dieser Stelle, wo ich mich
Dem Tod' entrettet fand, ein Tempel auf.
Da bring' ich am Altar, als Priester, dir,
So lang' ich athme, täglich Opfer dar,
Und alle Völker sammeln sich um mich
Und stimmen mit in meinen Lobgesang."
So fleht' Arion, und erhob sich, ging
In alle Lande aus, und sang aus tief

Bewegter Brust, wie eines Gottes Macht
Ihn wunderbar dem Flutengrab' entriß.
„Laßt uns, ihr Völker! ihm, dem Gotte, der
Mit seinen Wogen uns umrauscht, durch den
Wir mächtig sind, ein Wunder sind der Welt,
Laßt uns, wo Tänaros in's Meer sich strekt,
Und Untergang dem Schiffer drohet, ihm
Ein Heiligthum erbaun!" — Er rief 's, und wie
Amfions Sang einst Thebe hob, so stieg
Auf Marmorsäulen bald dem Gott des Meers
Ein Tempel auf. Arions Opfer füllt'
Ihn früh und spat. „Wohl mir! nun mischt dereinst
Sich meine Asche mit der Vatererd,
In deren Schooße Theseus, Kadmos und
Mein Orfeus ruht!" So dacht' er. Heißer stieg
Im Weihrauchduft sein Dankgebet empor.
Dann faßt' ihn wieder mächtig der Gedank':
Auf deinem Grabe klirrt die Fessel einst;
Dein Staub erbebet einst vom Eisentritt
Der Dienstbarkeit! — So ist dem Jüngling, wenn
An seine Brust sich die Geliebte schmiegt,
Ihr Auge heller stralt: Er schaut entzükt
Der schönen Seele tiefste Tiefen im
Verklärten Blick' und wohl ist ihm, er schaut,
Daß Liebe nur für ihn die Seele füllt.
Da trift im wonnigsten Gefühl oft schwer
Ihn der Gedank': ach! dieser Augen Licht
Verlischt — und mir vielleicht! — Dann wendet er
Den nassen Blick: Die volle Thräne rollt
Die Wang' herab. — So war, Arion, dir,
Als dich das Vorgefühl: bald welket sie
Der Freiheit Blume! stärker einst ergrif,
Es düstrer ward um dich, Begeistrung nun
Im Wogendonner des empörten Meers
Das an Tägetas Fels sich schäumend brach,

Auf dich hernieder kam. Dir thaten sich
Der Zukunft Thore auf; Du sahst auf's neu
Gebeugt dein Vaterland: Fern rauschten dir
Mit trägem Fittig die Jahrhunderte
Der Dienstbarkeit dem bangen Blick vorbei:

Ha! und Keiner im Himmel,
Und Keiner auf Erden,
Der die Gesunkene hebt? — —

Was seh' ich? — Täuschest du mich,
Apollon? — Dämmert es dort,
Dort in skythischer Finsterniß? —

Heller wird es, — weiter
Verbreitet das Licht sich, und röthet
Schon die Gipfel des Hämos.
Wie Nebel rollet das Dunkel
Ueber den Hellespontos dahin.

Ist's eine Sterbliche, ha!
Ist es Athene selbst,
Die aus den Stralen hervorgeht?

Sie kommt und sieht und bricht
Die lastende Kette, — facht
Den glimmenden Funken
Hellenisches Geistes, —
Hebt die Gesunkene auf,
Und flicht der verjüngten Freiheit
Thauenden Kranz um ihr Haupt.

Hellas, Hellas!
Wie glänzet dein Auge!
Wie bist du so lieblich
Im duftenden Schmuk!

Hebe

Hebe dankend
Die wunden Arme
Zu deiner Befreierin auf!

Ja! Dank dir, o Göttin
Im Stralengewande!
Daß du nicht ließest dein Volk.

Dank dir, Apollon!
Daß du mir, ehe mein Aug'
Auf ewig sich schließet,
Helltest den Blick und zeigtest
Die Tiefen der froheren Zukunft:
Denn nun wallt dein Seher
Freudig hinab zu den Schatten.

Arion rief's, sank nieder am Altar,
Und ihm ward wohl. Noch nie empfundne Ruh
Kam über ihn. Er fühlt' ein leises Wehn,
Wie Frühlings Säu'seln in der Mondesnacht.
Des Todes Flügel war's, der ihn umweht'.
Er schied, der Glückliche, und wußt' es nicht.
Auf Tänars jähem Vorgebirg', am Fuß
Des Marmortempels ragt des Weisen Grab.
Der Schiffer, kämpfend mit den Wogen, zeigt'
In späten Zeiten noch das Heiligthum.
Dann drängten die Gefährten sich um ihn,
Und horchten seiner Mähr', und beteten
Zum Gotte, dessen Wink der Flut gebeut.

v. Halem.

2.

Der Mann aus Orient.

Eine allegorische Erzählung.

In einer kleinen Stadt des glüklichen Arabiens lebte vorzeiten ein Mann, der sich durch seine Lebensart von seinen übrigen Landsleuten so sehr auszeichnete, daß er von ihnen den Namen des Sonderlings erhielt; er fand keinen Geschmak an den in Arabien gewöhnlichen heftigen Leibesübungen, als Jagen, Wettrennen u. s. w., sondern lebte in der Stille für sich, und befleißigte sich die Lehre der Indostanischen Braminen zu erforschen, in welche er seine ganze Glükseligkeit sezte. Dieser Mann hatte zu seiner Erholung einen Garten dicht an seinem Hause angelegt, worinn er die lieblichsten Früchte und Blumen zog. An einem schönen Sommermorgen kam er nach Gewohnheit in diesen Garten, und erblickte gleich beim Eintritt einige Schritte vor sich einen Rosenstock in voller Blüthe; sein Erstaunen und Entzücken war gleich groß bei diesem Anblick, er wußte daß er in seinem Garten keine Rosen gepflanzt hatte, und konte es also nicht begreifen, wie in einer Nacht ein Rosenstock in voller Blüthe aus der Erde aufkeimen konte, dazu kam noch ein geheimer unwiderstehlicher Zug, der ihn vor diesen Blumen gleichsam festhielt, so daß er sich Stundenlang in deren Anblick vertiefte und sich den Zauber nicht erklären konte der ihn dahin riß; bald verloren seine gewöhnlichen Beschäftigungen allen Reiz für ihn, seine Bücher und Instrumente lagen ungebraucht und bestaubt in seinem Zimmer, während daß er in Entzücken verloren, Tage und Wochen vor seinen geliebten Rosen zubrachte, und

und in dieser Betrachtung sich und die ganze Welt vergaß; mußte er sich zuweilen von ihnen losreissen, so begleitete ihn ihr Bild überall, und er fand keine Ruhe als in ihrer Gegenwart. Mitten in diesem Gefühl der Glückseeligkeit störte ihn der schreckliche Gedanke, daß diese Blumen, die nun sein ganzes Glück ausmachten, verblühen müßten, doch dauerte diese Traurigkeit nicht lange, denn die Rosenzeit verstrich, alle Rosen verblühten, aber die seinigen verblühten nicht, sondern schienen immer schöner zu blühen, je länger er sie betrachtete. So brachte er den Rest des Sommers und den darauf folgenden Winter in Gesellschaft seiner Rosen zu, und genoß die unaussprechlichsten Freuden. Gegen den Frühling besuchte ihn ein Freund, der ihm Anleitung zur Lehre des großen Brama gegeben hatte. Als ihn dieser unaufhörlich mit seinen Blumen beschäftigt und die heiligen Bücher ungenuzt da liegen sah, so verwies er ihm anfänglich sanft, warum er sich von dem lichten Weg zur Warheit abwendete, und sein Herz und seine Sinnen an eine Kleinigkeit fesselte, die so wenig Werth in seinen Augen hatte; vergebens suchte der junge Araber seinem Freund die Glückseligkeit zu schildern die er in dem Anblick dieser Rosen genoß, vergebens sagte er ihm daß sie unverwelklich wären, alles war vergebens, denn er konte dem Mann sein Gefühl nicht einflößen. Da nun der Freund merkte, daß er mit Vorstellungen nichts gewinnen würde, so glaubte er, daß nur Zerstreuung ihn von seiner Schwärmerei heilen konte, und sezte ihn so lange zu, bis er sich entschloß seine Rosen zu verlassen, und mit ihm eine Reise nach Indostan zu den Braminen zu machen, um dort mehrere Aufschlüsse über die Geheimnisse der parsischen Religion zu erhalten. Anfänglich konte sich der junge Araber nicht entschließen wirklich abzureisen, allein das Zureden seines Freundes, die Aussicht die er ihm zeigte, daß er dereinst als Bramas

erster

Digitized by Google

erster Priester im Tempel opfern, und die Geheimnisse der Natur und Religion vor ihm enthüllt sehn würde, begeisterten ihn endlich so sehr, daß er sich in der Betäubung von seinem Hause losriß und seinem Freund folgte. Unterwegs unterhielten sie sich beide von der Glückseligkeit des Menschen, der in dem eifrigen Bestreben nach Tugend und Warheit sein Leben nach dem Willen der Götter einrichtet, dadurch schon hier seinen Geist von den Banden der groben Materie entfesselt, und ihn zum vollsten und reinsten Genuß der höchsten Vollkommenheit vorbereitet. Unter dergleichen Gesprächen sezten die beiden Freunde ihren Weg fort, doch konte der junge Araber mitten unter den erhabensten Betrachtungen nicht umhin, sich wieder zu seinen Rosen zurück zu wünschen; er seufzte oft heimlich, und dachte mit beklemten Herzen an seine vorige Glückseligkeit zurück, die ihm seiner Meinung nach nichts ersezen konte. Sein Freund sah seinen heimlichen Schmerz, und da er das menschliche Herz kante, so bestürmte er ihn nicht mit Zureden und Ermahnungen, sondern suchte unmerklicherweise seinen Geist auf andere Gegenstände zu lenken, weil ihm als einem weisen Mann bekant war, daß innerlicher Kummer und Unruhe des Geistes nur durch die Zeit die alles lindert kan gehoben werden. Endlich kamen sie bei dem Tempel des Gottes an. Der junge Araber wurde dem Oberbramin vorgestellt; dieser gab ihm nach Art der Weisen den Kuß des Friedens, und wies ihm seine Wohnung im Tempel bei den übrigen Priestern an. Einige Zeit darauf wurde er eingeweiht, und stieg nun von Stufe zu Stufe in der Erforschung der geheimen Lehren; seine Erkentnisse erweiterten sich täglich und öfneten seinen Blicken Aussichten ohne Grenzen; sein Geist staunte über die Größe deren der Mensch fähig ist, wenn er sich ganz dem Dienst der Gottheit weiht, und er würde der weiseste und glücklichste unter allen Menschen gewesen sein, wenn der geheime

Wunsch

Wunsch, wieder zu seinen Rosen zurückzukehren, nicht die Ruhe seiner Seele gestört hätte. Allein dieser Wunsch verlies ihn nie, er begleitete ihn bis in den Tempel, wo seine Seele nur mit der heiligen Gegenwart des Gottes erfüllt sein solte; er lag mit einem von Andacht glühenden Gesicht und mit zerknirschtem Herzen vor dem Altar, betete den geheimen Lobgesang, und flehte den Gott an, diesen Wunsch entweder zu erfüllen, oder ihn aus seiner Seele auszutilgen. — Sein Flehen war umsonst, denn er wußte nicht was er bat. In dieser traurigen Lage brachte er einige Jahre im Tempel zu, bis endlich der Freund, der ihn dahin geführt hatte, starb. Dieser Verlust drückte ihn vollends nieder, denn bis daher war dieser Freund, der die Ursache seiner Leiden wußte, noch sein einziger Tröster gewesen; nun aber verschwand mit seinem Tode alle Hofnung, seine gebeugte Seele konte die drückende Last des Kummers nicht mehr ertragen, sein Körper schwand hin, das Feuer seiner Augen verlosch, und sein trüber Blick verrieth den innerlichen Kummer der sein Leben untergrub. Eines Tags da seine Leiden ihm unerträglich schienen, faßte er den Entschluß zum Oberbramin zu gehen, und ihn um Erlaubniß zu bitten, nur noch ein einzigesmal nach seinem väterlichen Hause zurückkehren zu dürfen. Er that es; der Oberbramin fragte nicht nach der Ursache seiner Reise, sah ihn bedeutungsvoll, aber gütig an, und gewährte ihm seine Bitte. Nun eilte er mit schnellen Schritten dem Ziel seines Verlangens entgegen. Die Hofnung, nun bald seine Wünsche erfüllt zu sehen, und die so lang vergeblich gesuchte Ruhe wieder zu finden, lies ihn nicht an die Beschwerlichkeiten der Reise denken, sein Körper ward von neuem Leben beseelt, er überwand muthig alle Hindernisse und Gefahren, und kam endlich vor seinem väterlichen Hause an. Beim Eintritt in die Thüre klopfte sein Herz vor Freude und Entzücken, seine

Sprache war gehemmt, und er konte nur fühlen, daß er ganz glüklich war; voll der süssesten Erwartung eilte er nach dem Garten. Aber Gott! welche Sprache vermag den Schmerz auszudrücken, als er seine Rosen nicht mehr fand! Nicht eine Spur von ihnen war mehr vorhanden, und der Plaz worauf sie gestanden hatten, so kahl, als wenn nie eine Blume oder Pflanze da gestanden hätte. Voll Schrecken und Entsezen stand er da, sein Haar sträubte sich empor, sein Gesicht verging ihm, und er sank vor Schmerz zur Erde. Nach einer Weile kamen seine Lebensgeister wieder zurück, um ihm seinen Verlust aufs neue doppelt empfindlich vorzustellen; die Verzweiflung wüthete in seiner Seele, er vergaß in dem Augenblick, daß ein gütiges Wesen das Schicksal der Menschen regiere, verwünschte sein eigenes Dasein, fluchte seinem Freund, und rief den Tod an seine Quaalen zu endigen, da er doch nun in diesem Leben keine Ruhe mehr finden könte. In diesem Zustand beharrte er einige Tage, und da er in seinem Hause die Glückseligkeit nicht mehr fand, die er sich versprochen hatte, und sein Schmerz durch jeden Gegenstand, den er daselbst erblickte, nur vergrössert wurde, so entschloß er sich wieder nach Bramas Tempel zurückzukehren, um dort vor dem Altar seinen Verlust zu beweinen, und sein Unglück mit seinem Leben zu endigen. Er kam mit zerrissener Seele daselbst an, und meldete sich nach Gewohnheit der Priester bei dem Oberbramin. Dieser empfing ihn liebreich, und da er an seinen entstellten Zügen die Unruhe seines Geistes bemerkte, so fragte er ihn nach der Ursache seines Kummers. Ach, Vater! antwortete der Araber, für mich ist Ruhe und Glück auf ewig dahin, für mich ist keine Rettung als im Tod. Was hülfe es, wenn ich dir die Ursache meines Schmerzens sagte; mir kan niemand helfen!

Ober-

Oberbramin. Helfen kan nur Gott! aber Theilnehmung des Freundes kan wenigstens den Schmerz lindern. Vertraue mir den Kummer deiner Seele, vielleicht vermag ich dir einigen Trost zu geben, vielleicht ist mir dein Schiksal schon bekant. —

Araber. O! wenn es dir bekant ist, so beschwöre ich dich hier in Brama's heiliger Gegenwart, habe Mitleiden mit meinem Schmerz, erkläre mir ein Wunder was mir bis diese Stunde unbegreiflich ist, und dessen Erklärung allein mein Unglück lindern kan, sage, was für ein Zauber fesselte mich an diese Rosen, und warum kan ich sie nicht vergessen?

Oberbramin. Fasse dich und höre mich an. Du warst einer von den wenigen Sterblichen die Brama seiner Gunst würdigt; dein Eifer und Bestreben nach Weisheit erwarb dir seine Gnade, und er gab dir das Gefühl der himlischen Liebe der reinen Geister unter dem sinlichen Bild der Rosen. Diese Liebe ist die Quelle aller Glückseligkeit, sie ist das allmächtige Band, welches alle Wesen der Schöpfung miteinander verknüpft und überall Harmonie, Leben und Licht verbreitet. Selbst das Wesen der Gottheit besteht in dieser Liebe, ohne sie ist alles Wissen der Menschen eine unnüze Rede, sie ist unvergänglich; deine Rosen verblühten nicht. Sie erfüllt das Herz des Menschen mit unaussprechlicher Zufriedenheit und Ruhe, je mehr er sich ihr überläßt; deine Rosen blühten immer schöner und lieblicher, je länger du sie betrachtetest. Ausser dieser Liebe findet der Mensch keine Ruhe weder im Himmel noch auf Erden; du verliessest deine Rosen, und seitdem hat Kummer und Elend sich deiner Seele bemächtigt. Dein Freund, der dich von ihnen

nen wegriß, kante diese Liebe nicht. Dies ist die Erklärung des Wunders und deiner Unruh.

Araber. O! so ist denn mein Urtheil auf ewig gesprochen! So hat denn Brama mir nur das Bild der Glückseligkeit gezeigt, um es mir wieder zu entreissen, und meine Quaal bis ins Unendliche zu vermehren? O! hätte ich doch nie diese Rosen gesehen, hätte ich doch nie das Gefühl gekant, das mich nur glücklich machte, um mich auf ewig zu verderben!

Oberbramin. Du beleidigst die Majestät des höchsten Wesens das nur dein Glük befördern wolte. So ist der Mensch! Die Gottheit legt sein Glück in seine Hände, wenige achten darauf, suchen es ausser sich, und klagen, wenn sie sich unglücklich machen, den Schöpfer an, daß er sie nicht besser geschaffen hat. Thor! dein Glück lag in deinem Herzen, du suchtest es in Schriften und Meinungen der Menschen. Brama gab dir die Rosen und mit ihnen das selige Gefühl der Liebe, du empfandst es, warst glücklich, und verließest freiwillig die Warheit, um nach den Schatten zu ringen. Wer ist ist nun der Ungerechte, Brama oder Du?

Araber. Verzeih, Vater! ich bin es, ich war der Thor, der das Gute verkante, so mir Brama anbot, ich suchte Weisheit in Menschenmeinungen, und verlor darüber jenes himlische Gefühl, so die Quelle aller Glückseligkeit und aller Erkentniß ist! Aber noch eine Frage; da du die Zukunft kenst, o so beschwöre ich dich, sage mir noch dies: Werde ich diese Rosen nie wieder sehen, und wird das sie begleitende Gefühl mich nie wieder glücklich machen?

Ober-

Oberbramin. Hier unten ist dies nicht mehr möglich, weil du einmal die Gelegenheit versäumtest die dir Brama anbot; aber fasse dich! Droben über den Sternen sieht der Allgütige deine Reue und deine Thränen, verehre seinen Rathschluß, dulde und hoffe, und dann wirst du vor dem Throne des Ewigen deine Rosen und mit ihnen deine Glückseligkeit wieder finden, um sie nie wieder zu verlieren.

P. 1808.

3.

Uebersezung einer Ode der Safo.

Selig wie die Himlischen scheint der Mann mir,
Der an deiner Seite dir sizt, der deine
Süße Rede höret und deines Lächelns
Reizende Stimme.

Ach! dies ist es, das in dem Busen mir das
Herz erschüttert! Schau' ich dich an, so dringt kein
Laut in meine Kehle, so starrt gelähmt die
Zunge mir plözlich;

Zartes Feuer läuft mir umher in jeder
Ader, sehlos ist mir das Auge, dröhnend
Saust's in meinen Ohren, und kalter Schweiß rinnt
Ueber die Glieder.

Ungestümes Beben ergreift mich, blaßer
Werd' ich wie verwelkende Blumen, ohne
Puls und Odem bin ich und scheine mich dem
Tode zu nahen.

Christian Graf zu Stolberg.

4.

Vertheidigung einer Stelle im Virgil.

Im Musenalmanach von 1785 steht eine Uebersezung der dritten Ekloge Virgils, worin ich den beiden vorlezten Versen, die man für unverständlich und eingeschoben erklärt, einen erträglichen Sinn zu geben versucht habe. Es schien mir genug, unter meine Erklärung nur die lateinischen Worte, die der Abschreiber mißverstanden und verfälscht hatte, anzuzeigen, und das übrige dem Urtheile des sachkundigen Lesers zu überlassen. Die Erfahrung lehrt, daß es nicht genug war. Ich höre von verschiedenen Seiten her, was mir schon vor 6 oder 7 Jahren der göttingische Herausgeber Virgils zur Antwort gab: Meine Erklärung ginge wohl mit, wenn sie nur sprachrichtig wäre; quisquis heiße niemals so viel als unusquisque.

Virgil ist mir zu lieb, als daß mich ein fehlgeschlagener Versuch, ihn vor Misdeutung oder Verstümmelung zu retten, abschrecken könte. Selbst mit der Gefahr der Langweiligkeit wage ich es hier die ganze Untersuchung über jene angefochtene Stelle mitzutheilen. Gelingt es mir diesmal, einige Stimmen von Bedeutung, die das Verdammungsurtheil schon nachzusprechen geneigt waren, für die gute Sache zu gewinnen; so erscheine ich vielleicht noch öfter als Sachwalter meiner gemishandelten Freunde in der Unterwelt.

Man erinnert sich, daß in Virgils dritter Ekloge zwei Hirten, Menalkas und Damötas, auf der Weide zusammen kommen. Nach einigen Neckereien, die, im

Vor=

Vorbeigehen, nicht allzu arkadisch sind, fodern sich beide zum Wettgesang und wählen ihren Nachbar Palämon, der eben mit seinen Leuten die Wiese wässert, zum Schiedsrichter. Damötas sezt eine junge fruchtbare Kuh, und Menalkas einen künstlich geschnizten Becher. Jener singt vor, dieser antwortet; und von vier und zwanzig Liederchen, die sie auf der Stelle erfinden, sind mehr als die Hälfte verliebten Inhalts. Endlich sagt Palämon seine Meinung, die, nach der gewöhnlichen Lesart, also lautet:

Non nostrum, inter vos tantas componere lites.
Et vitula tu dignus, et hic; et quisquis amores
Aut metuet dulces, aut experietur amaros.
Claudite iam rivos pueri: sat prata biberunt.

> Es steht nicht bei mir, euren grossen Streit zu entscheiden. Du sowohl verdienst die Kuh, als dieser; und jeder sonst, der entweder die süsse Liebe scheun, oder die bittere erfahren wird. Schliesst nun die Bäche, ihr Jünglinge: die Wiese hat Wassers genug.

Was heisst das? Ich kan nicht entscheiden, wer von euch besser gesungen habe. Du, Menalkas, verdientest wohl, bei gleich gutem Gesange, die Kuh des Damötas: weil du, als Nachsänger, grössere Schwierigkeiten zu überwinden hattest. Aber auch der Vorsänger, der bei der Erfindung seiner Lieder am wenigsten eingeschränkt war, hat so meisterhaft gesungen, daß er zwar nicht deinen Becher zu bekommen, aber doch seine Kuh zu behalten verdient. Wenn einer Sieger wäre, so wärst du's, Menalkas; aber Damötas ist nicht besiegt. So weit alles gut; aber nun weiter. Auch jeder andere verdient eine Kuh, der entweder die süße Liebe meiden, oder die bittere erfahren wird.

Wie? Jener vielleicht zum Lohne seiner Keuschheit und Ehrbarkeit; und dieser, damit er sein armes, von der Liebesglut ausgedörrtes Herz mit süßer Milch erfrischen könne?

Dafür lobe ich mir Freund Eberts Vorschlag, durch eine, zwar etwas gezwungene Veränderung, et quisquis amaros aut metuet, dulces aut experietur amores, folgenden Sinn zu gewinnen: Auch jeder andre verdient eine Kuh, der so klug ist, die Bitterkeit der Liebe zu meiden, und nur ihr Süßes zu erfahren. Aber Freund Ebert scherzte wohl nur.

Der gelehrte und scharfsinnige Herausgeber Virgils, Herr Heyne, suchte in Palämons Urtheile vergebens Menschenverstand, ob er sich gleich mit seiner Nachfrage sogar bis zu Virgils Nachahmern, Kalpurn und Pope, herabließ. Er gestand endlich, er glaube nicht, daß jemals ein Sterblicher werde sagen können, wie diese Rede in den Zusammenhang paße, und erklärte das ganze Urtheil für einen fremden Zusaz, der aus unbegreiflichen Randgloßen zu einer andern Stelle auf eine noch unbegreiflichere Art von einem halbträumenden oder klügelnden Abschreiber in zwei wohlklingende Hexameter verwandelt, und troz seiner Widersinnigkeit in Palämons Rede eingeschaltet, und was noch mehr, von allen übrigen Abschreibern angenommen worden sei. Aber wenn auch die Wundergeschichte einer solchen Einschaltung begreiflicher wäre, wie gefiele uns das Urtheil des Schiedsrichters, wenn er weiter nichts sagte, als: Non nostrum, inter vos tantas componere lites. Claudite iam rivos, pueri: sat prata biberunt. Ich verstehe diesen wichtigen Streit nicht zu beurtheilen, und habe überdem Geschäfte. In der That, ein spaßhafter Schiedsrichter!

Man

Man bedachte nicht, daß der Dichter die Sprache des Landvolks, die immer einige Menschenalter zurück ist, nachgeahmt und daher ein Wort, das damals in Rom jeder wer hieß, in seiner ältern Bedeutung für jeder wer er auch sei, genommen hat. Man bedachte noch weniger, daß einem neulateinischen Abschreiber, dem diese ältere Bedeutung unbekant war, leicht eine kleine Veränderung aus der Feder fließen konte, die ihm wenigstens sprachrichtig, wenn gleich, wie so viel anderes, etwas unverständlich schien. Aus At und metuat machte er et und metuet, um es mit dem falsch verstandenen quisquis zu verbinden. Et tu, dachte der Mann, et hic digni estis vitula, et quicunque aut metuet d. a. aut experietur a., dignus est vitula. Gleichwohl hat man metuat noch in einigen Handschriften verschont, und der Himmel weis wie erklärt; aber at bei quisquis war auf keinerlei Art zu dulden. Virgil also schrieb, wie ich glaube:

Non nostrum, inter vos tantas componere lites:
Et vitula tu dignus, et hic. *At* quisquis amores
Aut *metuat* dulces, aut experietur amaros!
Claudite iam rivos, pueri: sat prata biberunt.

Es steht nicht bei mir, euren großen Streit zu entscheiden. Du sowohl verdienst die Kuh, als dieser. Allein (da ihr beide so viel von Liebe gesungen habt,) hüte sich jeder vor der süßen Liebe, oder er wird erfahren, daß sie bitter sei! Schließt nun die Bäche, ihr Jünglinge; die Wiese hat Wassers genug.

Mit dem Sinne wird man vermutlich zufrieden sein. Und wer zweifeln solte, ob in Virgils Eklogen die alterthümliche Sprache des Dorfs hersche, den dürfte ich nur an cuium, und an die bekante Parodie des urbanen Kritikers erinnern:

Dic mihi, Damoeta, cuium pecus? Anne Latinum?
Non, verum Aegonis. Nostri sic rure loquuntur.

Also bliebe nichts übrig, als Beweis zu führen, daß quisquis bei den Alten in der Sprache des Umgangs, und bei den Neuern in der Poesie oder geschmücktern Prose für quisquis est, sit, fuerit, jeder wer er auch sei, gebraucht werde. Zuvor muß ich meine Leser, denen eine gute Beweisstelle so viel werth ist, als zwanzig von gleicher Art, wegen der ekelhaften Weitläuftigkeit um Verzeihung bitten. Es giebt andre, die nicht so leicht zu bedeuten sind. Diese werden mir vielleicht neunzehn quisquis und quidquid zu Schanden kritisiren, bis sie sich dem zwanzigsten ergeben; und ich mögte doch, daß die Sache mit einmal abgethan würde. Auch wird man finden, daß unter den Beweisstellen einige zum erstenmal, so viel ich weis, durch die Gesellschaft, worin sie erscheinen, ihr Licht erhalten.

Plaut. Amph. II. 1.52. Ordine omne, ut *quidquid* [1]) actum est, edissertavit. *Id. Cas. III. 1. 10.* Cum cibatu *quiqui* [2]) facito veniant. (omnes quicunque sunt.) *Id. Men. V. 9. 97.* Venibunt servi, supellex, fundi, aedeis; omnia venibunt, *quiqui* [3]) licebunt, (omnes,) praesenti pecunia. *Id. Poen. III. 2. 11.* Vos quidem hercle commendo. *Quiqui* [4]) tamen, (quicunque tamen

1) Es wird nicht unangenehm sein zu bemerken, wie die Kritiker diese ungewöhnliche Bedeutung von quisquis und quidquid bald förmlich behaupten, bald stillschweigend zugeben, bald wieder abzulehnen suchen. Gronovs Plautus und Lambins Lukrez fehlen mir. Douza leg. *quidque*, unumquodque. Sic enim fere ubique Plautum uti ait, non *quicquam*, vel *quicquid*, ut edit Lambinus: et vero etiam MS. Cam. quicque, *Taubmann.* 2) *Acidal.* quique. 3) *quiqui* pro *quicunque Taubm.* 4) qualescunque sitis, tamen. *Turneb.* quicunque qualescunque

tamen estis,) et bene et benigne facitis, quom hero amanti operam datis. *Id. Truc. V.* 50. Da tu mihi de tuis deliciis summis *quidquid* [5]) pauxillulum. *Lucret. I.* 290. amnis dat sonitu magno stragem, volvitque sub undis, grandia saxa ruit, qua *quidquid* [6]) fluctibus obstat. *Id. II.* 482. Namque in eadem una *cuiuscuius* [7]) brevitate corporis. *Id. II.* 956. Inque suos *quidquid* [8]) rursus revocare meatus. *Id. III.* 619. Ubi *quidquid* [9]) possit durare creatum. *Id. III.* 788 *et V.* 132. Certum ac dispositum 'st, ubi *quidquid* [10]) crescat et insit. *Id. IV.* 146. Semper enim summum *quidquid* [11]) de rebus abundat. *Id. V.* 265. Sed primum *quidquid* [12]) aquaï tollitur. *Id. V.* 285. Nam primum *quidquid* [13]) flammaï perdere semper. *Id. V.* 771. Qua fieri *quidquid* [14]) posset ratione. *Cic. Lim. ed. Ern. IV. p.* 1135. *Quidquid* come loquens, atque omnia dulcia promens. *Virg. Cic.* 89. Quidquid, et ut *quisquis* [15]) tali de clade locutus; omnia sint. (Was und wie auch jeder

 von

que estis, bene sane facitis. *Taubm.* quomodocunque qui tamen. *Gruter.* 5) *quid* pauxillulum. *Palm. Taubm.* 6) *quidquam*, *Gif. ruunt quae* (*saxa*,) *Faber.* Nec improbanda esset ista coniectura, si codices confirmarent, et non foret paullo frigidior. Non sollicitanda est igitur altera lectio, quam vetus Latium probaret. *Ruitque*, forsan admitti potest, et probe respondebit, *ruuntque* v. 293. Ab eiusmodi enim hiatibus non abhorrent veteres Poetae. *Creech.* 7) cum omnia corpora sint parva. *Cuiusvis* e Codd. Gifanius, et numeros esse Ennianos contendit. *Creech.* 8) singulas materiae dissipatae partes. *Creech.* 9) res quaelibet. *Creech.* 10) unaquaeque res. *Creech.* 11) aliquod extremum. *Creech.* 12) aliquid aquae. *Quidquid* pro *quidque*, ut saepe alias, et v. 285. item v. 305. *Creech.* 13) primam quamque lucem. *Creech.* 14) quidque. *Creech.* 15) *Quisquis* pro quisque. Uti

von diesem Verderben geredet hat; so sei hier der Schluß, tantum sit. Herr Heyne verbindet, wie Taubmann und andre quidquid mit omnia sint, welches mir zu verworren scheint.) *Ovid. Art. am. I. 267.* *Quisquis* [16]) ubique viri, faciles advertite mentes. (quicunque ubique est.) *Lucan. VIII. 642.* Sed *quisquis* [17]) in istud a Superis immiſſe caput. (Tu, quisquis es, immiſſe.)

Auch unumquidquid findet man bei den Alten statt unumquidque. Terent. Ad. IV. 2. 51. Iam adibo, atque *unumquidquid*, quod quidem erit belliſſimum, carpam. *Plaut. Trin. IV. 2. 40.* Sin *unumquidquid* [18]) ſingillatim et placide percunctabere. *Lucret. V. 1387.* Sic *unumquidquid* [19]) paullatim protrahit aetas.

Die Redensarten quoquo modo, quoquo pacto etc. statt omnibus modis etc. kommen noch bei den Neuern häufig genug vor. S. Gesners Thesaurus unter quoquo; wo eigentlich diese Exempel von denen, die quoquo modo auf die gewöhnliche Weise mit einem Verbo verbinden, hätten getrennt werden sollen.

Seltener findet man bei neueren Prosaisten quisquis allein für quisque. Bei Cicero nur in Gesellschaft eines andern Beziehungswortes, wo man es denn freilich auch als einen besondern Saz erklären kan. *Cic. Ep.*

Uti contra *quisque* pro *quisquis* etc. *Taubmann.* Al. ut *quisque est.* Ita legendum. *Heyne.* 16) Videtur legendum, *Quotquot ubique viri*, vel, *Quidquid ubique virum Heins.* Nihil muta: paſſim enim *quisquis* et *quisque* cum plurali coniunguntur etc. *Burmann.* 17) quicunque permiſſus es. *Schrevel.* 18) *unumquidquid* pro *unumquodque.* Ita ſaepe Cicero, quod notavit Manut. ad Ep. Fam. VI. 1. *Taubm.* 19) unamquamque

Ep. Fam. VI. 1. quocunque in loco *quisquis* [20]) est. (quocunque in loco aliquis, et quisquis in ille loco est.) *Or. p. Cluent. 19. ut quidquid* [21]) ego apprehenderam. *In Verrem lib. V. 13.* ita odorabantur omnia et pervestigabant, ut, *ubi quidquid* [22]) esset aliqua ratione invenirent. *Pro Fonteio, 7.* Si, *ut quidquid* [23]) ex illo loco dicetur, ex oraculo aliquo dici arbitrabitur. *Tusc. quaest.* V. 34. etiam ex bestiis intelligi potest, quae, *ut quidquid* [24]) obiectum est, quod modo natura non sit alienum, eo contentae non quaerunt amplius. *Offic.* I. 46. colendum autem esse ita quemque maxime, *ut quisquis* [25]) his virtutibus erit ornatus. Dahin gehört auch Plin. Panegyr. 55. *ut quisquis* [26]) factus est princeps. Will man auf diese Art auch Virgils ut quisquis, und die übrigen

 Beispiele

quamque artem. *Creech.* 20) *Quisquis* pro *quisque* interdum veteres usurparunt, ut Cic. Tusc. 5. in Verrem. 4. Plaut. Trin. et Lucretius saepissime. *Manut.* Pro *quisque*, quod mallem, si libri iuvarent. *Ernesti.* Lambin hat die Variante quisque. 21) Nihil muto quamvis sciam quibusdam placere legi, *ut quidque*, errant illi. nam *quidquid* saepe a veteribus pro *quidque* ponitur, quod pluribus verbis ostendi in commentariis Lucretianis. *Lambin. Quidquid* est pro *quidque*, ut alibi: nec tentandum est. Ed. Iunt. *quicquam*: nec hoc male. *Ernesti.* 22) *Quidquid* pro *quidque Manut.* Vorburg und Ernesti lesen quidque. Edd. pr. habend quidquid, sagt Ernesti, quod defendit Manutius. 23) Al. *ut quidque*. Sed *quidquid* pro *quidque* a M. Tullio, Lucretio, Plauto, ceteris bonis et probatis scriptoribus esse usurpatum, alibi notavimus. *Lambin.* Ernesti liest ut quidque, ohne das quidquid zu erwähnen. 24) Aut *ut* abundat, aut pro *quidquid* legendum *quid* aut *quidquid* hic accipiendum pro *quidque*, ut apud Lucretium. *Manut.* Ernesti schweigt. 25) Ex vetusto codice legitur, Ut quisque, Gesner im Thesaur. Ernesti liest quisque, sagt aber: Quisque mihi suspectum est, meliusque abesset. 26) Male editur a recentioribus *quisquis*, rescribendumque *quisque*,

Beispiele mit ut, qua und ubi erklären; so lasse ich sie mir gerne abdingen. Wem übrigens diese meine uneigennützige Erklärung eines doppelten Beziehungswortes auffallen mögte, der besinne sich nur auf ähnliche Zusammenstellungen, z. B. *Cicero de Orat. I. 12.* Quidquid erit igitur quacunque ex arte, quocunque de genere, id orator etc.

Von den seltenern Beispielen, wo quisquis bei neueren Prosaisten ohne ein vorhergehendes Beziehungswort in der alten Bedeutung für quisque steht, habe ich folgende angemerkt. Liv. XLI. 8. Nam et ne stirpem domi relinquerent, liberos suos *quibusquibus* (an jedermann) in eam conditionem, ut manumitterentur, mancipio dabant etc. *Senec. de tranq. an. XI. Quidquid* [27]) (est) cariorem vitam facturum. *Plin. Ep. I. 20.* Praeterea suae *quisquis* [28]) (quisque) inventioni favet, et quasi fortissimum complectitur, quum ab alio dictum est, quod ipse praevidit.

In der altrömischen Sprache hatten quisquis, quisque und quicunque einerlei Bedeutung: wer auch immer, und mit ausgelassenem Verbo, jeder wer er auch sei. Quisque stand für quicunque, (denn das alte Relativ hieß sowohl quis als qui,) wie quandoque für quandocunque. Beispiele, wo quisque wer auch immer heißt, findet man in Gesners Thesaurus. S. auch Gronovs

quisque, ut dedit Schwarzius, quamquam nihil de eo admonens. *Ern.* 27) Frustra hic omnia intuta suspicatur Gruterus. Verbum substantivum *est* delendum, quia scriptis omnibus ignoratur. Varietas alia, ut *facit*, *facturus*, est orta ex insolentia huius locutionis, *quidquid cariorem vitam facturum:* quam tamen nos facile concoquimus, pro eo, *omnia cariorem vitam factura. Gronov.* 28) Weder Gesner noch Ernesti fanden hier etwas anzumerken, nicht einmal, daß andere quisque lesen.

Gronovs Anmerk. zu Liv. I. 24. Quisque verlor allmählich diese Bedeutung; quisquis hingegen und quicunque behielten sie allein. Indeß hat selbst quicunque noch manchmal, eben so wie quisquis, die andere uralte Bedeutung: Jeder wer er auch sei. *Cic. Ep. Fam. II. 19.* Quamobrem *quaecunque* a me ornamenta ad te proficiscentur. Welches Ernesti so erklärt: Quicquid ornamentorum erit in potestate mea, ad te proficiscetur. Aber warum führe ich statt der unmaßgeblichen Meinung eines Mannes, der, wie seine Aeusserungen über quisquis beweisen, selbst nicht recht wußte, wie er mit diesen Wörtern daran war, nicht lieber den entscheidenden Richterspruch eines Untersuchers wie Manutius an? *Quaecunque*, sagt er, alibi ponitur pro, *Omnia quae*, subsequentibus duobus verbis, ut, *Quaecunque facis, mihi grata sunt;* hic pro, *Omnia*, simpliciter, unico subiuncto verbo: QVIDQVID GARRIAT INEPTA GRAMMATICORVM TVRBA. Ubi enim eorum auctoritate, qui Latini sermonis usu et scientia floruerunt, probari aliquid posse video, QVISQVILIAS contemno Sic ad Atticum III. 21. etc. etc. Man stelle sich vor, was er von denen urtheilen würde, welche die ähnliche Bedeutung von quisquis, nachdem sie vor mehr als zweihundert Jahren von ihm und Lambinus unwiderleglich und unwiderlegt bewiesen worden, noch jezt nicht etwa mit Gründen bestreiten, sondern plump wegleugnen. Und wenn er dann hörte, daß grade solche Leute, die noch so manches andere von ihm lernen solten, am ungestümsten von der heutigen Aufklärung der Kritik, die damals nur eben aufdämmerte, in zierlichem oder barbarischem Lateine daher schwazen; beim Apoll und allen Musen, was würde er urtheilen!

Sonderbar ist es, daß bei dem Worte quisquis die Grammatiker so ängstlich thun, eine Eigenheit der lateinischen Sprache gelten zu lassen, die fast von allen ähn-

lichen

lichen Worten gilt. Denn gleiche Bewandniß hat es mit quandocunque und quandoque, wenn es (oder wird auch dies noch geleugnet?) für aliquando steht. Nämlich est, fuerit oder dergleichen ist ausgelassen. S. Sanctii Minerva mit Perizons Anmerkungen p. 359. Ferner mit quantusquantus statt totus, mit qualisqualis, uterque, utercunque, ubique, undique, quotquot annis oder quotannis (tot annis quot sunt,) quot Calendis, quot oder quotquot mensibus, quot diebus, quot dies und quotidie; endlich mit der abgedroschenen poetischen Floskel, qualecunque ingenium meum, statt ingenium meum, quale id cunque est.

Voß.

5.

An meine Freundin **

Nachdem sie das Gemälde einer Einsiedelei vollendet hatte.

Gutes Mädchen, du gabest ihm alles, dem glücklichen Klausner,
Was nur immer das Glück seinen Vertrautesten gab:
Diese Zelle, mit ihr Genügsamkeit, Freiheit und Ruhe,
Diese Gegend umher, blühend im ewigen Lenz.
Eines nur vermiss' ich in deiner glücklichen Schöpfung: warum gabst,
Sie zu genießen, du nicht Liebe dem Einsamen noch?

O. Graf von Haugwitz.

---

6. Auch

6.

Auch etwas über weibliche Stifter.

Im Jänner voriges Jahrs, S. 49 f. hat ein wohldenkender Mann eine kleine Predigt über einen Text des Verfassers der Briefe über Westphalen (April 1784) gehalten, die aber in eben den Fehler fällt, den sie rügen wolte; sie ist zu einseitig. Damit wird die Sache nie erschöpft, und ob ich mich gleich nicht dafür ausgebe, ein Endurtheil in diesem Streite geben zu können, bei dem sich beide Theile völlig beruhigen könten; so kan ich doch einen Schritt weiter thun, den Untersucher in die Hand arbeiten und den Streitpunkt näher bestimmen. Die Sache verdient allerdings eine weitere Untersuchung, sie gehört bei jezigen Revoluzionen, nicht mehr vor das Tribunal des Publizisten, sonderr des Weltbürgers und Staats, und das Publikum des lezten Viertheils des 18. Jahrhunderts denkt über gewisse Dinge ganz anders, als die Welt zur Zeit des westphälischen Friedens dachte. Ein wohlthätiges Bestreben, die Quellen des menschlichen Elends zu verstopfen, begeistert jezt mehr edeldenkende Männer, als jemals, wenigstens erlaubt es ihnen die Toleranz und die aufgeklärte Denkungsart unsrer Fürsten, jede Sache beinahe bei ihrem wahren Namen zu nennen, die Warheit laut zu sagen, und ihre Klagen vor das ganze Publikum zu bringen, und dadurch wird allerdings gewonnen, wenigstens für eine hofnungsvolle Ernte ausgesäet.

Der Reisende spricht überhaupt von allen Stiftungen zu Gunsten des Adels, M. hebt bloß die weiblichen Stifter aus, sie in Schuz zu nehmen, und seine Apologie hätte wirklich eine einnehmende Phisiognomie, wenn keine andre Mittel mehr übrig wären, unsre adelichen Töchter

 der

der Welt nüzlicher zu machen, ohne sie bloß zu ernähren, und wenn keine würdigere Hülfsbedürftige da wären, die auf solche Unterstüzung ein näher Recht hätten. Denn der Hauptgegenstand der Untersuchung sind doch die turnierfähigen Stifter, diese sind die wichtigsten, und daß die Benefiziaten das sie schüzende und ernährende Publikum nicht selten durch eine äusserst beleidigende Arroganz insultiren, ist freilich meine Schuld nicht. Auf diese muß ich mich also auch allein einschränken.

Daß die Töchter unsers alten Adels nach ihrer jezigen Verfassung dieses Zufluchtortes wider Mangel und Niedersinken bedürfen, leugne ich gar nicht; herzlich gern gönnte ich den lieben Geschöpfen diese Freistätte, wenn sie sie glücklich machen könte, oder wenn nichts mehr aufzufinden wäre, sie dem Staate nüzlicher und sie selbst glücklicher zu machen, als sie es im ehelosen Leben sein können. Ich glaube aber bessere Aussichten für sie zu haben; ich glaube, daß die Welt nach und nach vorbereitet gnug sei, Vorschläge der Vernunft von chimärischen Projekten zu unterscheiden, und die Thätigkeit mächtiger Reformatoren läßt uns mit der Zeit auch auf dieser Seite Revoluzionen erwarten, die Europa eine andere Gestalt geben werden. Dem Feudalunwesen droht eine große Abänderung, den Majoratrechten vielleicht eine gänzliche Abolizion, und der Bürgerstand wird zu aufgeklärt, immer verachteter Sklave des Adels bleiben zu können. Bei diesen Aussichten, die etwas mehr sind, als Hirngespinste, würde der Adel wohlthun, bei Erziehung seiner Kinder auf einen erweiterten oder zu erweiternden Wirkungskreis Rücksicht zu nehmen; denn wenn vollends das Verdienst sich heute oder morgen in solche Stellen eindrängen solte, die bisher bloß für den Adel aufgehoben wurden; so wäre dieser Rath so böse eben nicht. Nur in Deutschland hat es der Adel bisher für entehrend gehalten, bürgerliche Nahrung zu treiben; der jüngere Sohn des engländschen

Lords

Lords handelt dagegen vernünftiger, und schämt sich nicht z. E. die Kaufmannschaft eben so zu lernen, als jeder bürgerliche Lehrpursche, mit Verleugnung seiner Geburt als Kaufmann sein Auskommen zu suchen, und einem bürgerlichen Mädchen seine Hand zu geben. Die Tochter des reichsten und vornehmsten Lords oder Baronets, die keine Aussicht hat, Lady zu werden, tritt in den bürgerlichen Stand zurück, und wird glücklich, weil sie keine Stiftung vor sich hat, sich in Chimären zu wiegen, und vom Stammbaume zu leben. Hätte Großbrittanien eben solche Stiftungen für den Adel als wir, so würde die Vernunft schon schwerere Mühe gehabt haben, die adeliche Jugend auf reelle Glückseligkeit aufmerksam zu machen, und mancher Fähndrich mit ausgedürrten Backen würde sich als Bierbrauer keinen deutschen, runden Kopf verschafft haben. Ein großer Theil des Adels giebt seinen Kindern eine vorzügliche Erziehung, und verschafft ihnen Kentnisse, die manchem Bürgerlichen zu kostbar fallen, sich solche zu erwerben. Mit diesen Kentnissen würde der junge Edelmann auch bei bürgerlicher Nahrung weiter vordringen können, und sein Glück sicherer gründen, vorausgesezt, daß man ihn bei seiner Erziehung nicht mehr Bedürfnisse kennen gelehrt, als er wahrscheinlich in seinem künftigen Stande zu befriedigen im Stande seyn wird. Im Würtembergschen schämt sich kein Kavalier, der keine Güter zu erwarten hat, Theologie zu studieren, eine Landpfarre anzunehmen, und ein gnädiges Fräulein in eine Frau Pastorin umzuschaffen, und beide befinden sich wohl dabei. Warum sind wir im nördlichen Deutschlande schwerer zu befriedigen? Warum sträuben sich unsre jungen Edelleute wider die Arzneikunst und andere bürgerliche ehrbare Nahrungszweige? Doch wol, weil man ihnen mit Gewalt Chimären in den Kopf sezt, und sie vom Winde leben lehrt. Der Verfasser des Etwas über die weiblichen Stiftungen gesteht es ein, daß den Kadetten des Adels, den jüngern oder unbegüter-

ten Edelleuten, Mittel und Wege gnug zum Fortkommen übrig bleiben, die Feder und der Degen. Aber wozu denn die Domkapitel? Läßt sich auch das Geringste für ihre Nuzbarkeit, zu ihrer Entschuldigung sagen? Sie sind einmal da, wird man mit einwenden, sie sind dazu gestiftet, Lasten dieser Erden aufzunehmen, und, wie der Reisende sagt, unschädlich zu machen. Da sind sie freilich, eine heilige Einfalt hat sie fundirt, aber ob das den Staat auf ewige Zeiten verbinde, sie beizubehalten? ist eine ganz andere Frage. Was zu damaliger Zeit Bedürfnisse für den Staat und die Kirche war, bleibt es nicht auf immer, und was Karl der Große wolte, daß die Domherren sein solten, sind sie längst nicht mehr gewesen, und sie konten es nach der Natur der protestantischen Kirche nicht bleiben. Bei uns macht also diese Klasse von Menschen bloß eine verzehrende Klasse aus, und haben sie hin und wieder Theil an der Regierung; so entsteht die Frage, ob es nicht besser wäre, sie hätten's nicht? Wenigstens wurden sie nicht dazu fundirt, und ihre jezigen Rechte sind größtentheils in spätern Zeiten usurpirt. Jeder Staat hat das Recht, Stiftungen, die entweder nicht mehr nothwendig sind, oder aufgehört haben, das zu sein, was sie sein solten, oder die widerrechtlich um sich greifen, das Fett des Landes an sich gerissen, die erwerbende Klasse in Sklaverei gestürzt und ihnen die unerträglich gewordene Lasten, den Staat zu beschüzen und zu erhalten, allein aufgebürdet haben, entweder ganz aufzuheben, oder sie doch nach den jezigen Erfodernissen zu reformiren. Dies Recht hat man den Fürsten in Absicht des Jesuiterordens und dessen Aufhebung nicht streitig machen können; dies Recht, völlig unnüz gewordene Mönchsorden, wenn der Staat nur wieder nimt, was ihm gehört, aufzuheben, gesteht man den Vätern der Völker noch zu, so wie man's ihnen gern einräumt, unnüze Hofbedienungen eingehen zu lassen, wenn den Unterthanen dadurch Erleichterung und größeres Wohl kan verschafft

verschaft werden; warum solten sie also nicht auch berechtigt sein, höhere, altadeliche Domkapitel und Stiftungen umzuschmelzen? Ich sage: umschmelzen, denn sind ihre Besizungen einmal zum wahren geistlichen oder leiblichen Wohl des Vaterlandes bestimmt; so hat ein Fürst zwar das Recht, die beste, dahin abzweckende Verwendung, falls er souverain ist, zu bestimmen, nicht aber willkührlich sie einzuziehen, oder sie wol gar dazu zu verwenden, friedliche Völker zu unterjochen und die an sich genommene Schäze zu Waffen zu machen, um ein ungerechter Eroberer zu werden.

Daß unsere Domstifter und andere adeliche Stiftungen einer besseren, gerechteren und für unsere Zeiten passendern Einrichtung fähig sind, bezweifelt doch wol niemand. Eigenthum der Genießenden sind sie doch nur auf Lebenslang, und dem Staate steht doch immer das höchste Eigenthumsrecht zu. Wenn also der Staat die einmal Präbendirte in ihrem Besizrechte ungestört fortdauern läßt, bis an ihr hochadeliches Ende; so können diese Temporarii doch warlich nichts dabei zu erinnern haben, wer sich nach ihnen mästen soll? Das ganze Korpus der altadelichen Ritterschaft bliebe also nur noch übrig, das ein jus quaesitum auf diese Hummelei vorschüzen könte; und nun komt es noch auf die nähern Beweisgründe dieses anmaßlichen Rechts selbst an.

So wenig ich meines Zeitgenossen Güter wider seinen Willen verschenken kan, eben so wenig kan ich willkührlich meinen Nachfolgern Rechte vergeben, die nicht mein völlig unumschränktes Eigenthum waren. So bald sich die äussere Verfassung einer bürgerlichen Geselschaft durch unvorhergesehene Revoluzionen abändert, so bald muß sich auch alles ändern, was der nun abgeänderten Verfassung eigen war, und sich in die neue Gestalt nicht mit fügt. Gesezt, der Pabst habe ein gegründetes Ober-

recht über katholische Fürsten gehabt, so konte dies doch nicht länger währen, als so lange die Fürsten und ihre Länder dies Oberrecht anerkanten. So bald sich demnach die protestantischen Fürsten und die gallikanische Kirche von dieser Anerkennung völlig lossagten, und den Pabst von seiner oberhirtlichen Seelsorge über sie dispensirten, so bald hörten auch seine Rechte über sie auf, die nur Folgen seiner nun verbetenen Oberseelsorge waren, und mit ihnen alle Stiftungen, die er dirigirte, konfirmirte, konferirte und aufrecht erhielt. Die protestantischen Fürsten ließen fortdauern was ihnen gut dünkte, aber unter einer veränderten Gestalt, und dies Recht mußten sie nothwendig auf ihre Nachfolger forterben, oder es war auch in ihren Händen kein Recht. Viele Stiftungen giengen also ganz ein, und andern gab man eine völlig veränderte Gestalt; daß man aber den alten Adel begünstigte, war weiter nichts, als Konvenienz der Zeitläufte, die keine Verbindlichkeiten für künftige Generazionen mit sich führen, oder auf immer auf die Nachwelt verpflanzen konte. Und warum soll denn nur gerade der alte Adel so vorzüglich begünstigt werden? Weil unter seinen Ahnen jemand war, der der Welt einen wichtigen Dienst that? Das that mein Ahnherr Noa auch, und doch giebt mir niemand ein Fuder Wein, und den ich kaufe, erlaubt man mir noch obendrein nicht ohne Lizent zu trinken, ohneracht mein Ahnherr den Wein erfand. Man thut mir also Unrecht, wenn ein wichtiger Dienst bis ans Ende der Welt in allen Descendenten muß belohnt werden. Aber hat denn seit 16 und mehr Generazionen niemand der Welt mehr einen wichtigen Dienst gethan? Sollen unsere Vorfahren allein dankbar und so ausschweifend dankbar gewesen sein, daß uns keine Mittel mehr übrig bleiben, es gegen unsere Zeitgenossen auch zu sein? Unser stiftsfähige Adel sagt: Nein! Denn wer sich für uns, für unser jeziges Vaterland aufopfert, zum Krüppel hauen oder erschießen läßt, eine

arme,

arme, unversorgte Familie zurück läßt, und hat nicht 16 reine Quartiere, der kan auf keine Versorgung rechnen, die doch vorzüglich fürs Verdienst bestimmt sein solte. Ja, wenn unser Vaterland auch von verdienstvollen Familien, oder von Unglücklichen wimmelt, und es fehlt am Stammbaume; so suchen wir so lange in der Fremde, bis wir ein qualifizirtes Subjekt auffinden, dem wir Brod geben, dieweil das Verdienst daheim bettelt. Unsere Schulmänner darben, ihre Witwen und Waisen schreien nach Brod, die Witwen und Waisen landesherrlicher Bedienten, rechtschaffner Männer, die dem Staate sich ganz aufopferten, sehen wir ungerührt Noth leiden, dieweil wir Menschen mästen, und ihren Stolz ertragen, deren Verdienst ums Vaterland ein Mückenbein aufwiegt. Deutschland! kanst du noch erröthen? Oder sankst du wirklich so tief in Sklavenniedrigkeit unter, kein Gefühl für Gerechtigkeit und Billigkeit mehr zu haben?

Und war es denn immer Verdienst der Vorfahren, das jezt stiftsfähig oder ritterbürtig macht? Waren wirklich alle Kaiser und Könige so ausgemachte Kenner des Verdienstes? Ich dächte nicht; was das Geld nicht that, das thaten oft Niederträchtigkeiten, die den Adel verschaften, und ein gefälliger Hofnarr hat wol ehe dem Verdienste den Preis abgejagt, oder eine Fürstenhure für ihre Bastarte den Adel erhurt, der dem Verdienste allein gehören solte. Und warum kan nur der Reichsadel zu diesem Unterkommen qualifiziren? Unsere klügern Fürsten haben sich die kaiserlichen Panisbriefe verbeten, und solten nicht Herren gnug in ihren Ländern sein, ihren eigenen, selbstgemachten Adel vorzuziehen und zu belohnen? Denn gesezt, der Adel sei Lohn des Verdienstes; so kan nicht ein entfernter Fürst dies beurtheilen, sondern nur der wirkliche Fürst des Landes selbst, wenigstens ist die Wahrscheinlichkeit für diesen. Wollen wir unsere Nachkommen also dem Eigensinne der Observanz aussezen, Descendenten der

in unsern Tagen graßirenden Adelssüchtigen und für Geld Geadelten wirklichen, verdienstvollen Zeitgenossen vorziehen zu müssen?

Unser politisches Sistem, besonders aber das Feudalsistem ist jener Verfassung, die uns den jezt alten Adel gab, so sehr unähnlich geworden, daß jener Adel nicht mehr in unsere Staatsverfassung paßt. Unser Güter besizender Adel macht keinen Sattum in Statu mehr aus, seine Unterthanen sind nicht mehr seine Privatknechte, sondern wirkliche Unterthanen des Staats, die eben sowol konskriptionsfähig sind, als nichtadeliche Unterthanen, wo das Konskriptionswesen eingeführt ist. Der Ritter selbst sezt sich zur Zeit des Krieges nicht mehr mit seinen Knappen und Knechten auf, das Vaterland zu vertheidigen; warum sollen ihm denn alle Emolumente gelassen werden, die zunächst Belohnungen dieser nun aufgehörten Pflicht waren? Alles, was der Adel also noch von anscheinenden Vorzügen vor dem Bürgerstande voraus hat, ist seine größere Applikazion für höhere Bedienungen und das Militair. Zugestanden, daß diese Vorzüge jezt noch unverkenbar sind, woher komt es wol anders, daß man sie beim Bürgerlichen vermißt, als weil man's ihm nicht erlaubt, sie sich zu erwerben und zu zeigen? Man gebe uns nur Hofnung und Anwartschaft, unsere Verdienste belohnt zu sehen; so wollen wir gewiß nicht auf uns warten lassen, und wir werden gewiß eine größere Anzahl Kandidaten zum Aussuchen liefern als der Adel. Unmittelbare Hofbedienungen, wobei eben keine große Verdienste zu erwerben sind, oder gefodert werden, aber desto mehr Geschmeidigkeit können wir vor der Hand dem Adel allein gönnen, weil sich die Fürsten einmal an ihn gewöhnt haben, ohnerachtet es auch unter den Bürgerlichen nicht an Subjekten fehlt, die sich in tausend Falten schmiegen, schmeicheln und sich mit einem geschäftigen Nichts eine wichtige Miene geben können.

Also

Also solte alle Ordnung unter den Menschen aufhören? Meines Vorschlags wegen wahrhaftig noch nicht, wenn er auch einmal thätiger solte beherzigt werden. Denn müßten wir uns auch über das, was eigentlich Ordnung ist, und was nur so genant wird, erst vertragen. Unterschied unter Ständen muß allerdings bleiben, denn der süße Traum von Gleichheit unter allen Menschen gehört nur zur Roußeauschen Waldrepublik, wo der Mensch auf allen Vieren geht, und Eicheln frißt. Ich verlange ja auch nur die kleine Abändrung, daß künftig nur das Verdienst den Rang bestimme, den bis jezt blos der Adel gab, und mir deucht, diese Fodrung ist sehr billig. Der Adel wird bei diesem Wettstreite ja gar nicht ausgeschlossen, und wenn der Freikorporal von adelicher Geburt sich künftig durch militärische Wissenschaften, Applikazion und gutes Betragen vor dem bürgerlichen Freikorporale auszeichnet; so soll jener Offizier werden, und dieser zurückstehen, bis er jenes Vorzüge erreicht hat. Dagegen beding ich mir nur die kleine Gerechtigkeit aus, dem bürgerlichen jungen Manne, der die zum Militär nöthigen Wissenschaften gut gefaßt hat, mit Leib und Seele Soldat, und dabei von unbescholtenem Betragen ist, den Vorzug vor jedem Junker zu geben, dessen vornehmste Empfehlung das armselige von ist, und weiter nichts. Man kennt schon die fruchtbaren Provinzen, wo Adel und Unwissenheit gleich häufig sind; aber man kennt auch das lauter werdende Misvergnügen des Bürgerstandes, der sich des starken Kinderzeugens des niedern Adels wegen immer mehr zurückgesezt sieht. Hin und wieder fängt man an, invalide Offiziere in Civildienste zu stecken, wovon sie nichts verstehen, und die sich dazu rutünirte Bürgerlichen zurück zu sezen. Kein Wunder, daß die im beßten Wachsthum noch stehende Fähndriche und Leutenants da schon Invaliden werden, und die hochadeliche Ju-

 gend

gend aus Invalidensucht Soldat wird. Wenns so fortgeht, so wird der Friede weit mehr Invaliden machen, als der hartnäckigste Krieg, und zwischen dem zurückgesezten Bürgerstande und dem Schuzjuden wird zulezt kein Schritt Raum mehr bleiben. Und zu welchen Künsten, Insinuationen, Bestechungen und Betrügereien führt dies, nicht Salvo jure tertii, unternommene Vorziehen! Es kommen da Familien, Adel und Wapen zum Vorscheine, die sich kein Adelslexikon träumen läßt, und Inokulationen in wirkliche Familien, die nicht heterogener sein können.

Und kan der Staat bei diesen Eingriffen auf die Dauer gelassen zusehen? Und woraus besteht der Staat? Ich fürchte, daß man es mit diesem Begriffe macht, wie der Pabst mit dem Worte Kirche, ein anderer Name für sich selbst und seine Spießgesellen, die immer furchtbarer werdende, nichts weniger als verlöschte Jesuiten. Der Bürgerstand ist der ernährende und beschüzende Hauptheil des Staats, er füllt die Schazkammern, er erhält den Fürsten und seine Diener, er besoldet und kleidet die Armee, er überträgt und deckt den Ausfall, den die Exemtionen und Immunitäten verursachen, er stellt die Vertheidiger des Vaterlandes, er macht es durch Indústrie und Handel blühend, und aus seinem Beutel lebt der Adel, der sich ein Vorrecht zu den wichtigsten Staatsbedienungen anmaßt. Und dieser Staatsbürger solte sich dadurch nur Sklaverei und demüthigende Verachtung erkaufen? Solte sich jeden Sporn des Ehrgeizes; jeden Lohn des Verdienstes genommen sehen? Solte seine Talente nicht ausbilden, nicht anwenden, weil Leute ohne Talente da sind, die den Lohn des Verdienstes an sich reißen? Wenn das nicht heist: Die Menschheit im Menschen beleidigen und misbrauchen; so sage man mir, was es heist!

Und

Und zugestanden, daß die hochadelichen Stiftungen noch immer als Freistädte für Mangel und Noth für bedürftige Familiensprossen anzusehen sind; wer eröfnet, wer beschüzt diese Stiftungen? Eben die Klasse von Menschen, die sich von dem unerträglichsten Stolze manches Domherrn und vorzüglich mancher arroganten Stiftsdame muß mishandeln lassen, die sich unter ihrem Ordenskreuze brüsten, ohne dran zu denken, daß sie eine wahre Satyre wider sich selbst mit sich herum tragen. Soll die Welt bei ihrer Aufklärung doch nicht die Erlaubniß haben, klüger zu werden; nun! so wirds bleiben, wie es war; der dem Staate so nüzliche, so unentbehrliche, so verdienstvolle Schulmann wird forthungern und vor Hochwürden Gnaden im Staube und in Verachtung kriechen müssen; der Gelehrte wird aufklären, und zur Belohnung noch länger Kanaille und Pedant heissen; der Prediger fährt fort zu darben, verachtet zu werden, und seine Witwen, seine Waisen können betteln. Der Künstler bleibt Tagelöhner des Adels, der Kaufmann ein niedriges Geschöpf, das man nur kennt, wenn der Wechsel verfallen ist, und der Bauer Vieh, um sich von seinem Fette zu nähren. Und was sind unsere bürgerliche Stiftungen? Zufluchtsörter für Krüppel, Arme und Verlassene? So müßten die Stiftsstellen nicht verschachert und versteigert werden.

Ich habe laut wider eine Klasse von Menschen gesprochen, die lange gnug tirannisirt hat, aber ich habe nicht die Absicht gehabt zu beleidigen, wenn die Warheit nicht beleidigt. Unter unserm Adel haben wir sehr große, wahrhaftig edele Menschen, die doppelter Ehre werth sind, weil sie ein Hinderniß mehr zu übersteigen hatten, wahre Menschen zu werden, als der Bürgerliche. Nur Schade, daß die Fürstenberge, Herzberge, Dalberge, Carmer, Bernstorfe, Rochowe, Münchhau-

sen und Hüpsche etwas dünne gesäet sind! Wir verehren unsern großen Münchhausen und seine Verdienste noch immer, aber wir vergessen darüber auch unsern Alemann nicht, und wissen so ziemlich aus der Geschichte der Entdeckungen, wem wir Erfindungen zum Wohl der Menschheit zu danken haben. Christoph Kolumbus, Johann Kepler, Nik. Kopernikus, Konrad Dippel, der Erfinder der Buchdruckerkunst, Fahrenheit, Otto Gucrike, Muschenbrok, Johannes Regiomontanus, Hevelius, Christian Huygens, Nikolaus Brand, Bartholt Schwarz, Lieberkühn, Wilhelm Beukels u. a. m. waren keine Edelleute, trugen keine Orden, und waren nicht stiftsfähig; Huß, Erasmus, Luther und Melanchthon waren nicht von Geburt, und die anerkanten Verdienste des Adels waren gewöhnlich nur Inventis additio. Necker ist von Haus aus kein Edelmann, Büsching und Dohm sind es auch nicht, und wie sehr ist ihnen die Staatskunst nicht verbunden! Friedrich Nicolai hat Verdienste um die Menschheit, die erst die Nachwelt völlig anerkennen wird, und wenn sein Bruder ein großer Dichter ist; so konte ihm Joseph der Zweite zwar den Adel, nicht aber dies und andere Talente geben. Fürsten und der hohe Adel erkennen die Verdienste bürgerlicher Gelehrten, unser König schäzt, ermuntert und belohnt sie. Friederich der Große arbeitet mit ihnen gemeinschaftlich; der vortrefliche Markgraf von Schwedt nante Eulern seinen Freund; der Fürst von Dessau gab einem Institute Dauer, das Bürgerliche gründeten, und wenn Katharina die Zweite einen Zimmermann, oder der Herzog von Braunschweig einen Jerusalem schäzt. — Was thut da unser niedrer Adel? Was unsere Domherren und Stiftsdamen? Sie kennen diese Männer nicht, und grüßen sie nicht in Pyrmont oder Rehburg — weil sie nicht Assembleefähig sind. Ist dies Adel? Ein Fürst von Fuld handelt in Brückenau edler.

Ich

Ich habe in Berlin Excellenzen und in London Lords unter dem Volke gefunden, die sichs zur Ehre rechneten, mit Menschen umzugehen, und selbst Menschen zu sein; aber warlich in H. P. H. M. O. ꝛc. sieht es anders aus, und in D. giebt es bekantlich nur Adel und Pöbel. Wer in Spaa und Achen feine Sitten hat, und ein guter Gesellschafter ist, kan auf jede Gesellschaft Anspruch machen; aber er komme nach L — ohne 16 Ahnen! Ich habe beim Bade zu M. zwei Edelleute gekant, deren Kindeskinder erst auf Dompräbenden werden Anspruch machen dürfen. Man ließ sie aus diesem Grunde ganz einsam, und sie bliebens, weil ihr Adel denn doch schon zu alt war, sich zum Bürgerlichen herab zu lassen. In Amerika kan's noch einmal gut werden! ! !

H — r. D. V.

7.

Das Reich der Schatten.

Ein Schwank.

Klaus Ranstet *) hieß im ganzen Land
Der erste Schritschuläufer.
Doch diese Herrn sind, wie bekant,
Gar leichtlich Wiedertäufer.
Ach, hört ihr Männer, hört ihr Fraun
Mit ofnem Ohr, und kaltem Graun,
Erstaunliche Geschichten!
O glaubt nicht, daß wir dichten!

*) Klaus von Ranstet, Kurfürst Friedrichs von Sachsen Hofnarr, bekant unter dem Namen Klaus Narr durch seine klugen Sprüche und Einfälle. S.

Mit Hermes Flügeln angethan,
Gereiht an seine Lieben,
Zerschnitt Herr Klaus die Spiegelbahn.
O wär er heim geblieben!
Denkt, die Najaden brachen hier
In ihrem Dache manche Thür,
Ach! ohne Warnungszeichen,
Die Renner zu verscheuchen.

Da schoß Herr Klaus im Falkenschwung
Hinab in nasse Tiefen.
Die Freunde sahn es klar genung,
Und zitterten, und riefen.
Und ach! des Eises Schärfe schnitt
Das Haupt vom Stamme weg; und mit
Merlinens Zauberflügel,
Flog es hinab den Spiegel.

Nun staunt ihr Männer, staunt ihr Fraun,
Bei unsern Wunderdingen!
Uns überströmt ein kaltes Graun,
Indeß wir stotternd singen.
Hört! Bei dem nächsten Nymphenthor
Taucht Klausens Leichnam hoch empor,
Und auf ihn fällt der Scheitel,
Samt seines Haupthaars Beutel.

Scharf war der Frost, und naß der Hals.
Die kaum Getrennten hingen
So innig fest zusammen, als
Saturn in seinen Ringen.
Ihr guten Leute, starrt mich an?
Der Zufall hat dies Ding gethan.
Der Mond und Sonne paaret,
Hat auch den Klaus bewahret.

Wohl

Wohl froren Rumpf und Scheitel fest,
Und, bei Apollons Ehre!
Klaus hob sich aus dem nassen Nest
Mit Podagristen Schwere.
Da stand er, rieb die Augen sich,
Und nieste hoch auf kräftiglich.
Dann rief er: He, Gesellen!
So fährt man hin zur Höllen.

„Gott helfe! schrie der Freunde Chor,
Das Echo mit, Gott helfe!
Dich führte weg, und führt hervor
Ein Teufel, oder Elfe.
Ei, Freund! bist du der zweite Faust?
Wie steht es dort, wo Schwefel braust?
Wirst du vom Schattenleben
Uns bald die Kunde geben? — “

„Gemach, ihr Freunde! Hu, mich friert!
Drum führt mich zum Kamine,
Eh mich der böse Schnupfen schiert;
Und füllt die Punschterrine.
Von meiner raschen Höllenfahrt,
Des Orkus Zucht und Lebensart,
Und seinen alten Seelen
Sind Wunder zu erzählen.“

Verstummt und staunend steuerten
Die Freunde hin zur Schenke,
Und sezten um den Reisenden
Sich rings auf glatte Bänke:
Und als beim warmen Wintermahl
Nun Vivat! tönte zum Pokal,
Trug Klaus dem wachen Kreise
So vor die Wunderreise.

„Ihr

„Ihr, Freunde, saht den jähen Sturz
Den Schädel, und so weiter.
Gleich war mir, wie von Nieſewurz,
Die Seele hell und heiter.
Ich flog, und eh ich mich verſah
Stand ich bei Satans Tafel da;
Und wenn ich recht vernommen,
Schrien Alle laut! Willkommen!“

„Der Böſe, meine Lieben, iſt
Bei weitem nicht ſo böſe,
Als man bei Doktor Luthern lieſt.
Er liebt Pokalgetöſe,
Und tafelt gern von Heſpers Schein
Bis in den hellen Tag hinein,
Und täglich ſtrömen Gäſte
Bei Tauſenden zum Feſte.“

„Vom Flammenſtrom und Schwefelpfuhl
Iſt keine Spur zu ſehen;
Das Klima weder kalt noch ſchwul, —
Kurz, wie es pflegt zu gehen,
Autoren ſudeln hin und her
Vom Himmel, Hölle, Land und Meer,
Und ſahen doch am Ende
Gar nichts, als . . . ihre Wände.“

„Drum höret nagelneue Mähr
Die kein Virgil geſungen;
Und kündet ſie durchs Land umher
Mit Famas hundert Zungen.
Doch wird von Wundern, ſo ich da
Im Nu, mit Machmuds Augen ſah,
Der Menſchen Thun und Treiben
Mir ſtets das größte bleiben.“

„Wie

„Wie dort im Eiskristalle sich
Hernieder kehrt die Brücke;
So sind die Schatten männiglich
Der Vorzeit Gegenstücke.
Herr Alexander heilet Schuh,
Und stielt das Leder sich dazu:
Graf Diogen vom Fasse
Ist Satans stolzer Sasse.“

„Ihr lacht? O Freunde, wunderbar
Ist dieser Schatten Wesen!
Ihr könnt nichts Tolleres, fürwahr!
In . . . . rs Schauspiel lesen.
Ich sah's, daß Heinrich den Gregor
So nahm und warf beim Eselsohr
Hinauf zur Sternensphäre,
Gleich einer Montgolfiere.“

„Ich sah der Welterobrer Schaar,
Als Satans Leibsoldaten;
Wie manchen Sultan, Khan und Czar,
Wie manche Potentaten:
Und Offiziere waren hier
Cartouche, und Lips und Käsebier,
Herr . . . z, das freche Laster,
Und andre Kritikaster.“

„Großvater Adam hat den Pflug,
Und seiner Zeiten Einfalt,
Vertauscht mit Feder, Pult und Buch.
Der gute Mann ist steinalt,
Und schreibt durch seine Brille doch
In hundert Folianten noch,
Von sich bis zum Gerichte
Die größte Weltgeschichte.“

„Sein

„Sein Kain sizt auf Petri Thron,
Und trägt den Kranz von Stralen;
Und läßt bei Leibes Leben schon
Als Heiliger sich malen.
Hingegen denkt, wie sehr der Hirt
Der fromme Abel sich verirrt!
Ach! denkt, er schreibt Sonnetten
Für alle Toiletten."

„Mit Wehmut, Brüder, muß ich euch
Vom Noah nun erzählen.
Der Mann, der einst dem Erdenreich
Das Labsal wackrer Seelen:
Den Born von Freuden und Verstand,
Mit einem Wort, den Wein erfand,
Ist . . o der bösen Viper! . . .
Ist ein . . . o! weint! . . . ein Küper."

„Fürst Nimrod, der zum Sonnenheer
Einst baun und giebeln wolte,
Damit kein Engel droben mehr
Den Erdball schauen solte,
Fürst Nimrod mit dem hohen Sinn
Den stellte Satan oben hin
Auf seines Schlosses Fahne,
Zum stolzen Wetterhahne."

„Die Herrn vom Euphrat allesamt
In selbstgestickten Kleidern,
Sind nun im Tartarus verdammt
Zu Webern oder Schneidern.
Semiramis, nach d'Eons Art,
Im Eisenküras, ohne Bart,
Beweint, daß ew'ger Frieden
Dem Schattenreich beschieden."

„Und

„Und Cyrus gründet, Thronen nicht,
O nein! Philanthropine;
Und lehret, was die Weisheit spricht,
Durch That und Wort und Miene.
Ihm artet nicht Cambyses nach,
Der einst den Gott, das Kalb, erstach,
Und nun Polemik schreibet,
Und Kezer rasch entleibet.“

„Als Ziegelbecker nähren sich
Die Herrn der Piramiden;
Und als Banditen tödten dich
Lagi= und Seleuziden.
Kleopatra, Schauspielerin,
Tritt täglich auf als Königin;
Und muß (da Capo's schallen)
Auch täglich zwier fallen.“

„O Brüder, einen Freistaat sah
Ich drunten sonder gleichen,
Dem warlich Rom und Grácia,
Schwyz, Bern und Zürich weichen;
Wo Solon, Aristogiton,
Harwodius, Timoleon,
Und tausend edle Schatten
Für sich ihr Wesen hatten.“

„Da wandeln Zeno, Sokrates,
Epaminondas, Plato,
Apelles und Praxiteles,
Dentatus, Gracchus, Cato,
Camillus, Brutus, Fabius,
Homer, Horaz, Virgilius,
Da wandeln sie als Brüder,
Und singen Klopstocks Lieder.“

„Ja, stoßet an! Sie leben hoch!
Laßt uns, wie diese, leben,
Daß sie, was sich kein Pabst erlog,
Das Bürgerrecht uns geben!
Ihr Brüder, frei ist jeder Mann,
Der sich, sich selber zügeln kan:
Und alle Freien wohnen
Dort unten bei Catonen.“

„Allein rechtsum! In Satans Reich
Seht ihr nur Operetten;
Und treft ihr wahre Menschen gleich,
So sind, drauf könnt ihr wetten,
Die Armen in der Schurken Klaun,
Die groß und reich, was jene baun,
Sich immerdar befleissen
Allmächtig einzureissen.“ . . . .

„Anstatt der Negern geisselt man
Gekrönte Kannibalen,
Den Sylla, den Domizian
Die Heliogabalen.
Und Teufel Nero muß nun da,
Von seinem Lehrer Seneka
Gepeitscht mit Eisenruthen,
Bis zum Gerichte bluten.“

„Pachoms und Antons toller Troß
Von Kauzen und von Eulen,
Stehn rund um Satans Feenschloß
Wie todte Marmorsäulen;
Und drinnen wimmeln als Lakain,
Die einst Tirannen dummer Lain,
Der Pfaffen Väter waren,
Dreifachgekrönte Scharen.“ —

„Ihr

„Ihr sizt vor Staunen stumm und stier?
Gebt mir vom Quell der Reben!
Mir starrt die müde Zunge schier:
Aufs neue soll sie leben!“
So schloß Herr Klaus, und schwang sein Glas,
Und rief: Ihr Freunde trinket baß!
Die Wassernot zu mindern,
Gab Noah Wein den Kindern.

Und als Herr Klaus sein Schnupftuch zog,
(O Leier, töne heller!)
Ihr Musen, Musen, seht! da flog
Sein Kopf ihm auf den Teller.
Ach! aufgethaut war Rumpf und Schopf;
Und hin warf er den Todtenkopf!
Er ist, wie wir vernommen,
Auch niemals wiederkommen.

Sander.

8.

Ueber die Lesekunst und Begrifentwickelung in der Christenheit.

Seit der Entstehung und Einführung des Christenthums haben zwar viel Menschen Schriftsprache lesen und verstehen können; aber noch weis ich von keinem der deutlich erklärt und bewiesen hätte, wie das Lesen nach den Gesezen unsrer subjektiven Beschaffenheit gelernt wird oder wie die Lesekunst, a priori, möglich ist. Denn vor Erscheinung der Vernunftkritik, vom Hrn. Kant, war

unser Philosophiren dialektisch und zweifelhaft. *) Manche Säze benuzte man aus Erfahrung, und ließ es dabei öfters auf Treffer oder Fehler ankommen. In viel Stücken aber ging es uns nicht besser, als dem bürgerlichen Edelmann im Moliere, der ohne sein Wissen 40 Jahre Prosa gesprochen hatte, und wir ahmten auch allerlei Regeln und Methoden mechanisch nach, wovon einige zwar an sich gut und im gemeinen Leben immer noch anwendbar und nüzlich sind, die wir aber nach ihrer Herkunft eben so wenig beweisen konten, als die Möglichkeit der Erfahrung überhaupt. Wir machten daher einen handwerksmäßigen Gebrauch davon, und haben mitunter nur gar zu viel abschmackte Schlendriane paßiren lassen, die im Grunde weiter nichts als Vorurtheile und für uns allemal sehr schänd- und schädlich gewesen sind.

Lehrarten oder Methoden sind nicht die Lehren, Künste und Wissenschaften selbst, die gelehrt und gelernt werden; sondern die ersten dienen nur zum Beibringen, Befördern und Befestigen der andern, oder kürzer: Die Lehrarten sind die Mittel, bei Begrifentwickelungen der Lehren und Handgriffe, bei Künsten.

Es giebt natürliche, leichte, angenehme und kurze; aber es giebt auch widernatürliche, schwere, verdrüßliche, verzögernde und verderbliche Lehrarten, zu einer und derselben Wissenschaft oder Kunst, und die Folgen, welche alsdann durch eine oder die andre Methode enstehn, sind bei einem Menschen schon sehr beträchtlich, geschweige denn bei einer ganzen Nazion; das lehrt die Erfahrung bei

*) Wer die Vernunftkritik und Metaphysik der Sitten vom Hrn. Kant inne hat, der wird bald gewahr, daß unsre vorgebliche und so hochgepriesne Aufklärung nichts weiter als bloße Fraze ist. Civilität hält man für Moralität: diese aber fehlt ganz, und man hat sie im Grunde nicht einmal gekant.

bei Gelehrten, Künstlern, Handwerkern, bei der Schiffahrt, bei dem Soldatenstande ꝛc. besonders aber bei der Pädagogik; denn diese hat in der Folge auf alle andre Wissenschaften und Künste und in die Aufklärung und Kultur der Menschen den größten Einfluß. Sie solte daher vorzüglich bei einer Nazion gründlich untersucht und auf die kürzesten, bequemsten und sichersten Regeln gebracht werden, und das ist auch sehr möglich.

Allein bisher hat man nur darin herum gepfuscht, nichts von mathematischen und dynamischen Gesezen dabei beobachtet, sondern hier und da nur etwas handwerksmäßig davon gebraucht. Man hat zwar dann und wann neue Methoden erfunden, aber nie eine von den obersten Naturgesezen durch sinthetische Urtheile, a priori, abgeleitet, nie eine zur apodiktischen Gewißheit auf Regeln gebracht, und zu einer natürlichen und wohl abgestuften Begrifentwickelung angewandt; daher ist auch öfters mehr Schade als Nuzen dadurch gestiftet worden.

Es giebt zu jeder Wissenschaft oder Kunst nur eine Lehrart, welche die natürlichste, vortheilhafteste, dauerhafteste und in Betracht aller Verhältnisse zu derselben die vorzüglichste oder möglichst Beste sein muß. Und unter den zur Pädagogik gehörigen Wissenschaften und Künsten wollen wir hier nur eine, nämlich die Lesekunst untersuchen, welche bisher immer noch verkehrt gelehrt worden, und durch eine widernatürliche Methode dem Verstande und der Vernunft sehr hinderlich, schädlich und gefährlich gewesen ist.

§. 1.

Die gewöhnliche Lesemethode beruhet auf einem alten Schlendrian, dieser aber auf einem Vorurtheile, das noch eine ganze Heerde Junge nach sich schleppt, wovon immer eins abscheulicher als das andre ist, und

dieses Vorurtheil heißt Buchstabiren — vor der Lesekunst. Man hat bisher geglaubt, durch diese einzelne Tonleierei lesen zu lernen; allein das ist ganz unmöglich, und so lange die Welt steht, hat noch nie ein Mensch eine Sprache durch Buchstabiren lesen gelernt.

§. 2.

Zwar scheint dieser Saz dem ersten Ansehn nach paradox — allein er ist nichts desto weniger gewiß, und wenn die Unmöglichkeit, durch Buchstabiren lesen zu lernen, bisher noch nicht entdeckt, eingesehen und dieses verderbliche Vorurtheil abgeschaft worden ist, so komt das lediglich davon her, daß wir nicht wußten, wie sinthetische Urtheile a priori formirt wurden. *) Wer aber das oberste Prinzipium aller sinthetischen Urtheile kennt, nämlich: „Ein jeder Gegenstand steht unter den nothwendigen Bedingungen der sinthetischen Einheit, des Mannigfaltigen der Anschauung in einer möglichen Erfahrung;“ — der wird die Unmöglichkeit durch Buchstabiren lesen zu lernen gleich gewahr. Sie kan aber auch auf empirische Art vorgestellt und kentlich gemacht werden, und dieses wollen wir durch gleichförmige Beispiele hier zuerst vornehmen, und hernach durch die Grundsäze der Vernunftkritik die Wahrheit a priori davon deduziren.

§. 3.

Lesen heißt sonst auch, nach dem bekanten Begriffe im gemeinen Leben: Einzelne Dinge nach einander ergreifen, oder Theile zusammen fassen und in ein Ganzes bringen. Z. B. wenn wir Münze oder andre einzele liegende Dinge zusammen nehmen, so sperren wir die Finger aus, nnd bringen sie nach und nach in der hohlen Hand

*) Diese Entdeckung haben wir seit vier Jahren dem Herrn Professor Kant in Königsberg zu danken.

Hand zusammen in Einheit, in Groschen, Thaler u. s. w. Dieses Zusammenfassen beruhet nun entweder auf Willkühr oder Gesezen; wir können 4. 5. 10. 20. ꝛc. nach unsrer Wahl davon auflesen, oder wir sind auch nach Bedingungen, konventionellen Regeln oder Gesezen gezwungen, nur so viel und nicht mehr davon zu nehmen, als wir dürfen; in beiden Fällen aber bringen wir das Mannigfaltige von Dingen oder Theilen in ein Ganzes oder in Einheit. §. 2.

§. 4.

Es hindert uns nun hier nichts, von dem Lesen mit der Hand einen gleichförmigen Begrif auf das Lesen der Buchstaben in Silben und Wörtern zu machen, und statt daß die Hand im vorhergehendem Beispiele das Einzelne in ein Ganzes zusammenfaßte, so faßt die Einbildungskraft im Lesen die Buchstabengestalten in Silben oder Wörter zusammen, oder formirt sie nach Bedingungen und konventionellen Regeln in Einheit; nämlich die Buchstaben zu Silben. Und das ist auch eigentlich die Funktion der Einbildungskraft, sie kan weiter nichts als Gestalten zusammenfassen oder lesen und sie vorstellen, oder produziren und reproduziren.

§. 5.

Dieses Zusammenfassen, Lesen oder in Einheit formiren, es sei nun mit der Hand oder mit der Einbildungskraft, ist gleichwol allein nicht hinlänglich; denn dazu könte man auch eine Maschine brauchen; sondern es gehört noch dazu der Verstand, der das Zusammengefaßte und in Einheit formirte Mannigfaltige begreift; denn das von der Einbildungskraft zusammen gelesene Ganze — es bestehe nun aus Dingen, Silben oder Wörtern — muß auch zu gleicher Zeit in meinem Bewußtsein aufgenommen und von mir erkant werden,

wenn ein Begrif davon entstehen soll. *) Und nach dieser vorausgesezten Wahrheit können wir nun sagen:

Die Einbildungskraft ist unser Leser,
Das Bewußtsein aber der Versteher vom Gelesenen.

§. 6.

Wenn also die Einbildungskraft die Buchstabengestalten in Sylben, Wörtern oder in andern Erscheinungen zusammen faßt, oder das Mannigfaltige der Gegenstände in Einheit bringt §. 2. so muß sie auch das Bewußtsein zu gleicher Zeit intellektuiren, sonst ist das Lesen vergeblich: Denn alle unsre Vorstellungen haben eine nothwendige Beziehung auf unser Bewußtsein, und es ist schlechterdings nothwendig, daß sichtbare Sylben und Wörter, die wir lesen und verstehen wollen, zu einem Bewußtsein unsers Selbst gehören; denn Sinnen und Einbildungskraft allein können nichts denken und verstehn.

§. 7.

Durch diese empirische Gleichförmigkeit und Beispiele vom Lesen sind wir nun vorläufig in Stand gesezt, dasselbe auch a priori einleuchtend zu machen, und wie es durch unser Denkvermögen nach und nach zur Fertigkeit gebracht wird. Vorher aber müssen wir das Buchstabirvorurtheil, welches die Lesekunst bisher gehindert hat, beleuchten, damit seine Schädlichkeit erkant, und dasselbe von Menschenfreunden kurz und gut abgethan werde.

Saz:

*) Da ich hier nicht weitläuftig sein kan, so will ich die nothwendigen Bedingungen, Raum, Zeit, Rezeptivität und Apprehension, um das Lesen zu erklären, weglassen, und mich nur auf die Einbildungskraft und auf das Bewußtsein oder den Verstand dabei einschränken. Verstand, Bewußtsein oder Apperzeption nehm ich also vorerst nur in einer Bedeutung an; diese sind dazu schon hinlänglich mich zu verstehn.

Saz: Es ist unmöglich durch Buchstabiren lesen zu lernen.

Der Kürze wegen will ich diesen Saz analitisch behandeln, und seinen nervus probandi gleich an die Spize stellen, dieser ist: In unsrer Einbildungskraft ist kein Ton vorstellbar; denn Töne sind nicht bildlich, und diese Wahrheit wird wol kein Mensch streitig machen; es beruhet aber alles darauf, was wir zu erweisen uns vorgenommen haben, und ich will jedes schriftliche Wort in 3 Aktus abtheilen.

§. 8.

Nach obigen empirischen, aber dennoch von den obersten Naturgesezen abgeleiteten Beispielen §. 4. 5. 6. muß nun ein jeder Leser im Lesen — vor allen andern hiebei vorkommenden Verstandesverrichtungen — die sichtbaren Silben und Worttheile — das sind Buchstabengestalten — in seiner Einbildungskraft in ein Ganzes formiren §. 5. Kürzer: ein Leser muß die Buchstabengestalten sich erst in einer Silben oder Wortform einbilden, dazu kan aber nach unserm nervus probandi §. 7. kein Ton kommen, sondern die Einbildungskraft faßt nur eine Buchstabengestalt nach der andern, und formt in sich ganze Silben oder Wörter, zur Vorstellung in Einheit zusammen. In der Zeit nun, da dieser Aktus in der Einbildungskraft vorgeht, ist auch zugleich das Bewußtsein — Apperzeption — dabei geschäftig, und intellektuirt die Worttheile, die Silben oder das ganze Wort, wenn dieses nämlich nur aus einer Silbe besteht, z. B. Buch, Kleid ꝛc. Dieser — ich bitte es wol zu bemerken — ist der erste Akt beim Lesen, und er ist ganz tonlos; denn Töne sind nicht bildlich. 7.

§. 9.

Nun ist nach dem ersten Leseakt die in des Lesers Einbildungskraft vorgestellte Silbe, oder das aus einer

 Silbe

Silbe bestehende Wort in ein Ganzes formirt, oder das Mannigfaltige in Silben oder Wörter in Einheit gebracht und intellektuirt, §. 6. und — alsdann erst — jezt wird der Silben- oder Wortton dazu aus dem Gedächtniß erweckt, herbei gezogen, ausgesprochen, und mit dem vorgestellten Worte verknüpft; hiermit wird nun der **zweite Leseakt** beschlossen, und dieser ist — tonhaft.

§. 10.

Jezt — ich bitte wohl acht darauf zu haben! — Jezt hebt der **dritte Leseakt** an, und der mit der Wortgestalt und mit dem Worttone bezeichnete Begrif wird dazu gedacht, z. B. Gold.

Der erste Leseakt ist also tonlos, der andre tonhaft und der dritte — vergoldet. *) Ich will diese drey Leseaktus nun noch einmal kurz wiederholen. 1.) Der Gesichtssinn hat beim Lesen weiter nichts zu thun, als daß er schaut. Die Einbildungskraft und das Bewußtsein fangen aber gleich an, und nehmen sichtbare Silben und Wörter in ihre Thätigkeit auf; jene bringt die vorstellbaren Theile — Buchstabengestalten — in Einheit und dieses intellektuirt sie in einer und derselben und auch in Folgezeit, und hierzu kan kein Ton kommen; denn dieser Aktus geht in der Einbildungskraft vor. §. 8. Nachdem nun aber die Silbe oder das einsilbige Wort anerkant worden, so wird 2.) der dazu gehörige Ton aus dem Gedächtniß gezogen, in mündliche Artikulation formirt §. 9. und 3.) der mit dem geschriebenen und tönenden Zeichen gestempelte Begrif dazu gedacht. §. 10. Lieset man aber weder laut noch leise, — so wird nur der erste Leseakt formirt, und die beiden andern werden dazu gedacht.

§. 11.

*) Aber nicht etwa in der Werkstatt eines Goldschmidts; Ich verbitte mir die Schikanen überhaupt.

§. 11.

Herr Kant nennt die Handlung verschiedene Vorstellungen an einem Gegenstande in der Einbildungskraft zusammen zu fügen, und ihre Mannigfaltigkeit in einer Erkentniß zu begreifen, Synthesis. Hier brauch ich weiter nichts davon zu erwähnen, als daß alle unsre Vorstellungen der formalen Bedingung des innern Sinns, nämlich der Zeit, dabei unterworfen sind, darin werden sie geordnet, verknüpft und in Verhältnisse gebracht; aber keine Vorstellung ist tonhaft in der Einbildungskraft, kein Buchstabe tönt ihr entgegen, und nur Buchstabengestalten werden von ihr gelesen, und in diesem Akt vom Bewußtsein intellecktuirt. Und da wir jezt wissen, was das Wort Synthesis zu unserm Behuf bedeutet, so wollen wir dasselbe in der Folge auch gebrauchen.

§. 12.

Das Bewußtsein muß also nothwendig bei einer Vorstellung oder der dabei formirten Synthesis der Einbildungskraft über Gegenstände mit wirken, sonst verrichtet sie ihre Funktion ganz vergeblich. Und dieses wiederfährt uns auch nicht selten, daß wir Dinge in unsre Einbildungskraft eintreten und Synthesen von ihr darüber formiren lassen, ohne daß unser Bewußtsein mitwirkend ist. Es gehen z. B. Personen vor uns vorbei, welche die Einbildungskraft aufnimt, oder wir lesen auch wol gar Wörter ohne unser Bewußtsein, und da ist denn nun freilich die Synthesis in der Einbildungskraft vergeblich darüber formirt worden; denn das Bewußtsein muß nothwendig dabei sein, um ihre Funktion intellecktuel zu machen, wenn Rekognition im Begriffe erfolgen soll. Die Einbildungskraft versteht also von dem allen nichts, was sie lieset, produzirt und reproduzirt; sie denkt dabei eben so wenig wie der Spiegel, der eine Figur präsentirt; sondern das Bewußtsein oder der Verstand ist der

 eigent-

eigentliche Denker über die Vorstellungen; denn die Einheit des Bewußtseins, — die Apperzeption — in Beziehung der Sinthesis der Einbildungskraft, ist der Verstand. §. 8. Jezt wollen wir den ersten Leseakt noch einmal vor uns nehmen und am Ende sehen, wie die Erfahrung davon möglich wird.

§. 13.

Die Einbildungskraft lieset z. B. das unbekante Wort ¿ ⌐ŧ, und das Bewußtsein intellektuirt dasselbe nach seiner Form, das ist, der Verstand begreift und merkt sich die 3 Gestalten, oder das Mannigfaltige und von der Einbildungskraft in Einheit formirte Wort, ¿ ⌐ŧ, so, daß wenn es einandermal wieder erscheint, ihm auch dessen Rekognizion beifällt. Er kennt es also an seiner Form, und muß dasselbe daran erkennen, ehe es tönend benennt wird; denn sonst würde man einen Ton aussprechen, und die Form des Worts, oder auch einen andern Gegenstand, der damit bezeichnet werden solte, nicht kennen, und ein unbekantes Ding nennen. Das ¿ ⌐ŧ ist also noch im ersten Leseakt, es wird von der Einbildungskraft gelesen, vom Bewußtsein intellektuirt, und ist, nach seiner förmlichen Einheit, immer — immer noch tonlos. §. 2. 8. 11.

§. 14.

Und da dieses ¿ ⌐ŧ nun, durch Erfahrung, von Jedem der Schreiben gelernt und noch gute Augen hat, nach seiner Form erkant und kopirt werden kan; so fragt sichs: Wie ist denn die Erfahrung dazu möglich worden? Nach dem, was wir oben §. 8. von ersten Leseakt erklärt und eingesehen haben, läßt sich diese Frage nun sehr leicht beantworten. Die Erfahrung vom ¿ ⌐ŧ wurde zulezt dadurch möglich, nachdem es vorher unter die nothwendigen Bedingungen der sinthetischen Einheit gebracht und anerkant worden war. §. 2. 8. Wir wollen uns die

Möglich-

Möglichkeit der Erfahrung hiebei aber noch deutlicher machen.

§. 15.

Die Vermögen der Seele, welche die Grundlage, a priori, zur Möglichkeit aller Erfahrung ausmachen, sind: Sinn, Einbildungskraft und Apperzeption. Eine jede Anschauung hält ein Mannigfaltiges in sich, mithin sind verschiedene Wahrnehmungen dabei, die aber, so wie sie die Sinne liefern, an sich in unserm Gemüthe nur zerstreut und einzeln anzutreffen sind. Soll nun aus diesem Mannigfaltigen der Anschauung eine einzige Vorstellung werden, §. 2. 8. so ist erstlich das Durchlaufen dieses Mannigfaltigen und dann eine Verbindung oder Zusammenfassung desselben nöthig. Da nun die Sinne hiezu ganz untüchtig sind, weil sie nur Eindrücke rezipiren aber nicht zusammensezen und verknüpfen können; so muß dieses die Einbildungskraft bewerkstelligen. §. 8. Diese nimt die verschiedenen Eindrücke — das Mannigfaltige der Anschauung, — zuerst in ihre Thätigkeit auf, geht sie durch oder apprehendirt sie, und ein solches Verbinden nennt man die Sinthesis der Apprehension in der Anschauung. Dieses Zusammennehmen des Mannigfaltigen ist nun jederzeit succeßif und wird nach und nach in Gedanken gefaßt. Hiebei aber wird erfodert, daß man beim Fortgehen zu dem Folgenden jedesmal das Vorhergehende im Gemüth reproduzire; sonst verlöre man die vorhergehenden Vorstellungen, indem man zu den folgenden fortschreitet; auf diese Art würde aber niemals eine Verbindung derselben und eine ganze Vorstellung entspringen. Daher muß die Einbildungskraft zugleich ein Reproduktionsvermögen haben, die vorhergehenden Wahrnehmungen zu den folgenden herbeizuziehen und mithin ganze Reihen davon darzustellen. Es muß also **zweitens** die Sinthesis der Apprehension in der Anschau-

Anschauung noch jederzeit mit der Sinthesis der Reproduktion in der Einbildung verknüpft werden. §. 8.

Indessen aber würde alle Zusammenfassung und Reproduktion in der Reihe der Vorstellungen ganz vergeblich sein, wofern wir uns nicht bewußt wären, daß das, was wir denken, ebendasselbe sei, was wir einen Augenblick zuvor dachten. Soll also aus dem Mannigfaltigen nach und nach Angeschauten und denn auch Reproduzirten ein Begrif oder Gedanke entstehen; so muß drittens noch das Bewußtsein oder die Apperzeption hinzu kommen, §. 8. 12. dasselbe in eine Vorstellung vereinigen, der Sinthesis der Apprehension und Reproduktion Einheit geben oder daraus ein Ganzes machen, dieses heißt die Sinthesis, der Rekognizion im Begriffe, und man wird dabei gewahr, daß alle diese Verrichtungen beim Lesen ganz tonlos sind, weil die Einbildung und das Bewußtsein sich nur formaliter beschäftigten und keine Töne dabei möglich sein können. *)

Also sezt die Möglichkeit der Erfahrung zum Worte und zu allen Gegenständen eine dreifache Sinthesis voraus,

nämlich der Apprehension, in der Anschauung,
der Reproduktion, in der Einbildung, und
der Rekognizion, im Begriffe, durch das Bewußtsein. **)

§. 16.

*) Wenn man diese Verstandesverrichtungen kennt und die Vernunftkritik vom Herrn Kant dazu inne hat; so ist das Buch: des erreurs & de la verité, gar sehr leicht zu verstehen; aber gewiß nicht eher, man sage darüber auch was man wolle.

**) Es giebt viel Gelehrte die sich auf die Erfahrung berufen. Hieraus können sie nun lernen, wie sie fabrizirt wird, und die Vernunftkritik darüber nachlesen.

Digitized by Google

§. 16.

Aus diesen nothwendigen Bedingungen und Denkgesezen, ergiebt sich nun klar und deutlich, daß die Erfahrung ein Verstandesprodukt ist, das a posteriori erworben und von den obersten Naturgesezen a priori abgeleitet wird. Wir werden hieraus auch gewahr, wie irrig man bisher gelehrt und das Gegentheil von der Erfahrung angenommen hat; daher konte es aber auch nicht anders kommen, daß man öfters gar schändlich und mit dem größten Schaden von ihr betrogen wurde.

§. 17.

Das Wort ¿ ⌐ 4 steht also noch immer im ersten Leseakt, und der andre würde sich dadurch anheben, wenn ich dem ¿ ⌐ 4 einen Ton beilegte; allein da wir noch einige Vorbegriffe über die Unmöglichkeit, das Lesen durch Buchstabiren zu lernen, zu entwickeln haben, so wollen wir diese zuerst vornehmen.

Das Mannigfaltige in Silben und Wörtern — Buchstabengestalten — in Einheit zu formiren und dasselbe zu intellektuiren, geschieht im Lesen von der Einbildungskraft und vom Bewußtsein zu gleicher Zeit und in Folgezeit, von der linken zur rechten Hand, nach der zweiten Analogie des Erzeugungsgrundsazes, welcher Etwas voraussezt, worauf Das, was geschieht, nach einer Regel folgt. *) Z. B. erstlich reproduzirt die Einbildungskraft im Lesen des ¿ ⌐ 4 das ¿ und das Bewußtsein intellektuirt dasselbe in gleicher Zeit; nun fängt aber die Folgezeit an: die Einbildung schreitet fort zum ⌐, läßt es intellektuiren und geht von da zum 4, womit die Sinthesis über ¿ ⌐ 4 und der erste Leseakt beschlossen wird.

So kurz wie uns nun aber auch diese Folgezeit zu sein dünkt; so ist sie doch noch lange nicht so kurz als die, worin

*) Kritik der reinen Vernunft, S. 192.

worin eine Kanonkugel vor uns vorbeifliegt; denn über zu schnell vor uns vorbeifahrende Objekte können wir gar keine Sinthesis formiren und sie auch nicht intellektuiren und denken. Es wird also zum Silbenlesen die gehörige Zeit erfodert, Sinthesen darüber zu formiren, und wir erlangen diese Fertigkeit nur nach und nach, aber nicht durch einzelne Buchstabentöne, wie wir bald sehen werden.

§. 18.

Solte man etwa noch nicht von dieser Warheit überzeugt sein, daß die Einbildungskraft keine Töne in ihrer Sinthesis zuläßt, oder gar meinen, daß die Buchstabentöne vorher, ehe die Buchstabengestalten in ihr in eine ganze Silbe oder in ein ganzes Wort formirt würden, dunkel in das Bewußtsein wirkten, so will ich auch diese Unmöglichkeit durch fühlbare Beispiele und unwiderlegbare Beweise einleuchtend zu machen suchen; denn das Buchstabirvorurtheil hat, wie schon gedacht, noch eine Menge Nebenvorurtheile bei sich, auch so gar theologische. Man könte z. B. sagen, daß man zu gleicher Zeit hören und sehen könte, und das ist nicht zu leugnen; allein im Lesen, tönt uns kein Buchstab, keine Silbe und kein Wort an, sie stehen stumm vor uns da ohne Klang. Sie werden uns nicht etwa vorgelesen, nein, wir lesen sie selbst; sie können also, nach dem ersten Leseakt, nicht von dem Gesichtssinn und der Einbildungskraft gehört, sondern nur geschaut, gelesen und sinthetisch in ein Ganzes formirt werden. Dieser Saz steht, apriori, fest, und führt nach nothwendigen Bedingungen und Gesezen, bei unserm Denkvermögen apodiktische Gewißheit mit sich, §. 15. Ein anders aber ist lesen hören, dabei denkt der Zuhörer nur den zweiten und dritten Akt zum Lesen und der erste fällt bei ihm ganz weg.

§. 19.

In unsrer Sprache haben wir 8 Selbstlauter, a, e, i, o, u, å, ö, ů, woraus die ganze Sprache formirt wird; sie beruht daher auf Acht Grundtönen; die Mitlauter aber sind weiter nichts als modifizirte Selbstlauter, die wir entweder leise oder schmetternd in unsern Sprachwerkzeugen formiren. Und nun bitt' ich auf folgenden Saz wohl Acht zu haben:

> Unsre Buchstabentöne — Selbstlauter ausgenommen — sind mit den Silben und Worttönen fast allemal kontradiktorisch.

Die Mitlauter oder Buchstabentöne, nämlich be, ce, de, ef rc. sind weiter nichts als Knechte der Selbstlauter, und jene müssen von diesen allerlei Tonformen annehmen, je nachdem sie vor oder hinter den Selbstlautern stehen. Das E wird auf fünferlei Art ausgesprochen, und dieser Widerspruch zwischen Buchstabentönen, Silben und Worttönen ist für Jedermann sehr merklich. Z. B. in dem Worte Mensch sind zwei Silbentöne, Men und Esch. Buchstabirt man nun dieses Wort, so bekömt man 6 Töne, die — den Selbstlauter ausgenommen — sämtlich mit dem Worttone Mensch im Widerspruche sind; denn man sagt: em, e, en, es, ze, ha. Der Klang aber von Emeeneszeha und Mensch ist, wie man wol fühlen wird, gewiß nicht einerlei. Nun fragt sichs: Wenn Jemand das Wort Mensch lieset, fühlt er wol vorher Emeeneszeha? Keineswegs, sondern so bald das sichtbare Wort Mensch apprehendirt, die Sinthesis in der Einbildungskraft formirt und Rekognizion davon bewirkt worden ist; so bald zieht auch der Verstand den Wortton dazu aus dem Gedächtniß hervor. Der Leser drückt nun dabei die Lippen zusammen, formt den Ton Mensch mündlich und spricht ihn aus. Der Anfang zur Aussprache des Worts Mensch muß also nothwendig Me und nicht Em klingen, wenn

es verstanden werden soll; bei Me verschließen wir den Mund, bei Em wird er geöfnet. Denn wenn wir den Buchstaben M nennen oder buchstabiren, so sagen wir Em, lesen wir ihn aber, so sagen wir Me, und folglich sind beide Töne, Me und Em, unter sich kontradiktorisch.

Bei Formeln, die aus 4, 5 oder mehr Wörtern bestehen, wird dieser Widerspruch noch auffallender. Z. B. Mensch flieh vor der Schlacht. Diese Formel will ich einmal mit ihren Buchstabentönen, so wie sie buchstabirt wird, hersezen, und dann wollen wir hören wie sie im Lesen klingt. Emeeneeszehamensch efeliehaflieh vauoervor deeerder eszehaelazehateschlacht. Ich frage nun jeden vernünftigen Menschen, ob ihm wol diese Buchstabentöne vor oder im Lesen dieser Formel vortönen und klingend beifallen? Oder ob er etwa ein inneres Zuflüstern und Bewußtsein von diesen, bei jedem Worte vorreitenden Postillions verspürt? Das wird kein Mensch behaupten; denn er kan keinen Buchstabenton davon empfinden, wenn er auch sehr langsam und nur alle Sekunden eine Silbe von obiger Formel, oder auch von andern Wörtern lieset. Diese Warheit kan jeder Leser bei sich selbst erproben, und er wird so gar den ersten Buchstabenton zu jedem Worte, — Selbstlauter ausgenommen, im währenden Lesen nicht vorher denken können. Denn M wird Me, *) N wird na, F wird fe, L wird le, S wird se, C wird bald, ze, bald che, bald esch bald geh, bald ka, bald ga, wie in Chaos ausgesprochen, und alle andre sogenante Mitlauter müssen bald diese bald jene Tonform annehmen, je nachdem sie bei dem Selbstlauter stehn und dieser selbst klingt. Silben und

*) Oder auch ma, mo, mi, mu, je nachdem der Vokal lautet. Tonform aber nenne ich die dazu gehörige mündliche Artikulation.

und Buchstabentöne sind also miteinander im Widerspruche, und diese können durchaus nicht im währenden Lesen in Silben und Worttöne wirken; vielmehr würden die Buchstabentöne das regelmäßige Lesen gleich unterbrechen und unmöglich machen, sobald man nur einen einzigen Buchstabenton dazu dächte. Denn die Buchstaben haben nur, in einzelner Benennung, als Buchstaben betrachtet, aber nicht im Lesen einen Ton für sich, und man hat manche mit einem Silbentone getauft, ausgenommen das j, v, x, y, z, haben ihre eigenen Namen.

§. 20.

Die Buchstabentöne sind also mit Silben und Worttönen im Widerspruche; man müßte daher, wenn man das Wort Licht lieset, vorher die Töne, Elizehate denken, dazu fühlt aber kein Leser einen Beruf, und hat auch im Lesen keine Zeit für sie übrig: denn die Sinthesis wird, bei Lesern im Lesen, fast so schnell wie der Bliz, über Silben und Wörter, formirt, und der darauf folgende und dazu bestimte Ton hängt mit den folgenden Silbentönen, — wenn keine Interpunktion dazwischen steht — fast zusammen. Es ist ein Zug von Nothwendigkeit dabei, und jeder Leser kan die Kausalität dazu, im Lesen und Sprechen selbst fühlen. Solte dieser regel- und gesezmäßige Zusammenhang aber, für Manchen, noch nicht einleuchtend oder fühlbar genug sein, der nehme nur 4. 5. oder mehr silbige Wörter und buchstabire sie, nach dem Schlendrian, ehe er sie lieset, so wird ihm schon der Glaube davon in den Mund kommen; z. B. Widerspänstigkeit, besteht aus 36 Silben. Es ist daher ungezweifelt gewis, und nicht etwa nur wahrscheinlich,

daß 1.) Töne in der Einbildungskraft nicht vorstellbar sind, und daß auch

2.) keine Buchstabentöne im Lesen, sondern nur ihre Gestalten in das Bewußtsein wirken, weil Buchstabentöne mit Silben- oder Worttönen im Widerspruche stehn, und folglich das regelmäßige Lesen unmöglich machen würden.

§. 21.

Also der Leser, der Sprecher und Denker und — auch der Zuhörer, von den ersten, lesen, sprechen und denken zwar alle in einer Mutter- oder ihnen sonst bekanten Sprache konventionell den Tönen nach, miteinander überein in einerlei Tönen oder übereinstimmig; jedoch nach nothwendigen Bedingungen und regelmäßigen Bestimmungen — nur in Silben- und Worttönen. Unsre Denkart ist daher wachend und träumend tonhaft — in Silben- und Worttönen.

§. 22.

Wenn dieses bisher Gesagte und nach §. 14. 15. a priori und apodiktisch Erwiesene nun gehörig begriffen worden ist; so läßt sich auch sehr leicht einsehen: Warum das Buchstabiren das Lesen unmöglich macht, und dieses wollen wir nun in der Folge vorstellen und erklären.

Wir sezen jezt als unbezweifelt dabei voraus: daß noch kein buchstabirender Lehrling Silben und Wörter lesen kan, d. i. er kan nach dem ersten Leseakt §. 8. noch keine Sinthesis über Silben und Wörter formiren, sondern muß nach dem gewöhnlichen Schlendrian erst buchstabiren, das heißt, Buchstabentöne in Silben- und Worttöne zwingen lernen. Aus §. 19. aber wissen wir, daß diese Töne unter sich kontradiktorisch, folglich, fast durchgängig disharmonisch, und für ein zartes, begrifloses Kind äuserst mißfällig sind: Gleichwol aber wird dasselbe Jahre lang ganz vergeblich damit gequält und gemartert!

Es

Es giebt gar sehr viel Lehrlinge, die, ob sie gleich sonst viele Fähigkeiten und eine gute Urtheilskraft besitzen, dennoch diesen disharmonischen Singsang nicht begreifen lernen, weil sie entweder zu diesen widernatürlichen Mischmasch keinen Sinn haben, oder ihn zu fassen auch zu ungeduldig und flüchtig sind; sie lernen daher nie recht buchstabiren, folglich auch nicht lesen: denn das Vorurtheil sezt jenes voraus. Wenn man nun erwägt, was für eine Menge Silben in einer Sprache sind, und diese widernatürliche, unsinnige Methode dabei betrachtet, so ist auf der Welt kein Vorurtheil und Uebel so schädlich gewesen, als diese verderbliche Tonleierei. Man bedenke nur ein zartes, unwissendes, öfters kränkliches Kind, muß die vorhergehenden Wirkungen von Buchstaben und Silbentönen, zu Wörtern im Buchstabiren in seinem Gedächtnisse anhalten, und die Bewegungen der Gedankenwerkzeuge eine Zeitlang nach der Einwirkung der Ursache — des Tons — fortdauern lassen, weil sonst der Seele 1.) die Töne der Buchstaben, und 2.) die daraus erzwungenen Silbentöne zum Schlußtone eines Worts bei der Aussprache desselben nicht mehr im Zusammenhange denkbar sein würden, noch durch die Sprachwerkzeuge zum Ausdrucke gebracht werden könte, §. 8. 15. eine erschreckliche Marter für ein junges, begrifloses Kind! *) Zumal, wenn alle diese von ihm zusammengestoppelten Töne ganz leer und mit keinen seinem Verstande angemessenen Begriffen verbunden sind. Denn gemeiniglich giebt man den Buchstabirern und Leseanfängern Sakramente, Glaubensartikel oder andre Sachen zu lernen, wovon sie eben so

E 2 wenig

*) Es giebt Pädagogen, welche diese Plackerei und ihre Folgen für eben so schlimm und gefährlich, als die Erbsünde halten; Pädagogiker aber leugnen das.

Digitized by Google

wenig verstehn, als von der Lehre über die Kegelschnitte.*)

§. 23.

Diese unter- und durcheinander ausgesprochenen heterogenen Töne, die Millionenmal und bis ins Unendliche versezt und verändert werden können, und wovon die Buchstabirer, aller Plage ohngeachtet, dennoch nicht die Hälfte in Wörter zwingen lernen, muß denn nun ein zartes Kind etliche Jahre wiederholt aussprechen, bis es über lang oder kurz nach seinem Vermögen und Zeitanwenden endlich einige davon gemerkt hat; jedoch nur allein mit Bewußtsein der Töne zu Silben und Wörtern, nicht aber mit Anschauung und Kentniß der Silben und Wörter selbst: Denn dazu wird es dann erst angehalten, wenn sein Auge schon verengt und sein Verstand fast verwüstet ist. Der Buchstabirer wird also lediglich im Hören, aber durchaus nicht im Sehen und Begreifen unterwiesen und geübt, er wird im Sehen nur zu einer Buchstabengestalt gezwungen und gewöhnt, indem er nebenbei leere Töne auswendig und begrifloß herleiern muß; ist das nicht blanker, klarer Unsinn? Ein Beispiel wird diese widernatürliche und schädliche Lehrart noch deutlicher machen. —

Statt daß der Buchstabirer gleich im Anfange die konventionellen regel- und gesezmäßigen 3 Aktus im Lesen anstellen solte, muß er nur die ersten beiden, über einzelne Buchstaben, befolgen; nämlich, er betrachtet 1.) den Buchstaben und formirt eine Sinthesis darüber, das ist der erste Akt, und gleich darauf nennt er ihn 2.) bei seinem eigentlichen Buchstabennamen, das ist bei ihm der zweite Akt. Wir Leser hingegen betrach-

*) Wenn eine Nazion dum, faul und lasterhaft sein und bleiben soll; so ist diese Lehrart dazu die vorzüglichste und bequemste.

trachten 1.) die Silbe oder das einsilbige Wort, und formiren eine Sinthesis darüber. 2.) nennen wir die Silbe oder das Wort; das ist doch wol ein sehr grosser Unterschied? Denn der Buchstabirer lieset nur einzelne Buchstaben, der Leser aber Silben und Wörter. Ein Beispiel wird dieses noch einleuchtender machen. Gesezt der Lehrling buchstabirte das Wort Licht, so tritt das L ganz allein in seine Einbildungskraft, und wird nach seiner Gestalt auch sogleich darin intellektuirt. §. 17. das ist bei ihm der erste Akt. Nun giebt er ihm seinen Namen, sagt, el und hiermit ist der andre Akt beschlossen: einen dritten hat er dabei gar nicht. Jezt geht er nun weiter zum folgenden i, im Worte Licht, und behandelt diesen Buchstaben eben so wie den vorigen, und sofort auch das ch und t. Ist er nun mit den Buchstaben in dem Worte Licht fertig, so giebt er zwar der Wortform einen Namen, und nennt sie Licht, den er, aus el, i, zeha, te, erzwingen lernen muß; allein er nimmt die Wortform dabei nicht etwa in Betracht, und lernt sie kennen, nein, gar im Geringsten nicht; sondern er spricht den Ton Licht nur maschinell aus, und marschirt nun gleich weiter fort zum folgenden Worte. Diese Verschiedenheit im Lesen, zwischen dem Buchstabirer und Leser wollen wir nun untersuchen, und das Hinderniß, welches das Lesen unmöglich macht, gleich kennen lernen.

§. 24.

Der Unterschied zwischen dem Buchstabirer und Leser besteht darin, daß der erste nur einzelne Buchstaben, der lezte aber ganze Silben und Wörter in Betracht nimmt, intellektuirt und nennt. §. 8. Hieraus wird nun die Unmöglichkeit, warum der Buchstabirer durch Buchstabiren nicht lesen lernen kan, gleich offenbar. Denn wir wissen, daß er keine Silben und Wortgestalten kennt, oder lesen kan; durch Buchstabiren aber lernt er das

nun und nimmermehr! Warum? Er betrachtet ja nur einzelne Buchstaben, schiebt zwischen jeden einen Buchstabenton ein, und trennt folglich die Silben oder Wortgestalten damit auseinander. Statt daß er Silben und Wortgestalten zum Gegenstande und Augenmerk nehmen, und sie formaliter und regelmäßig nach §. 8. 9. 10. 14. 15. kennen lernen solte, nimmt er einzelne Buchstaben dafür, benennt sie mit Buchstabentönen, und macht daher lauter einzelne Gegenstände aus Buchstaben, ohne sich um die Gegenstände der Silben und Wörter zu bekümmern: Denn er muß sie ja durch Toneinschieben zerreissen! Und wie solte er nun wol sein Auge über ganze Silben und Wörter ausbreiten, sie in die Einbildungskraft eintreten, und vom Bewußtsein intellektuiren lassen können, da sein Auge nur auf einen Theil davon — auf einen Buchstaben geheftet, gewöhnt und — eingeengt wird? Sobald er einen Buchstaben betrachtet, urplözlich sizt auch sein Ton drauf; weiter geht er nicht, er kan und darf auch nicht: denn die Gestalt des Buchstabens und der damit gestempelte Ton, fesseln seine Augen und Einbildungskraft nur auf einzelne Buchstabengegenstände. Was kan aber der Verstand wol mehr denken, als ihm der Sinn erlaubt und zuführt? Wie soll das Glas in der Camera obscura mehr vorstellen, als ihm oben das Loch darauf zufallen läßt? Wie soll er die Lesesinthesis, oder den ersten Akt, ohne Töne formiren, wenn er Buchstabentöne dabei einschiebt, und die Einbildungskraft an ihrer Funktion hindert? §. 15.

„Die zwischen die Silben und Wörter eingeschobe-
„nen **Buchstabentöne** machen also die Silben und
„Wörterkentniß oder das Lesen derselben **unmög-**
„**lich. Es kan daher kein Mensch durch Buch-**
„**stabiren lesen lernen.**

Denn daß der Buchstabirer Silben und Worttöne ausspricht, das sezt noch gar keine Silben oder Wortgestal-

staltenkentniß voraus — Gar im Geringsten nicht! Man frage nur einen Buchstabirer drum: man zeige ihm, ein alleweile von ihm fertig her buchstabirtes Wort; er kennt keins. O, er müßte ja erzdumm und alber sein, wenn er nicht lieber Wörter läse, als sie kulbützirte. Nein, er kan und darf nur buchstabiren und kennt keine Silben und Wortformen, kan daher auch noch keinen ersten Leseakt anstellen, sondern er kennt nur einzelne Buchstabengestalten mit ihren Tönen. §. 23. Er muß aber Buchstabengestalten, ohne ihre Töne lesen lernen, sonst lernt er in seinem Leben keine Silben und Wörter lesen. §. 17.

§. 25.

Aus obigen Beispielen und Naturgesezen ist es nun unumstößlich erwiesen, daß man durch buchstabiren nicht lesen lernen kan, und daß dieser abderitische Dideldumdei nicht allein ganz vergeblich und schändlich, sondern auch unbeschreiblich schädlich ist: Denn die Buchstabirer werden durch ihr einzelnes Tonhaspeln, um ihre Zeit und Verstand, und nicht selten auch um ihre Gesundheit gebracht. §. 22. *)

Nachdem nun aber diese leere Tonzeit vorbei ist, und man alsdann merkt, daß der Lehrling nach gerade unter das Maaß der Dumheit paßt, oder wenn ein Buchstabirer ziemlich Buchstabentöne, in Silbentöne, wie ein schlechter Versmacher, Silben in Reime zwingen gelernt hat; dann heißt es: Jezt solst du auch lesen lernen. Aber nun geht seine Noth erst recht an: Denn er soll jezt Silben- und Wortgestalten kennen lernen, sich von Buchstabentönen entfesseln, und eine ganz neue Sinthesis, mit einer Silbengestalt und ihrem Tone beginnen.

*) Wer etwas Vollständigers darüber lesen will, der lese die Metaphysik für Schulmeister und Plußmacher. S. 158.

§. 8. 9. Gleichwol stürmen alle einzelne Buchstabengestalten und Buchstabentöne, wozu er vorher eine einzelne Sinthesis sich angewöhnt hatte, auf ihn los. Sein Auge ist dadurch nun verengt, zaghaft, und das Buchstabiren hält ihn mit aller innerlichen und äusserlichen Macht von der Anschauung, Anerkentniß und konventionellen Sinthesis zu Silben und Wörtern auf das stärkste und gewaltsamste ab. *) Er komt daher ganz erschrecklich ins Gedränge, und von allen Seiten wird auf ihn gefeuert. Jezt soll er zu gleicher Zeit lernen und verlernen: das ist wirklich eine Arbeit zum rasend werden! Und wer sie kennt, wird sie gewis nicht mit ansehen, sondern sich aus mehr denn einer Ursache davon zu entfernen suchen. Allein, wer eine wahre Beschreibung davon macht, der läuft auch Gefahr, darüber ausgelacht zu werden: Denn so sind die Leute; wenn sie nicht Blut oder augenscheinliche Todesangst an einem Menschen wahrnehmen, so wird ihr Mitleiden nicht so leicht rege. Aussicht in die Ferne, zur Menschenbesserung zu haben, und dem menschlichen Unglück und Elende vorzubauen; dazu finden sich gar sehr selten Leute, zumal Vornehme, die doch eigentlich dazu bestimmt sind. Solche nur anzutreffen, welche nach der Maxime dächten und handelten; ich will meinen Brüdern behülflich sein, weil es mir Ehre bringt; ist schon etwas Seltenes, ob diese Maxime gleich nur absichtlich ist. Allein, Menschen die nach der

*) Man kan, wenn man die Vernunftkritik besonders aber den Anhang über die Reflexionsbegriffe, nicht inne hat, nur ohngefehr von dem Zustande der Kinder, bei diesem Uebergange, vom Buchstabiren zum Lesen, urtheilen; allein kennt man die Denkart des Menschen einmal, so sieht man klar und deutlich, wie dem Verstande der Kinder hier Gewalt geschieht und wie er dabei zerrissen wird.

der Maxime dächten und handelten: ich stehe meinen Nebenmenschen aus guten Willen bei, und aus Pflicht, sind so selten, als Kometen die man mit bloßen Augen sehen kan. Und bei diesen wenigen Leuten ists doch wol nebenbei schon so weit gekommen, daß Manche sich noch scheuen ihre Hülfe bekant werden zu lassen, weil sie Dank und Lob darüber, für Satire und Spott halten. So aufgeklärt wären wir jezt; ziemlich civilisirt, aber ganz und gar nicht moralisirt: doch diese Abschweifung ist hier schon zu lang. Man weis in der That nicht, ob man über die verkehrte Lehrart in solchen niedern Schulen weinen oder lachen soll. Und dabei regnet es nun oft noch obendrein auf die Leseanfänger und die Sakramente und Glaubensartikel Schläge, daß es einen Stein erbarmen mögte; weil Hr. Orbil gar nicht begreifen kan, wie es zugeht, daß sein Lehrling Wörter ausspricht, und sie gleichwol nicht lesen kan: Denn der kennt sie nur den Tönen, aber nicht den Gestalten nach. Was ist nun dabei zu thun? Der Leseanfänger muß, nachdem sein Auge und Verstand durchs Buchstabiren verderbt worden ist, jezt vor allen Dingen, ehe er die Formation der Sinthesis zu Silben und Wörtern beginnt, oder den ersten Leseakt anfängt:

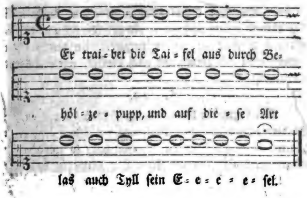
1.) Allen einzelnen Buchstabentönen rein und glatt wieder entsagen: eine fürchterliche Kopfarbeit!
2.) Muß er Sinthesen über Silben und Wortgestalten formiren §. 8. und sie, wenn dieser erste Leseakt vorbei ist,
3.) mit ihren Tönen benennen §. 9.

Anders ist schlechterdings keine Möglichkeit das Lesen zu lernen; und wenn auch Apollo des Lehrlings Vater wäre, so hilft ihm das nichts, er muß, nach dem Prinzipium aller sinthetischen Urtheile §. 2. das sichtbare Mannigfaltige eines Worts in Einheit bringen und in-

intellektuiren §. 8. 15. oder auf das Lesen rein Verzicht thun.

„Das Buchstabiren vor der Lesekunst ist also nicht „allein ganz vergeblich, sondern auch höchst schädlich, gefährlich und — schändlich, weil es noch „obendrein ein Vorurtheil ist, und das Lesen unmöglich macht.

§. 26.

Man pflegt zu sagen: Gewohnheit ist die andre Natur; allein, intellektuelle Gewohnheiten sind viel mühsamer abzulegen, als körperliche. Daher wird es den Buchstabirern auch viel beschwerlicher, das Toneinschieben (Buchstabiren) wieder zu verlernen, als es zu erlernen. Sie sind nun deßwegen gezwungen heimlich zu buchstabiren und laut zu lesen. Ehe sie aber so weit kommen und sich ganz von Buchstabentönen entjochen — denn das müssen sie beim ersten Leseakt — so lernen sie mitunter leichte Wörter lesen, die schweren aber müssen sie buchstabiren, mithin lesen sie halb, und buchstabiren halb; und viel tausend Buchstabirer bringen es nicht weiter als bis dahin. Dieser Auftritt von Halblesern hat viel gleichförmiges mit jenen Reutern, die halb Kavalleristen und halb Infanteristen waren, weil sie mit einem Fuße im Steigbügel stunden, und mit dem andern neben dem Pferde her, hürten. Die wenigsten Buchstabirer lernen fertig lesen, und ihr ekelhafter Singsang ist ein redender Beweis ihrer unsinnigen Lehrart und Erziehung. Ihr Lesen geht aus dem Hypomixolidio und — lautet — folgendermaßen — also:

§. 27.

Dificile est Satyram non scribere. Freilich; aber Mancher mögte doch wol sagen: „Das könte allenfalls noch erlaubt sein, nur muß nichts dabei übertrieben werden, und die Beschreibung der alten Buchstabirlehrart, wenn man sie bei Lichte besehen wolte, ist denn hier wol nicht so ganz frei vom Uebertriebenen.“ Allein man irrt sich, und es solte mir leid thun, wenn Jemand von mir dächte, daß ich nur Etwas dabei erdichtet, vergrössert oder verschlimmert hätte, was nicht wirklich bei diesem Schlendrian vorginge. Vielmehr hab ich nicht allein der Kürze, sondern auch der Anständigkeit wegen noch sehr viel schädliche und gefährliche Folgen, die nothwendig aus diesem leeren Ton und Wortkrame entstehen müssen, ganz unberührt gelassen. Wem die Schulanstalten unbekant sind, nur dem kan meine Beschreibung davon übertrieben scheinen; allein ich berufe mich auf die Millionen redenden Beispiele, die mit solchen widernatürlichen Lehrarten Zeitlebens verwahrloßt und verderbt worden, und die überall unumstößliche Beweise für mein hier Gesagtes führen, wenn unpartheiische Untersuchungen darüber angestelt werden solten.

solten. Schlechte Schulanstalten in einem Lande lassen sich eben so wenig verhehlen, als der Reichthum, die Armut und Gesundheit der Einwohner. An den Früchten erkennt man den Baum und auch die Art, wie er kultivirt worden ist.

§. 28.

Bei Lehrarten komt es hauptsächlich darauf an, die Hindernisse, welche dem Verstande im Wege liegen, zu heben; denn so bald er nur Freiheit hat, so wird er die Regeln zu den Lehren und Kentnissen entweder von selbst sehr leicht ausspähen, oder sich auch sehr gelehrig dabei finden lassen.

Von allen analitischen und sinthetischen Begriffen aber muß der Pädagoge Beweise a priori, anzugeben wissen, sonst sind seine Wissenschaften nur handwerksmäßige, empirische und unzuverläßige Pfuschereien. Erfahrungsbeweise durch Zeugnisse sind betrüglich, und Leute, die mit ihrem Wissen auf den Hefen sizen, berufen sich nur allein auf die Erfahrung, ohne ihre Möglichkeit durch sinthetische und apodiktische Beweise darthun zu können. §. 16. 25.

Die natürliche und möglichst beste Lehrart zur Lesekunst muß also nach ihren gesez- und regelmäßigen drei Aktus für Lehrlinge angewandt, und die Funktion der Denkvermögen müssen gleich dabei nach einer wohlabgestuften Begrifentwickelung, vom Leichten zum Schweren, auf den vorgestellten Zweck gerichtet und geleitet werden; so ist dabei gar keine Schwierigkeit. Der Lehrling lernt von sich selbst und mit Lust, wenn er nämlich mit fehlerfreien Sinnen, gesundem Verstande und mit guter Urtheilskraft begabt ist. Mangeln ihm aber diese zum Lernen nöthigen Vermögen und Kräfte, so können sie ihm auch durch Schulen nicht ersezt werden.

Ein-

Einwürfe wider die Lehrart, das Lesen ohne Buchstabiren gleich in drei Akkus zu lehren und zu lernen.

Ich will nur die scheinbarsten und verstecktesten Trugschlüsse dawider anführen; denn die andern lassen sich alle durch obige Beispiele und Beweise leicht auf die Seite räumen.

Man sagt 1.) Wer nicht buchstabiren lernt, der lernt keine Silben abtheilen, folglich eine Sprache auch nicht richtig und anständig lesen, pronunziren, deklamiren rc. — Dieser Einwand ist aber weiter nichts als ein Nebenvorurtheil vom Buchstabiren. Wie solte|wol ein Lehrling Wortgestalten richtig in Silben abtheilen können, wenn er noch buchstabirt, kein Augenmaß über Silben hat, nicht lesen kan, und keine andern als nur Buchstabengestalten kennt? Wie kan ich denn ein Ganzes theilen, von dem ich noch keine anschauende Erkentniß seines Mannigfaltigen habe? Der Buchstabirer hat aber keine formale Erkentniß von Silben und Wörtern, er hat, wie wir oben klar und deutlich gezeigt und bewiesen sehen, nur formale Buchstabenkentniß. Er kan auch schlechterdings keine Silben und Wortgestaltenkentniß haben, weil er Töne dazwischen schiebt, und durch dieses Toneinschieben das Augenmaaß, die Sinthesis, das Bewußtsein oder die Denkvermögen an ihren Funktionen hindert §. 15. und sich nur mit einzelnen Tönen und einzelnen Buchstabengestalten die Augen verriegelt, und dadurch den Verstand zu Silben und Wortgestalten vernagelt. §. 24.

Nicht eher kan ein Mensch sich der Silbenabtheilung in schriftlich vor ihm da stehenden Wörtern rühmen, bis er lesen kan; das heißt: er muß den ersten Leseakt formiren, und sich das Wort nach seinen Theilen überhaupt vorstellen können §. 8. Denn das Silbenabtheilen in schriftlichen Wörtern sezt Silbenkentniß — das heißt

 Lesen

Lesen voraus; man muß also den ersten Leseakt formiren, und sich jedes Wort nach seinen Theilen und überhaupt sichtbar vorstellen können. Silbentöne sind keine Silbengestalten. Diese lezten — man beliebe dieses nur wohl zu bemerken, diese lezten, nemlich die Silbengestalten gehen nach dem ersten Leseakt allemal im Lesen vorher, und — sind die Ursache, jene aber — die Silbentöne, sind die Wirkung davon. Ein Buchstabirer kan wol Silbentöne abtheilen lernen, aber keine Silbengestalten; denn er zerreißt sie ja durch Toneinschieben. Allein es komt absolut auf sichtbare Silbenformation und Kentniß an, wenn er korrekt lesen lernen soll. Die Tonabtheilung ist daher ohne Silbengestaltenkentniß nur maschinelle Tonleierei, die kein Augenmaaß über Silben und Wörter verschaft, folglich auch zu keiner sichtbaren Silben- und Worttheilung anleitet, sondern sie vielmehr — unmöglich macht. §. 24. Man sieht also, daß es im Lesen und die Lesekunst zu lernen immer — und allemal nur auf den ersten Leseakt ankommt, dieser ist dazu absolut nothwendig; so lange dieser aber gehindert wird, so ist lange kein Lesen, kein Wörtertheilen und keine Rechtschreibung möglich. Diesen ersten Leseakt §. 8. muß man auch angreifen und umstoßen, wenn man mich widerlegen will. Wird mir nun dieser heute umgestoßen, so stoße ich morgen die ganze Natur mit all ihren Gesezen — über den Haufen, darauf kan man sich verlassen.

Manche Leute aber, die lesen können, und nicht wissen, wie sie es gelernt haben, schliessen, ohne Verstand von ihren Denkvermögen zu haben, von sich auf den Buchstabirer. Sie glauben, weil sie nun lesen, Wörter theilen und richtig schreiben können, so sei dieses, alles eine ganz natürliche Folge aus dem Buchstabiren, und es könte gar nicht anders sein. Sie behaupten obendrein noch dreist: Dies lehrt die Erfahrung! Allein in

dieser

dieser Voraussezung liegt eben das Vorurtheil versteckt. Wären ihnen unsre Denkgeseze, die nothwendigen Bedingungen beim Lesen und die daraus folgenden drei Leseaktus bekant, so würden sie sich nicht so grob täuschen, sie würden die Erfahrung nicht zum Scherwenzel machen, und damit dicke thun; sondern — auch in andern Fällen — den Begrif der Ursache a priori aufsuchen, und die Causalität davon kennen lernen.

Ich hoffe der ganzen werthen Christenheit auf Erden keinen geringen Dienst zu erweisen, daß ich sie nicht allein hier gründlich lesen lehre; sondern ihr auch dabei zeige, wie die Erfahrung davon möglich ist, und sie auf das unschäzbare Werk der Vernunftkritik vom Hrn. Kant aufmerksam mache. Nie war ein Mann auf Gottes Erdboden, der dem menschlichen Geschlechte einen größern Dienst leistete, als der Philosoph Kant. Durch seine Kritik und Metaphisik der Sitten sind wir nun unter dem Beistande von oben in Stand gesezt, moralische und christliche Menschen zu werden — wenn wir wollen. *) Und Ausflüchte können wir auf keine Weise dawider anbringen, wenn wir uns nicht im höchsten Grade selbst schädlich sein wollen, welches sich aber von keinem Menschen denken läßt, der die vom Herrn Kant entdeckten Geseze und Warheiten einmal erkant hat. Die meisten Menschen sündigen vielmehr aus Unwissenheit als aus Vorsaz.

Es kommt also — woran nun kein vernünftiger Mensch mehr zweifeln wird, bei der Lesekunst lediglich auf den ersten Leseakt an. Lernt ein Lehrling diesen nicht, so lernt er auch nicht lesen; den eben im ersten Leseakt liegt der Begrif der Ursache, a priori; und die Causalität zu den drei Leseaktus wird dadurch auch handgreiflich. Die Silben oder Wortgestalt ist im Lesen die

*) Unser Wille ist gewiß frei, und ich werde mir angelegen sein lassen, künftig einen Aufsaz davon ins deutsche Museum zu liefern.

die Ursache, und der dazu bestimte und darauf folgende Ton ist die Wirkung davon. Eine Buchstabengestalt wirkt einen Buchstabenton; aber eine Silbengestalt wirkt einen Silbenton, und die Ursache ist — tonlos. §. 8. 15. 17. 20. 23.

Wenn ich z. B. einer Person ein unbeschriebenes Papier vorhalte, so hat sie keine Ursache Etwas davon zu lesen. Schreibe ich ihr aber das Wort ¿ ⌐~ᵻ darauf; so steht es im ersten Leseakt vor ihr da, und ist die Ursache, daß der dazu bestimte Ton, so bald ihm einer beigelegt worden ist, nun aus dem Gedächtniß gezogen wird. Jezt will ich dieses Wortzeichen ¿ ⌐~ᵻ wirkend machen, und dasselbe Lyx nennen. *) Dieser Ton Lyx ist nun im Lesen der zweite Akt und eine Wirkung vom ¿ ⌐~ᵻ, das schon lange als Ursache, aber ohne Wirkung dagestanden, weil es nur eine unbekante Form, oder für uns ein ens privativum war. Nun kan ich dem ¿ ⌐~ᵻ aber auch, zum dritten Akt, einen Begrif beilegen, und wir können sagen: ¿ ⌐~ᵻ bedeutet die Erbsünde. §. 26.

Durch dieses Beispiel sehen wir auch jezt, daß wir um lesen zu lernen keine Buchstabentöne nöthig haben; sondern nur Buchstabengestalten. Es ist daher ganz verkehrt und ein Nebenvorurtheil die Leseanfänger mit dem Alphabet oder einzelnen Buchstabentönen zu martern; damit hat es noch Zeit. Sondern man läßt sie silbiren, und ihnen bekante Wörter lesen, dadurch lernen sie richtige Sinthesen über Silben und Wörter formiren; man befördert damit ihren Verstand gleich regelmäßig nach konventioneller Kausalität; man versäumt keine Zeit; macht die Kinder nicht dumm und faul; man verengt ihnen die Augen nicht und sie leiden keinen Schaden an ihren Denkvermögen. §. 22. 23. 25. 26.

Aber,

*) Wenn es buchstabirt wird, so sagt man: Elipsilonix: lix, und dieses klingt nun gar sehr auferbaulich!

Digitized by Google

Aber, sagt man: die Silben sind für Anfänger zu breit, und darum zur Anerkentniß für sie zu schwer. Wieder ein Nebenvorurtheil! Glaubt man denn, daß die Silben durch Buchstabiren schmäler werden? Nimmermehr! Nein, sie werden dadurch, wo nicht breiter, doch gewiß — wenn der Buchstabirer hernach lesen lernen soll, zum Ueberschauen, zehnmal schwerer für ihn; denn nun ist er auf einzelne Töne gestimmt, sein Aug' ist verengt und sein Verstand mit einzelnen Buchstaben vernagelt. §. 26.

Der Leselehrling lernt nach der natürlichen Lehrart im Anfange nur die Selbstlauter nach ihren Gestalten und Tönen, rück- und vorwärts, fix und fertig kennen, weiter nichts. Und wenn er diese kennt, warum solte er denn nicht zu jedem Selbstlauter nun noch eine Buchstabengestalt ohne Ton kennen lernen? Wenn er a kennt, so sezt man dazu ein b, ohne dasselbe zu nennen; er giebt nun der Silbe einen Ton und sagt: ab. Was sind dabei für Schwierigkeiten? Vorurtheile an allen Ecken! Und wenn man einem Zimmer voll Audienz gegeben, so stehn schon wieder eine Menge davon im Vorsale. O welch ein Ungeheuer ist das Buchstabirvorurtheil! Es hat Eier und Junge im Neste; wer mag sie alle beschreiben?

Wenn der Leseanfänger zwei buchstäbliche Silben lesen kan, so lernt er auch drei buchstäbliche, z. B. bla, bra rc. Und er muß, wenn er auch 100 Jahr buchstabirte, sie endlich doch zusammen fassen, und ihnen nur einen Ton geben lernen, oder auf das Lesen rein Verzicht thun; und wozu denn nun das vorher Buchstabiren? Ist es nicht ganz vergeblich, schädlich, gefährlich und — schändlich?

Man kan dem Leseanfänger auch, so bald er nur die Selbstlauter kennt, leichte Formeln zu lesen geben, das macht ihm Lust zum Lernen, weil er gleich versteht was

er lieset. *) Und kan er lesen, so lernt er auch Buchstabentöne, Buchstabiren und Silben abtheilen; denn er kennt ja die Silben und Wortformen, und kan nun nach dem metaphisischen Grundsaze: Durch das Zusammengesezte kommen wir aufs Einfache, gar sehr leicht Wörter in Silben und Silben in Buchstaben zergliedern lernen; sicher und gewiß, und — ganz für sich selbst, ohn alle Beschwerde thut er das nun; denn er kan jezt das Mannigfaltige in der Anschauung vorne und hinten betrachten, §. 2. Aber das muß der Buchstabirer wol bleiben lassen, der ist ein Buchstabenpinzler; und wer anders davon wähnt, steckt im Joch des Vorurtheils.

Fertigkeit im Lesen, richtig Silben abtheilen, pronunziren, deklamiren ꝛc. lernt ein Lehrling nur durch Nachahmung und Uebung. Wer hat wol die Lesekunst, durch Buchstabiren lehren und lernen wollen? Tyll & Compagnie. Aber kein Mensch hat, so lange die Welt steht, durch Buchstabiren lesen gelernt, und wer eine andre Meinung davon hat, der wird eben so wol damit getäuscht, als unsre Vorfahren vom Stillstande der Erde und von andern Vorurtheilen getäuscht wurden.

Noch einen scheinbaren Einwand hat man wider die natürliche Lehrart, im Betref der Rechtschreibung, beigebracht; allein er ist eben so wie die vorigen Einwürfe, nur ein Nebenvorurtheil. Man sagt: wer nicht buchstabiren lernt, der lernt auch nicht orthographisch schreiben. Welcher Buchstabirer kan aber wol richtig schreiben ehe er Lesen gelernt hat? Jedermann weis ja, daß derjenige, der schon lesen kan und vorher Jahre lang buchstabirt hat, dennoch in

*) Ein ABCbuch oder Fibel mit solchen leichten Formeln und saubern Holzschnitten, ist im Kurfürstl. Sächsl. Institut für Stumme in Leipzig, das Duzend für 8 Gr. und einzeln für 1 Gr. zu bekommen.

in der Rechtschreibung unerfahren ist. Er muß also nun erst mit Verstande und auswendig buchstabiren lernen. In keinen Schulen wird mehr buchstabirt als in niedern, und keine Leser und Rechtschreiber sind schlechter, als die in diesen gelernt haben; lehrt das nicht auch die Erfahrung? §. 26.

Jeder Gelehrte wird auch gestehen, daß er, wenn er schon lesen konte, und ihm Etwas diktirt wurde, oder er seine Gedanken aus dem Kopfe aufsezen solte, daß es dabei nicht ohne Schnizer abgieng. Er kam mithin auch, wie Jedermann hier, durch das Zusammengesezte erst auf das Einfache, und mußte durch Vorstellung und Grammatik orthographisch schreiben lernen. Fertig lesen, richtig schreiben, pronunziren, deklamiren ꝛc. kan also eben so wenig durch Buchstabiren gelernt werden, als die Grammatik und Rhetorik. Das muß aber kein Pädagoge durch Erfahrung beweisen, sondern wie Erfahrung dazu möglich ist. §. 15.

Es ist zu jeder pädagogischen Wissenschaft und Kunst nur eine beste Lehrart, und ihre Möglichkeit muß aus dem Saze des Widerspruchs, oder aus dem Prinzip aller synthetischen Urtheile, je nachdem sie entweder mathematischen oder philosophischen Herkommens ist, jederzeit aber a priori abgeleitet werden können; sonst ist der Pädagoge ein Pädagogiker und Lachsner, der nie mit sich selbst, viel weniger aber mit andern einig wird; denn er kan von seinen Anstalten und Lehrarten keinen Grund angeben und keine apodiktischen Beweise darüber liefern. Daher kommen eben die verschiedenen Widersprüche unter den Erziehern, die alle vermieden werden könten und ein Ende nehmen müßten, so bald nur die Begrifentwickelungen nach nothwendigen Bedingungen und Naturgesezen, a priori, oder nach der Vernunftkritik, deduzirt und angewandt würden. Daß man aber jezt schlechte Schulan-

stalten und Lehrarten haben muß, beweisen die Menschen durch ihre Aufklärung und Kultur ohn allen Zweifel. Die Erziehung ist aber die erste, die wichtigste, die wesentlichste Angelegenheit des Staats, die würdigste Sorge des Regenten und seiner Räthe, *) und wir haben wirklich in unsern Tagen auch solche, die sich mit allem Ernste der Sache annehmen, zumal in katholischen Ländern; und die katholische Geistlichkeit giebt sich besonders um die Aufklärung und Kultur der Menschen alle mögliche Mühe, die man nur immer von ihr wünschen und erwarten kan, vorzüglich aber die Jesuiten. Durch sie sind nicht allein die Normal, sondern auch viel andre verbesserte Lehrarten in Oesterreich und andern Ländern eingeführt worden. Sie wurden zwar im Anfange mit einigen Lehrarten zu den Normalschulen hinter das Licht geführt; denn sie lernten dieselben vom Abt Felbiger, dieser aber in Berlin, in der Realschule. Der handwerksmäßige Pädagogiker Hähn hatte sie erfunden, und diese ungegründete und unerwiesene leere Tonleiterei fand unter den Protestanten und Katholiken, die zu der Zeit noch nichts von sinthetischen Urtheilen, a priori, wußten, viel Beifall. Allein die Jesuiten und auch andre katholische Geistliche suchen nun das Widernatürliche und Abgeschmackte der hähnischen Lehrarten immer mehr und mehr davon abzuschaffen, und beßre dafür einzuführen. Es komt mir daher unglaublich vor, wenn man öffentlich sagt, daß die Jesuiten Feinde der Aufklärung sein solten. Und öffentliche Schriften, Zeitungen und Augenzeugen behaupten auch gerade davon das Gegentheil. Die Lehrarten der Jesuiten in Oesterreich, Böhmen, hier und in Dreßden verdienen für Protestanten und Jedermann zu Mustern aufgestellt zu werden. Sie haben so wohl rochowische als andre natürliche und leichte Methoden eingeführt, und ich selbst habe ihnen

*) Goldner Spiegel, 4ter Theil.

ihnen einige vorgeschlagen, die sie mit erwünschten Nuzen anwenden. Mithin ist es grundfalsch, wenn man vorgiebt: Die Katholiken, besonders aber die Jesuiten hinderten die Aufklärung und Kultur. Allein vielleicht kan diese Beschuldigung auch von der Verwechslung der Begriffe entstehn, wenn man nämlich Lehrarten für Lehren hält.

Schließlich empfehl ich der werthen Christenheit meine Entdeckung über die Lesekunst und anfängliche Begrifentwicklung, und verspreche in der Folge g. G. mehrere zu liefern. Wünsche, daß sie von wohldenkenden, und thätigen Männern untersucht und anwendbar gemacht werden möge! Es ist unmöglich, durch Buchstabiren lesen zu lernen, und kein vernünftiger Mensch wird daher ein Vorurtheil vertheidigen, beschüzen oder befördern, keine Unmöglichkeiten möglich machen, und Lehrer und Lehrlinge sich wechselsweise vergeblich damit quälen lassen wollen. Fält aber das Buchstabiren weg, so müssen auch die schädlichen und höchst unverantwortlichen Anfangsbücher für die Jugend wegfallen, welche von Theologen erfunden worden sind, die in dem Wahn stunden, daß man den Glauben an Gott und sein Wort den Kindern nicht früh genug beibringen könte. Diese Methode hat aber, wie wir leider sehen, bisher gerade das Gegentheil hervorgebracht, und ist die Ursache, daß die Menschen, welchen die heiligsten Sachen von Jugend an aufgedrungen und zu Marterinstrumenten für sie gemacht wurden, bei Zeiten einen Abscheu und Verachtung dawider bekommen mußten. Ich hoffe, daß man diese verderbliche Lehrarten nun abstellen, vom Leichten zum Schweren fortgehen, und sich so nach dem Verstande der Lehrlinge richten wird, wie Christus, der zu seiner Begrifentwicklung die Vögel des Himmels und die Blumen auf dem Felde zu Gleichnissen für Einfältige wählte.

Allein das viele Reden und Schreiben und das Herr Herr sagen, hilft zur Menschenbesserung nichts — es muß Hand dabei angelegt, und es müssen regelmäßige und natürliche Lehrarten dazu angewandt werden: neue Kosten aber sind dabei gar nicht.

Samuel Heinike.

9.

Nachricht.

Im verflossenen Jahre sezte die kurfürstl. deutsche Gesellschaft in Mannheim einen Preis von 50 Dukaten auf das beste Lustspiel.

Die eingelaufenen Stücke sind:

1. Die Bräute.
2. Die Schöne vom Lande.
3. Der unentschlossene Freier.
4. Die herschsüchtige Frau.
5. Die Kontribution.
6. Das Kümmichmädchen.
7. Ob die Familie wohl geschlafen hat.
8. Die Kronenthalische Familie.
9. Das glückliche Phlegma.
10. Dramatische Bruchstücke.

Keines

Keines dieser Stücke wurde des Preises würdig geschäzet. Man misset darin fast durchaus Neuheit der Karaktere und Situationen, Richtigkeit, Schönheit und Feinheit des Ausdruckes, fortreissenden Gang zum Zwecke, und ausserdem, was die Gesellschaft bei Aussezung des Preises vorzüglich bezielte, einen zur Erweckung der Theilnahme erforderlichen Plan.

Einige Stücke sind kaum mittelmäßige Dramen, oder ernsthafte und weinerliche Lustspiele, also ganz ausser dem Zwecke der deutschen Gesellschaft.

Das glückliche Phlegma ist das beste unter diesen 9 Lustspielen. Der Stof ist aus Meisners Beiträgen zur alten Litteratur und neuen Lektür hergenommen. Obschon sich das Stück von keiner Hauptseite ausserordentlich auszeichnet, so enthält es doch manches gute, könte mit einigem Glücke aufgeführt werden, und die Gesellschaft ermuntert hiemit den Verfasser öffentlich, seine Gabe zur Theaterdichtkunst auszubilden. Die Gesellschaft erneuert und vermehrt den Preis auf 75 Dukaten für das beste Lustspiel auf das Jahr 1786. Ausserdem gestattet dem Sieger die Theaterintendanz die Einnahme bei der zweiten Vorstellung des Stückes. Man erinnert aufs neue, daß Lustspiel hier im eigentlichsten Verstande genommen werde, und daß die Absicht der Gesellschaft eben so wenig auf die ernsthafte, zärtliche und ins traurige übergehende Komödie, als auf das Possenspiel gehe. Die deutsche Gesellschaft verwirft weder das weinerliche Lustspiel, noch sonst eine Gattung von theatralischen Stücken. Jedoch ist sie nicht gesonnen, den Geschmack an jener Gattung durch Preisaussezungen zu befördern. Sie richtet hauptsächlich ihr Auge auf das, was unsern Schaubühnen am meisten abgeht. Beabei

beitung komischer Karaktere; Erfindung neuer angemessener Situationen; Philosophie und Weisheit im Gewand des Scherzes; Dialog voll Annehmlichkeit und Salz, mannigfaltige Abstiche und mehrerer Karaktere zur Erhaltung einer Hauptlaune; treffende Zeichnung, den Thoren zum Lachen über sich selbst zu reizen, Kunst den Weisen zu belustigen; mit einem Worte Lustspiel ist — freilich eine sehr schwere Sache; aber Sieg an diesem Ziel ist ein grosser, ruhmvoller Sieg. Unsterblichkeit ist sein Loos.

Die vorzüglichsten eingesandten Lustspiele werden auf der hiesigen kurfürstl. Nazionalbühne aufgeführt, und erst nach ihrer Vorstellung wird das Urtheil über dieselben abgefaßt, und der Preis dem Sieger erkennt.

Die Bekrönung des Siegers wird alsdenn bei der nächsten Vorstellung seines Stücks auf der hiesigen Schaubühne noch einmal öffentlich verkündet und gefeiert. Die Preisschriften müssen vor dem 1sten April 1786 mit verschlossenen Namen und einen Denkspruch zur Ueberschrift an Herrn Klein, kurfürstl. geheimen Sekretär und Professor, der kurfürstl. deutschen Gesellschaft beständigen Geschäftsverweser, eingeschickt werden.

Weißenfels, gedruckt bei Caspar Simon Jfens sel. Erben.

Deutsches Museum.

Zweites Stück. Februar, 1786.

I.

Ueber Antiken vom ersten Range.

Drittes Fragment einer italiänischen Handschrift aus dem sechszehnten Jahrhundert.

S. September 1785. 2.

Nach einigen Tagen Scirocco, der Regen in Wolkenbrüchen ergoß, hat sich heute wieder eine klare Tramontana eingestellt; Hügel und Thäler und Gebirge schweben weit und breit in lauter erquickendem Himmel, und ein leichter Aether hebt von der Erd' empor und von dannen: dieß sind meine letzten Stunden im Vatikan; ich will, ich muß nun scheiden. Ach, scheiden von der Kunst überhaupt! sie ist meine Bestimmung nicht; ich habe mich nur jugendlich getäuscht. Nach dem geheimen Gefühl, daß der Endzweck aller Existenz ist, gut zu seyn, und Schönheit zu genießen, und daß Gott selbst keine andre Glückseeligkeit habe: wähnt ich, am ersten meine Beruhigung in der Mahlerey zu finden, und arbeitete mich herum mit Traum und Schatten. Mein Herz und Geist trachtet nach einer kräftigern Nahrung, und findet diese nur in der Gesellschaft der Menschen; in wirklichem Kampf und Krieg, und Liebe und Friede mit denselben. Wir sind die Quintessenz der Schöpfung für einander; allein unsre Freunde und Feinde, und einer des andern Beute; sind für einander die höchste Sphäre zu handeln.

Aber ach, Scheiden ist der eigentliche Tod, vor dem die Natur schaudert! mein Leben blutet, und ich kann mich noch nicht ganz los reißen. Wär ich Künstler und Mitgenoß einer alten Republik: so könnt ich vielleicht ausharren, bis mich der Schlangenstrom der Ewigkeit wieder in seine klare Fluth aufnimt, oder als neuen Schaum an ein Ufer ander im Weltall setzt. Goldne Zeiten von Athen, wo seyd ihr hin, werd ich keinen Schatten von euch auf diesem Erdenrunde wieder finden?

Doch, was sag ich, Mitgenoß einer alten Republik?

Hätt ich in dem glänzenden Zeitalter gelebt, worin Sokrates aufwuchs: so hätt ich meine Mahlerey gewiß noch eher als er seine Bildhauerey verlassen, und sie wäre nicht einmal Spiel für mich gewesen. Plutarch lallt freylich kindisch, wie manches, nach, in ganz andern Umständen: = = welcher gutartige Jüngling wird Phidias oder Polyklet seyn wollen! = = Noch brennt mich der Pfeil, den mir Demetri tief ins Leben abdrückte.

Nach der Schlacht bey Platäa bis in den peloponnesischen Krieg hinein war Athen ein halbes Jahrhundert das Rom von Griechenland, jeder Bürger über die Inseln und Kleinasien schier Fürst und Herr, und alle Kunst ihm unanständig, die nicht zum Helden und Staatsmann bildete.

Ueberhaupt aber hatte schon vorher Solon mit seinen Fünfhundertscheffleern, Reitern, und Halbreitern, und so fort, obgleich von der Lage der Sachen vielleicht dazu genöthigt, doch ärgerliches Maaß und Gewicht für das Verdienst eingeführt: jeder war unedel, der nicht von seinen Renten lebte, er mochte mit göttlicher Wissenschaft und Kunst sich seinen Unterhalt erwerben.

Die erhabnen Sieger über den großen König hatten Recht, sich diesen verwünschten Maaßstab vom Halse zu schaffen;

schaffen; wäre hernach nur ihr Senat und Areopag bei seiner Würde geblieben. Doch ich will hiervon nichts weiter reden; Lukian hat es mit dem treffendsten Witze in seinem Meisterstücke dem Zevs Tragikos genug lächerlich gemacht.

Der Lehrer des Weltbezwingers wies alsdenn nach der reinen Vernunft den Künsten im Staat ihren Rang an; und sagt: alle Kunst ist unedel, die Leib und Seele der Gewandtheit beraubt, sich frey zu regen und zu bewegen; folglich jede, wobey man sitzen, oder in einer gezwungnen Stellung und Lage seyn muß.

Die bildenden Künste möchten freylich nach dieser Regel übel wegkommen, besonders die Mahlerey, wenn die Arbeit dabey, wie Michel Angelo behauptet, Kinder- und Weibermäßig ist. Jedoch auch selbst die Philosophie: wenn man so viel lesen und schreiben müßte, als der Stagirit gelesen und geschrieben hat; und noch mehr, um so weit Freyheit der Seele die des Leibes übersteigt, die ehrwürdigsten Aemter. Mein Nachbar hier mit seiner dreyfachen Krone wäre der Hauptsklav, gebunden wie ein Wickelkind der alle Welt löst.

Aber das beste ist, man weis sich bey diesem allen schon schadlos zu halten, und versteht dieß nur auf wenige Tage und Stunden.

Uebrigens hatten die Griechen darin Recht, daß derjenige sich zum Handwerker erniedrigt, welcher seine Kunst des bloßen Gewinnsts wegen eines andern beliebigen Befehlen unterwirft. Das Werk behält hingegen auch wieder immer seinen Rang; und eine Venus von Tizian bleibt auf alle Weise eine Venus von Tizian, und geräth nie an Werth von Erfindung und Arbeit unter die Hosen und Stiefeln von Schustern und Schneidern. Selbst die Gesetze der hohen Ehre sollen die Kunst nicht zu streng und gewaltsam fesseln; keiner ist gleich am Ziele, jeder hilft

sich fort nach den Umständen, bis er dahin gelangt; und einigermaaßen herrscht unter wenig ächtem Gefühl, und einem Haufen Wahn und Mode.

Für jetzt nur noch einige Zeilen, als geringe Spuren meines glücklichen Aufenthalts in dem wahrhaftigen Belvedere von innen und außen.

Wehmüthig muß man zwar das Häufchen Ruinen betrachten, wenn man an die unzählbaren Schätze des Alterthums denkt: an die hundert metallnen Kolossen der Insel Rhodos allein, oder die manchen hundert Meisterstücke vom Lysipp; geschweige die Völkerschaften von Statuen zu Delphi und Elis, die Pracht und Herrlichkeit von Athen, Korinth, Gnid, Ephesos. Ein Grieche vor den Römischen Räubereyen würde die heutigen Antiken insgesammt gleichsam ansehen, wie ein Lucull von der Tafel aufgestanden ein paar verschimmelte Brocken aus eines Bettlers Sack. Und doch schlagen sie allen unsern Stolz nieder, und zeigen uns deutlicher unsre Barbarey, als irgend etwas, was übrig geblieben ist.

Man begreift nicht wohl, wo die Alten die Kosten nur der Materie hernahmen, binnen so kurzer Zeit eine so große Menge von Kunstwerken aufzustellen: da heut zu Tag nicht die größte Monarchie zu leisten im Stand ist, was zum Beyspiel in dem kleinen Sizilien nur das Sandkorn, das kaum bemerkbare Girgent that. Die Verwunderung des Xenephon in den blühendsten Zeiten der Kunst, und wo die Griechen schon selbst von ihrer strengen Lebensart sehr abgewichen waren, über die Schwelgerey der Perser, daß sie ihre Schlafzimmer mit Tapeten belegten *), damit der unnachgiebige Boden nicht zu hart gegen ihre weichlichen Füße anstrebte, kann uns einigermaaßen den Schlüssel dazu verleihen. Hohe Selbstständigkeit

*) Kyropädie 8. B. 8. K.

digkeit des Menschen, Vergnügen des Herzens, und Freude des Geistes an Wahrheit und Schönheit gieng aller leeren Pracht vor; die Stärke scheute den Kitzel verschlaffter Sinnen. Und die kleinste Republik, wo zu gemeinschaftlicher Lust jeder so denkt und für seine Person sich abbricht, kann Berge versetzen, und eine andre Natur schaffen.

So glänzt jedoch, zur Ehre unsrer Religion sey es gesagt, die noch das einzige allgemeine Band ist, ohne weitere Vergleichung mit den Alten, auch jetzt manches ärmliche Städtchen in Italien mit einem himmlischen Bilde von Raphael oder Correggio wie ein Stern hervor gegen ungeheure Reiche in Norden, nächtliche Wüsten, wo keine Schönheit erscheint.

Lysipp, der wie Apelles in seiner Art, den höchsten Gipfel der Kunst erreichte, goß alle seine Bilder aus Erz: weil der Gesang der entzückendste, wo man die Musik, und die Poesie die vollkommenste ist, wo man die Sprache nicht merkt; und so geht es in den bildenden Künsten mit der Arbeit und der Materie, dem Zeichen.

In den feyerlichen Werken des Phidias und Polyklet von Gold und Elphenbein erscheint die Kunst noch wie eine geschmückte unreife Jungfrau: in denen des Praxiteles und Lysipp wie eine Phryne aus dem Bad hervor, alles fremde verdunkelnde abgeworfen, in lebendiger Vollkommenheit. Sie wollten die Formen, das Wirksame nur, gleichsam in die Seelen zaubern, das Wesentliche, schier unsichtbar dabey wie die Götter; und verbannten alle Pracht, die das Auge abzieht und den Geist dämpft.

So gebrauchten die großen Mahler dieser Zeit nur die nothwendigsten Farben; und gleiche Bewandtniß hat es mit den Reden des Demosthenes, der weit von dem nicht selten eitlen Wortschwall des Cicero entfernt ist. Und

so findet man beym Sophokles und Euripides, die früher zur reinen Schönheit gelangten, äusserst wenig oder nichts von dem Spanischen Pomp.

Uns ist von den Meistern, welche die Kunst auf eine höhere Stufe setzten, namentlich nichts übrig. Das meiste sind Bilder und Kopien von Lehrlingen, die man auf die Gipfel der Tempel und Palläste zu Rom und vor dessen Landhäusern stellte, welche mit der Zeit und in dem Getümmel des Kriegs und der Barbarey herunterstürzten, zerschmettert und im Schutt der verwüsteten Gebäude begraben wurden. Nach langen Jahrhunderten gräßlicher Nacht, die in diesen Gegenden die Menschheit benebelte, hat man, wie nach Gold und Silberminen, die Wünschelruthe wieder auf sie angelegt. Die Kleinodien aber sind fast alle gleich zu Anfange weggeführt worden, in Schiffbrüchen und auf ihrem ursprünglichen Boden in Griechenland selbst in mancherley Zerstörungen verschwunden. Und doch haben wir daran genug, um wenigstens den Geschmack zu bekommen; wie an etlichen, obgleich nicht den besten, Flaschen Rest Lacrima Christi und anderer köstlichen Getränke von in Erdbeben untergegangnen Weinlagern.

Die Sache hat folgende Bewandtniß.

Die alte Kunst theilte sich in besondre Klassen von Schönheiten, und die großen Meister beeiferten sich, das Ideal von jeder vollkommen darzustellen. Wenn nun einmal das höchste da war: so blieb den andern nichts übrig, als ein ähnliches nachzumachen, wenn sie in dieser Klasse arbeiten sollten. Man kann sagen, Phidias hat das Problem von Zevs Gestalt aufgelöst; und sein Bild davon genoß allgemeine Verehrung an dem berühmtesten Schauplatz. So gieng es mit der Venus des Praxiteles und Apelles in Stein und Farbe, den berühmten Apollen, Merkuren, Junonen, Minerven, Amazonen; die andern mußten ihren

ihren Weg einschlagen, oder wurden nicht verstanden, oder nicht geachtet, wenn sie dieselben nicht übertrafen. Ein guter Kopf schaut auch durch schwache Nachahmungen der ersten erhabnen Männer Gefühl für Form, und eigenthümliche Schönheit jedes Ganzen.

Der Torso, der Farnesische Herkules, der (borghesische) Fechter sind zum Beyspiel gewiß hohe Meisterstücke; doch finden wir die Namen ihrer sich nennenden Arbeiter bey den Alten nicht aufgezeichnet. Warum? sie waren bloß Nachahmer des schon erfundnen, und brachten nichts neues hervor, um besondre Aufmerksamkeit zu erregen. Und so können wir noch in Rom den Geist des Phidias, Polyklet und Praxiteles schauen, ohn etwas von ihnen selbst zu haben. Freylich würde für den innigen Wollustsinn noch ein großer Unterschied bey ihren Originalen seyn.

Die vier Statuen vom ersten Range der alten Kunst im Belvedere, und nebst wenigen andern, auf dem ganzen Erdboden, sind der Apollo, der Torso, Laokoon, und sogenannte Antinous; nachdem der letztern doch einmal der ehrenrürige Name von blinden Antiquaren aufgehängt ist. Man hat dieselben in Versen und Prosa beschrieben, ihre Gipsabgüsse wie Apostel zu Türken und Heiden versandt, jeder neue Ankömmling trägt Anmerkungen darüber in sein Tagebuch ein: und bey allen Predigern auf den Dächern sind wir schlimmer geworden; kein Leonhardt da Vinci, kein Michel Angelo, kein Raphael ist mehr aufgestanden. Anstatt das Licht zum Wegweiser zu wählen, hat man sich die Augen daran verblendet.

Das größte Aufsehen hat der Laokoon gemacht; weil Plinius noch mitten unter allen den höchsten Meisterstücken der Kunst davon meldet: er sey ein Werk, allen andern der Mahlerey und Bilhauerkunst vorzuziehen;

und man bey dem Allesausundabundaufschreiber glauben durfte, dieß sey nicht seine eigne Lieblingsmeinung, sondern die Stimme des damaligen Römischen Publikums gewesen.

Einige voll von den Wundern des Phidias, Polyklet, Praxiteles, giengen so weit, das sie argwohnten, der Laokoon möchte aus dem Zeitalter des Geschichtschreibers der Natur selbst, und sein Lob ein gewöhnliches Gelehrtenkompliment seyn; allein der Augenschein zeigt jedem Erfahrnen, daß die Gruppe aus der schönsten Blüthe der Kunst stammt.

Sonderlinge wollten sie im Schwindel des Paradoxen, um vielleicht dem Vatikan wehe zu thun, jedoch gar zur bloßen Kopie machen, weil Plinius ferner sagt: die allervortreflichsten Künstler hätten nach gemeinschaftlich gepflognen Rathe den Laokoon, Kinder und Drachen, alles aus einem Block Marmor verfertigt; und sie bestehen offenbar aus zwey Stücken, und wenn Agesander und seine Freunde Zeit und Arbeit nicht vergebens verschwenden wollten, aus mehrern, da der Sohn zur linken Seite sonst einer Taschenspielerey willen unsinnige Mühe würde gekostet haben. Plinius sah vermuthlich die Gruppe aus einem niedrigen Standpunkt, und die Fugen waren versteckt, wie sie bey dem rechten Sohne noch sind, wenn man nicht hinansteigt; und es war schon in den alten Zeiten Mode, daß die Aufseher den Ankommenden Mährchen wie Religion vorschwatzten, und der Geschichtschreiber hat in der Eile viel unglaublichre Fabeln sich aufbinden lassen, wenn er bey seiner Lebensart noch nicht recht ausgeschlafen hatte. Inzwischen will ich dem wackern Manne hier nicht zu Leibe gehn; er sagt sonst Dinge mit göttlichem Verstande, und zuweilen erhabne Poesie. Sein Werk ist wahrscheinlich der erste Zusammenraff des ungeheuern Ganzen, und die Wolkenbrüche von Feuerasche aus dem Vesuv erstickten ihn, bevor er nur die zweyte Hand daran legte.

Es

Es ist wohl eine zu handgreifliche moralische Unmöglichkeit, daß ein Künstler, der so hätte arbeiten können, einige der kräftigsten Jahre seines Lebens mit bloßem Nachmachen ohne weitern Zweck sollte verschwendet haben; und daß die Kopie, gerade wo das Original stand, durch ein Wunder vom Himmel gefallen, und das Original dafür verschwunden wäre: um sich bey Erörterung dieses sylbenstecherischen Verdachts länger zu verweilen.

Man hat bis jetzt das Lob des Plinius entweder für bloß übertrieben hingesagt gehalten, und sich unter den verlornen höchsten Meisterstücken der ersten Künstler vom Phidias an bis zum Lysipp ungleich vortreflichre Bilder vorgestellt, oder die Dichter haben nur den schönen Ausdruck der Vaterliebe in der Gruppe angepriesen, und der große Haufe hat mit seinen Augen überhaupt keinen rechten Endzweck aus der Vorstellung hohlen können, und gedacht: es ist unglücklich genug für uns, daß Löwen und Schlangen in der Welt sind, warum soll man einem guten Mann mit seinen Kindern noch damit in Marmor quälen sehen?

Es wär erfreulich, wenn man schon aus der Theorie der Kunst, und den bloßen Nachrichten beweisen könnte, daß das Lob des Plinius gerecht sey, auch ohne den Olympischen Jupiter vor sich zu haben.

Und gewiß, wem zuerst die Idee von der Gruppe des Laokoon in der Seele aufgieng, und wer in seinem Herzen, in seiner Hand Muth und Fertigkeit genug fühlte, sie auszuführen: der war zum Bildhauer gebohren, wie Sophokles zum Dichter. Man darf kein großer Psycholog sein, um zu erkennen, daß das Ganze nur von einem Wesen stammt, und daß die zwey andere Triumvirn allein ihre Geschicklichkeit dazu herliehen.

Die schönsten Formen aller Art an der Doppelgattung des menschlichen Körpers waren von dem feinsten

Gefühl, dem heitersten griechischen Sinn in den manchen tausend Statuen schier erschöpft, als die Götterkraft unsers Geistes im Agesander noch den kühnsten Flug begann, und alles überschwebte.

Der hohe Meister fand den herrlichsten Vorwurf zu seinem Kunstwerk in der griechischen Religion, und umgriff damit Himmel und Erde. Die Gruppe des Laokoon ist von derselben Gattung wie die der Niobe; nur athmet daraus mehr tragischer und bildender Geist. Lesen wir zuerst, was von seiner Geschichte aufgezeichnet steht im Hygin.

„Laokoon, erzählt dieser, war ein Sohn des Akötes, Bruders des Anchises, und Priester des Apollo. Da er wider dessen Willen heyrathete, und Kinder zeugte; und ihn alsdenn das Loos traf, daß er dem Neptun am Gestade opfern sollte: sandte Apollo bey der Gelegenheit von Tenedos her durch die Fluthen des Meers zwey Drachen, damit sie seine Söhne Antiphas und Thymbräos umbrächten. Laokoon wollte denselben Hülfe leisten; wurde aber selbst umflochten und getödtet. Welches die Phrygier deswegen geschehen zu seyn glaubten, weil er einen Spieß in das trojanische Pferd warf.“

Servius giebt jedoch die bessere Erklärung, und sagt: es sey deßwegen geschehen, weil er seine Frau aus Unenthaltsamkeit im Tempel des Apollo beschlafen habe.

Das Ganze vom Laokoon zeigt einen Menschen, der gestraft wird, und den endlich der Arm göttlicher Gerechtigkeit erreicht hat; er sinkt in die Nacht des Todes unter dem schrecklichen Gerichte, und um seine Lippen herum liegt noch Erkenntniß seiner Sünden. Ueber dem rechten Auge und in dem weggezuckten Blick aus beyden ist der höchste Ausdruck des Schmerzens. Sein ganzer Körper zittert und bebt und brennt schwellend unter dem folternden tödtenden Gifte, daß wie ein Quell sich verbreitet.

Seine

Seine Gesichtsbildung mit dem schönen gekräuselten Barte ist völlig griechisch, und aus dem täglichen Umgange von einem tiefschauenden Menschen weggefühlt, und drückt einen gescheidten Mann aus, der wenig ander Gesetz, als seinen Vortheil und sein Vergnügen achtet, und der dazu den besten Stand in der bürgerlichen Gesellschaft gewählt hat; voll Kraft und Stärke des Leibes und der Seele. Die zwey Buben werden mit umgebracht, als Sprossen vom alten Stamme; das ganze Geschlecht von ihm wird vertilgt.

Es leidet ein mächtiger Feind und Rebell der Gesellschaft und der Götter; und man schaudert mit einem frohen Weh bey dem fürchterlichen Untergange des herrlichen Verbrechers. Die Schlangen vollziehen den Befehl des Obern feyerlich und naturgroß in ihrer Art, wie Erdbeben die Länder verwüsten.

Das Fleisch ist wunderbar lebendig und schön; alle Muskeln gehn aus dem Innern hervor, wie Wogen im Meere bey einem Sturm. Er hat ausgeschrien, und ist im Begriffe, wieder Athem zu hohlen. Der rechte Sohn ist hin, der linke wird der Weile fest gehalten, und die Drachen werden bald hernach mit ihm vollends kurzen Prozeß machen.

Selbst die Schaamtheile des Alten richten sich empor von der allgemeinen Anspannung, Hodensack und Glied zusammengezogen; und Hand und Fuß ist im Krampfe. Die linke Seite mag wohl zum Höchsten gehören, was die Kunst je hervorgebracht hat.

Die Söhne haben gerade so viel Ausdruck, als ihnen gebührt; der eine ist im Sterben wie todt schon, und der andre leidet noch nicht an Gift und Wunde, und entsetzt sich bloß. Der Vater zieht alle Aufmerksamkeit auf sich.

Der Gruppe fehlt ein Hauptheil, der rechte Arm des Laokoon. Michel Angelo wollte denselben ansetzen,

hatte

Google

hatte schon das Modell dazu gemacht, und angefangen, ihn in Marmor auszuhauen; aber welcher andre will sich in das höchst lebendige warme Fleisch und die ganze Natur hineinfühlen? Er war so bescheiden und verwarf seine Arbeit. Es ist Jammerschade, daß der alte Arm verloren gegangen ist, wegen des Zugs der einen Schlange, und weil Laokoon damit seine stärkste Kraft muß geäusfert haben.

Diese flog mit grimmigen Satz rechts her *) von oben herein, umflocht den aufgehobnen Arm, der sie abhalten wollte — schwingt sich geschwollen um den Rücken herum, an der Seite über dessen linken, und um den rechten Arm des ältern noch lebendigen Sohns beym Ellenbogen, windet sich um den obern Arm, und schlingt sich dann um den untern wieder und macht einen schrecklichen Knoten darum her, schießt nach der linken Hüfte des Vaters mit dem Kopfe, der sie mit mächtiger Faust am Halse noch ergriff, und setzt mörderlich den Zahn ein. Alles Sträuben, alle Rettung ist vergebens, und hört auf: es ist geschehen, die That vollzogen.

Die andre Schlange fährt linker Seite der Gruppe her von unten auf durch die Beine, kuppelt sie wie Raub und Beute zusammen, umschlingt dem Sohne rechts den linken Arm, und hinter dem Rücken herum den andern, und setzt ihm den scharfen Giftzahn ein nach dem jungen Herzen.

Der Vater sank auf den kleinen Altar zurück, weil er sich nicht mehr halten konnte; der ältere Sohn linker Hand steht auf dem rechten Beine, und der andre mit dem linken Fuß auf den Zehen, und die Schlange hält ihn oben an den Altar gelehnt noch aufrecht. Alle warfen die Gewänder ab, zu entfliehen.

Man

*) Die Seiten sind hier und überall immer nach dem Bilde genommen.

Man mochte die Gruppe in den Zeiten, für welche sie bestimmt war, betrachten wie man wollte: so mußte sie die stärkste Wirkung hervorbringen; entweder als Naturtrauerspiel für das ganze menschliche Geschlecht: ein Vater, der bey Rettung seiner Kinder umkömmt; oder als Strafe der Götter. Und als Kunstwerk konnt ihr kein andres den Rang der ersten Klasse streitig machen. Für uns bleibt sie Naturtrauerspiel, und die Kreatur seufzt dabey im Innern über die nothwendigen Leiden auch des Guten und Gerechten, und schaudert in ihr Unvermögen, ihre Unwissenheit zurück.

Wenn man die Vorstellungen, wo der Körper leidet und das Leben vergeht, unter eine besondre Klasse bringen wollte: so möchte das Lob, welches Plinius dieser Gruppe ertheilt, wohl am wenigsten können bestritten werden und sie unter allen dieser Art mit der Niobe oben an stehen. Der an seiner Wunde Sterbende des Ktesilas, woran man sehen konnte, wie viel noch Seele übrig war, gehörte als einzelne Figur dahin; so wie der Hinkende, vielleicht Philoklet, des Leontinischen Pythagoras, dessen Geschwüres Quaal die Betrachtenden zu empfinden meinten; die verwundeten Amazonen, bis auf den berühmten Hund des Lysipp im Kapitol, der voll Schmerz und natürlichem Todesschrecken in abgesetzten Lauf und Hast seine Wunde lekte, und für welchen die Aufseher mit ihrem Leben stehen mußten.

Der lezte Akt unsers Drama hienieden scheint vorzüglich ein Vorwurf der Mahlerey gewesen zu seyn: Apelles that sich darin hervor; alle aber übertraf der Landsmann Pindars Aristides. König Attalus erkaufte einen Kranken von ihm mit hundert Talenten; und Alexander ließ das Gemählde, wo die an ihren Wunden sterbende Mutter das sich anklammernde Kind von der Brust abhielt, damit es kein Blut saugte, nach seinem Geburtsort bringen.

In dieses Meisters Schlacht mit den Persern von hundert Figuren war ohne Zweifel manches vortrefliche dieser Art. Die Farbe macht hier keine Kleinigkeit aus, und reißt, gut aus der Natur empfunden, mit Gewalt zur Täuschung. Unter den neuern Werken mag Peter der Märtyrer von Tizian *) wohl hierin oben an stehen.

Für Sultane sind dieß heilsame Bilder, um sie zuweilen an ihre Menschlichkeit zu erinnern; und das größte Meisterstück davon stand in den kaiserlichen Bädern an seinem rechten Platz. Ich aber für mich muß aufrichtig gestehen, daß ich in meinem Bad oder Schlafzimmer ein Kunstwerk erfreulichrer Art aufgestellt haben möchte; wär es auch der verstümmelte Herkules, an welchem meine Phantasie noch oben drein immer zu schaffen hätte: denn für beständig möcht ich die Gnidische Venus nicht.

Der Torso ist das höchste von einem Ringerkörper; der Sohn der Wundernacht, aus dessen Armen sich der dreyfache Geryon nicht loswand, ruht und sitzt auf seinem Löwenfell. Man findet nichts mehr übrig von alter Kunst, wo Kernstärke schöner und vollfleischiger, und alles in der lebendigsten Form mit dem feinsten Wahrheitsgefühl so abgewogen wäre. Er senkt die rechte Seite, und hatte den linken Arm in der Höhe. Das mächtige Brustbein ist so zart gehalten und mit nerviger Fettigkeit überzogen, daß man es kaum merkt. Brust und Schultern und Mark vom Rücken herum sitzen über der schlanken Mitte ganz unüberwindlich und erdrückend. Die Schenkel sind lauter Kraft. Alles ist an ihm in Fluß und Bewegung in den allergelindesten Umrissen. Man sieht alle Theile, und ihre Macht und Gewalt, jede Fieber ist in Regung: und doch tritt weder Muskel noch Knochen scharf hervor. Es ist recht das höchste Vermögen in höchster Bescheidenheit und Schönheit.

Vielleicht

*) Zu Venedig in der Kirche S. Giovanni e Paolo.

Vielleicht hat er ein süßes Geschöpf der Lust auf seinen Armen gewiegt; denn sie trugen, und die Zapfenlöcher der Stützen sind noch in den Schenkeln .... doch dieß zum Scherze; so wie ich beym Demetri behauptete: der fromme, zornige und schnellfüßige Achill Homers komme gegen diesen Helden nicht auf.

Der Farnesische Herkules hat den Charakter von einem Faustbalger, so feist und breit und vollgenährt sind seine Formen gegen die Cestusschläge. Seine Stärke fällt Zentnermäßig über das Gefühl eines heutigen schwachen Römers; aber auch außerdem macht er alle Welt zu Hunden und Katzen gegen einen Löwen in seiner vollsten Kraft.

Er hat im Farnesischen Hof einen zu niedrigen Standpunkt; deßwegen schwillt die Brust zu sehr aus ihrer natürlichen Großheit, und nach Hüften und Seiten.

Sein Kopf ist vollkommen Eisen und Stahl unüberwindlichen Muthes, und unerbittsam im Zähneinschmeißen.

Der Künstler, welcher ihn erfand, scheint ihn nach dem Ideale des Sophokles gebildet zu haben, wo der Held aller Helden ein ganzes Reich verheert, um Jolen in seine Gewalt zu bekommen; Vater und Brüder ermordet, weil sie bey einem Besuch ihren süßen Reiz ihm nicht zum heimlichen Beyschlafe geben wollten; Dörfer und Städte verbrennt, und die Einwohner als Sklaven gefangen führt: so tobte in ihm die Liebe.

Ich habe bey dieser Gelegenheit zu guter Letzt nicht unterlassen können, noch eine Skitze nach diesem, Sonnenmuth der Lust von sich strahlenden, jetzt meinem Lieblingsstücke unter allen, des tragischen Dichters zu entwerfen, um mir damit eine eigne Kopie von der heroischen Gestalt und dem Farnesischen Stier aufzubewahren.

Dieser ist das größte Meisterstück in Marmor von allen Thieren aus der Zeit der Griechen. Man kann kein natürlicher Ochsenfleisch sehen, und Myrons Kuh war vielleicht nicht besser. Nur die Beine daran sind neu, sonst ist an ihm selbst alles wohl erhalten. Wahrhaftige wilde Stiernatur in Stellung, Bewegung durch den ganzen herrlichen Körper! besonders strotzt die Kraft wunderbar vom Hintern über den königlichen Rücken. Schönes Bild von Stärke, um Heerden zum Preise davon zu tragen.

Die Skizze stellt den göttlichen Chor vor, wo Herkules und der Fluß Acheloos als Rind, beyde von Kraft geschwellt, um Dejaniren mit einander kämpfen, welche in zarter Wohlgestalt am fernglänzenden Ufer sitzt, und den Gatten erwartet, schüchtern wie ein Kalb von der Mutter fern: ob es der Sohn des Zevs seyn werde, oder das vierfüßige Thier; indeß der Löwenwürger, nach langem Kriege, diesem das gewaltige Horn ausreißt.

Der erfreulichste Genuß dieser Werke ist für uns verschwunden, weil wir keine Olympischen Kämpfe und Siege mehr daran sehen. Beyde Athenienser verherrlichen mit diesen hohen Mustern noch hier ihre Vaterstadt; doch möcht ich lieber der Apollonios des Torso seyn, als der Glykon des Farnesischen Keulenschwingers.

Der sogenannte Antinous, welcher einen jungen Helden, vielleicht den Meleager vorstellt, wie man aus einem andern Bilde schließen kann, das in Figur und Stellung ähnlich ist, wo unten zu den Füßen der wilde Schweinskopf sich befindet, hat für uns unter den vier Hauptstatuen die mehrste Wirklichkeit.

Eine ächte griechische jugendliche Schönheit voll geistigen Reizes, und süßer lieblichen Hoheit. Er blickt empfin=

empfindend zur Erde, als ob er sich besänne, zu welchem Mädchen er gehen wolle; und Lippen, Stirn und Wangen sehen recht kräftig, zartnervig und anhaltend im Genuß aus. Die Formen am Unterleibe sind nicht klar hervor, und er muß im Ringen noch zusammengeschlungen und seine Natur geübt werden. Die Brust, besonders vom rechten Arm her, schwillt milchig; und ich kenne nichts verführerischers für ein Weib zur Umfassung. Mit einem Wort: es ist der schönste junge Mensch unter allen alten Statuen. Der Bauch allein ist ein wenig zu flach gehalten, vielleicht verhauen.

Will man auf eine andre Weise lieber: so sinnt der junge Held, wie er einen Kampf mit dem besten Verstand abmachen soll. Der Zug des Denkens ist über dem rechten Auge, wodurch der Knochen schärfer hervor kömmt, als bey dem linken; und das heroische sitzt in der kräftigen Stirn, und dem gefaßten Blick, und den Lippen, wo sich das Gefühl seiner bewußten Stärke öfnet und hervorblüht. Wenn er ein Zeichen hätte: so könnte man sich noch den Sohn der Maja unter ihm vorstellen, der seine Gesandtschaft überdenkt. Es ist ein himmlisches Bild, und erregt auf jede Art entzückende Gefühle, dessen Schönheiten am leichtesten und sichersten in die neuere Kunst überzutragen sind *).

So wie dieser Jüngling am mehrsten an die Menschheit grenzt: so ist hingegen Apollo ganz Gott; und es herrscht eine Erhabenheit durchaus, besonders aber im Kopfe, die niederblitzt; göttliche Schönheit in allem von dem nachläßig sanftgewundnen Haare bis zu den schlanken behenden Schenkeln und Beinen, ihre geistigste Blüthe, nicht die irrdische Fülle. Stand und Blick, und Lippen voll Verachtung geben seine Hoheit zu erkennen. Die Augen

*) Poussin hat es auch oft genug kopiert.

Augen sind seelig, leicht aufzuthun und zu schließen in weiten Bogen. Sein kurzer schlank und zart geformter Oberleib zu den langen Beinen macht ihn zu einer ganz besondern Art von Wesen, und giebt ihm übermenschliches.

Ein erstaunliches Werk von Erfindung und Phantasie! das Problem ist aufgelöst: da steht ein Gott, aus der Unsichtbarkeit hervorgehohlt, und in weichem Marmor festgehalten für die melancholischen, die ihr Leben lang nach einem solchen Blicke schmachteten. Es ist der höchste Verstand und die höchste Klugheit mit Zornfeuer und Uebermacht gegen Verächtliches; darauf zweckt alle Bildung. Was Apollo hat, ist ihm eigen, und läßt sich wenig durch Nachahmen übertragen.

Auch dessen Alterthum hat man angetastet, und ihn zwar für keine Kopie, doch für ein Werk aus der Kaiser Zeiten halten wollen, weil der Marmor Karrarischer zu seyn schien, welcher kurz vor dem Plinius entdeckt wurde, und kein Parischer, woraus die Griechen ihre mehrsten Bildsäulen verfertigten.

Wenn man dieses beweisen könnte: so wär es wohl ausgemacht wahr; allein daran fehlt viel. Der Parische ist nicht durchaus gleich, und man hat sichre neue Proben kommen lassen, die von dem Marmor des Apollo im Korn nicht unterschieden sind. Und ferner giebt es so zarten Karrarischen, daß er mit dem Parischen übereinkömmt. Und wo ist der übergroße Marmorkenner, der von irgend einem Stücke sagen will, gerade woher es sey, da dieser Stein in jedem Klima zu finden ist? Apollo hat nicht das gelbliche Alter des Laokoon und andrer griechischen Bildsäulen; vielleicht weil er nicht der Witterung so ausgesetzt war. Er ist augenscheinlich für einen bestimmten Platz gemacht, und das Bild thut nur Wirkung, wenn man es von der linken Seite im gehörigen Standpunkt betrach-

betrachtet; von der rechten steht er da gerade wie ein Seiltänzer, so gespannt, und sein Kopf sitzt offenbar auf der rechten Schulter, viel zu weit von der Mitte. Wenn man denselben von seiner Wendung zurecht drehte: so wär es abscheulich. Aber von der linken Seite betrachtet, wohin er schaut: ist es Homerischer Apollogang; man sieht ihn fortschreiten, sieht das Gesicht ganz, und der Kopf kömmt in die Mitte. Ein wahrer Gott des Lichts dann, und der Musen! Man darf sich ihn nicht viel nähern; er kann keinen Flecken leiden, und man müßte bey ihm immer haarscharf gescheidt seyn, und vernünftig sich aufführen: so erhaben ist er über die Menschheit.

Wenn man dieß einmal gefaßt und seine Schönheit im Ganzen genossen hat: so mag man sich hernach doch an ihm herumdrehen wie man will, und er bleibt ein erstaunlich Werk von Vollkommenheit. Er ist zwar lauter Ideal: nichts destoweniger hat der Kopf Natur, die man gesehn hat; welches der Ausdruck noch verstärkt. Ein außerordentlicher Jüngling gab gewiß den Stoff dazu her, und der Künstler brachte das höchste und äusserste von lebendiger Einheit hinein.

Einige stolze Erdensöhne können dieß bewunderte und schier noch angebetete Bild nicht ohne Verdruß und Widerwillen betrachten; und behaupten: ihr Gefühl empöre sich allezeit, so oft sie sich das Gesicht als griechisch denken wollten. Der Kopf des Perikles, und auch des Alexander habe schon im bloßen Porträt viel göttlichre Art von Erhabenheit; Apollo sey dagegen eher hager und ärgerlich im Ganzen, und es wittre daraus etwas von einem Römischen Kaiserprinzen, etwas Neronisches das nicht auf eigner natürlicher Kraft beruhte; und dieß wäre für sie ein andrer Beweis, als der vom Marmor.

So verschieden sind die Meinungen der Menschen!

Gegen solche Atheisten will ich nicht predigen; ihr eigen Mißvergnügen sey ihnen Strafe, und der Neid an andrer Freude.

Gewiß ist, daß das Bild verliert, weil es kein vollkommen Ganzes ausmacht, und man nicht weiß, worüber der Gott zürnt. Hätt er zu einer Gruppe der Niobe gehört, wie er denn in einer erhobnen Arbeit davon in Person auf der einen Seite, und seine Schwester Diana auf der andern ihre Pfeile abdrücken: so würden die Unzufriednen mit ihm desto mehr Mitleiden mit der unglücklichen reizenden Familie haben. Doch ist eher wahrscheinlich, daß dem Meister der Apollo des Leontinischen Pythagoras vorschwebte, welcher den Pythischen Drachen erlegte. Und beyden war ohne Zweifel der Homerische, von den Gipfeln des Olymp herunter, das Urbild.

Genug von diesen Heiligthümern!

Das eigentliche Kernleben der Kunst dauert vom Perikles bis zum Tod Alexanders; das übrige sind Nachahmungen und Treib- und Gewächshäuser. Wenn man bedenkt, was die Griechen binnen dieser kurzen Zeit gethan haben, so sind wir ganz todt dagegen. Welch eine Menge von Statuen und Gemählden und Gedichten nur für ein so kleines Volk! Welch eine Menge von Helden, Philosophen und Rednern! so etwas kann nur in der heitersten Gegend der Welt bey der ersprießlichsten Regierung vor sich gehen. Lysipp hat allein mehr Bildsäulen verfertigt, als alle neuere Bildhauer zusammen; und jede zeigte den Mann von hoher Schöpfungskraft.

Der Künstler vom geläutertem Gefühl, der nicht bloß nach Brod und eitler Ehre trachtet, sondern sich selbst genug thun will, befindet sich heut zu Tag in einem Zustande von immerwährender Verzweiflung; er sieht die Vollkommenheit vor sich, und erkennt deutlich die Unmög-

lichkeit, sie zu erreichen. Und diese Wermuth im Herzen mildert das allgemeinste Lob nicht. Es ist damit nicht genug gethan, ein Bildchen einzelner schöner Natur wegzufangen! dies bleibt jedem Fremden, wie alles bloße Porträt, unverständlich, und er kann es nicht mit Saft und Kraft genießen; vielweniger damit, daß er ein Knie, einen Unterleib, eine Brust den alten wegstiehlt, und gleichsam mit etlichen Phrasen aus dem Demosthenes, oder Cicero ihre Sprache sprechen und den großen Redner machen will: die Vollkommenheit des Nackenden vom Menschen, als des höchsten Vorwurfs der Kunst, und seiner mannichfaltigen Form und Bewegung ist unserm Sinn von Jugend auf in der Wirklichkeit verhüllt, oder zeigt sich ganz und gar nicht mehr in unserer Welt.

Laß mich frey reden!

Die Kunst hat so lange gedauert, als die Gymnasien dauerten; der Tanz Spartanischer, Chiischer Jungfrauen, ihr Ringen selbst mit den Männern, öffentliche Sitte war, und die Priesterinnen der Liebesgöttin zu Korinth und Athen Religion feyerten. In Venedig ist von dem letztern noch ein Schatten; und der Künstler hat Jahr aus Jahr ein immer eine Menge frischer neuer Modelle, Augen und Phantasie wie Zeuxis zu Girgent zu weiden. Deswegen haben auch keine andre Mahler solch weiblich Fleisch wie Tizian und Paul von Verona hervorgebracht; und der Mahlernestor lebt an der Grenze von hundert Jahren, da der göttliche Raphael auf eigne Kosten sein junges Leben einbüßen mußte.

Bey einer gothischen Moral kann keine andre als gothische Kunst Statt finden. So lange nicht ein Sokrates mit seiner Schule am hellen Tag über die Straße zu einer neuen reizenden Buhlerin ziehen darf, um ihre Schönheit in Augenschein zu nehmen: . . . .

Vielleicht red ich hier bey manchem bittrer gegen die Kunst, als Demetri in seiner Laune! Allein giebt es eine Wirkung ohne Mittel? Die schulgerechten Antiquaren sprechen berauscht von der Venus des Praxiteles und seinem Liebesgotte: und mit Abscheu von . . . . wie die Thoren, die nicht wissen, was sie wollen. Freylich kömmt bey der geringsten Untersuchung das geheuchelte konvenzionelle . . . . die heiligen Katharinen spazieren nicht vom Wirbel bis zum Fuß nackend mit losgebundnen Haaren vor den Mahlern herum, und keine Lukrezia läßt sich so in der reinsten Beleuchtung, allein mit allein, von einem Pinselundpalettmann in beliebige Stellung legen; und kein Künstler . . . . Und doch wollen die ehrwürdigen Herrn bey dem allgemeinen Menschenverstand in keinen solchen Verdacht der Einfalt kommen, daß sie sich auf die Seite der züchtigen Koer stellten, welche die bekleidete Venus vorzogen und kauften, da sie die Wahl der nackten Gnidischen hatten; und noch bis heut zu Tag als Tröpfe verlacht werden.

Hiermit sehen wir das Nackende, außer dem Einzelnen von Geliebten, am Menschen jedoch nur entweder frech, oder in unregsamer Albernheit; und die stärkste Einbildungskraft kann es nicht so veredeln, daß es die freye gebildete Natur des Alten hätte, wozu die edelsten und weisesten und wohlgebildesten des Volks von jedem Alter auf den Ringplätzen in unaufhörlicher immer neuer Abwechslung die Modelle abgaben.

Wenn wir nicht durch einen wunderbaren Umlauf der Dinge irgendwo aus unserm unmündigen kindischen Wesen wieder zur reifen Menschheit gelangen, und die Gymnasien der Griechen, ihre Spiele und Sitten vom neuen aufkommen: so wird die ehemalige Kunst auch verloren

loren bleiben. Und dennoch hätten wir für dieselbe damit ihre Religion noch nicht, die fruchtbare Mutter der schönsten Gestalten.

Wenn wir wenigstens nur noch die Bekleidung der Alten hätten! Bey unsrer wirklichen sieht man meistens blos den Schneider, und wenig oder nichts von der eignen Art des Menschen zu handeln und sich zu bewegen, und den Formen seines Gewächses; und alle Schönheit erliegt und versinkt unter den Falten und Wülsten: oder wird im Gegentheil steif gepreßt und geschnürt, und mit eckigten häßlichen Lappen ohne Zweck behangen. Die Lage der Unterkleider, den Wurf der Mäntel und Togen können wir an den Bildsäulen der Alten noch weit weniger nachahmen, als die Form der Glieder; denn uns fehlt dabey ganz die Natur. Wir suchen uns zwar wie Amphibia mit eigen erfundner mahlerischer Tracht zu helfen: aber sie bleibt fast immer eine bloße Ziererey, ohne Reiz und Wirkung für den, welcher Natur und Wahrheit verlangt, und ist aller Täuschung zuwider.

Und obendrein noch sind die Künstler weit übler dran, wenn sie den Gang der Alten einschlagen wollen, als die Philosophen, Redner, Dichter; diese haben immer das unermeßliche Reich der Natur und Sprache unter den Menschen vor sich, und Gesetz und Gewohnheit hemmt sie weit minder. Wenn einer auch an Vollkommenheit den Phidias, oder Polyklet, Praxiteles, Lysipp, Zeuxes und Apelles erreichen könnte: was hat er von nackten Menschen in der Geschichte, der heutigen Fabel, unsrer Religion vorzustellen, das wahrscheinlich und natürlich, nicht erkünstelt und blos erlernter fremder Kram wäre? Das höchste ist eine allgemeine, ewig einerleye idealische Gestalt von Mann und Weib in jedem Alter ohne Zweck und Charakter.

Nehmen wir zum Beyspiel unsern Heiland, als den Hauptvorwurf zur Auszierung unsrer Tempel. Was hat der menschliche Körper mit dem Gott der Christen zu schaffen? Welche Schönheiten vom Apollo, Merkur, anderm griechischen himmlischen Jüngling oder wirklichem Erdensohn soll man, technisch zu reden, dem ganz außerordentlichen jungen Juden anbilden, ohne auf irgend eine Weise in Widerspruch zu gerathen? Jede griechische Gottheit war nur ein Ideal einer besondern Klasse menschlicher Vollkommenheit. Sein Bild ist lediglich ein Werk übernatürlichen Ausdrucks im Gesichte, und neue Art übriger Schönheit findet hier nicht Statt. Der Künstler macht vor dem Leiden, und ans Kreuz, und beym Herunternehmen davon einen richtigen ordentlichen Leib, sonst hat die eigentliche Kunst da kein weiter Feld, höhere Formen aus der Natur zu schöpfen.

An gewisse Theile und ihre Bestimmung darf man gar nicht denken, und wie sie bey andern Menschen nicht umsonst sind, und wirken: geschweige sie langsam mit dem Reiz der alten Künstler bilden. Seine Gestalt kann also nie ein vollkommen freyes Ganzes, ein Werk der ersten Klasse werden.

Wollen wir in die griechische Fabel und Geschichte übergehen, und unsre Vorstellungen daraus hernehmen: so erhalten wir meistens nur einen verwirrten Nachklang; ein wahres Echo ohne Sinn, das nur einzelne Sylben wiederhohlt. Wer ist außerdem so frech eitel, daß er sich einbilden kann, einen bessern Apollo als den Vatikanischen, einen bessern Herkules, als den Torso und Farnesischen, eine schönere Juno, Venus, und so fort, zu erkünsteln, als die Alten? Und wird es nicht eckelhaft, sie, oder auch nur einzelne Formen davon immer und ewig zu kopieren mit den angewiesenen Plätzen zu schänden? steht nicht fast allemal der hohe strahlende Purpurlappen

lappen lächerlich und ärgerlich für den erfahrnen in einem Harlekinsgewande?

Und doch thut es so weh, uns in unsre Armuth und Dürftigkeit einzuschränken! Wir bauen gleichsam noch in den bildenden Künsten, wie zu Konstantins und den mittlern Zeiten: setzen aus den zertrümmerten Tempeln und Pallästen der zurückgewichnen Erdengötter die Säulen aller Ordnungen neben einander, und führen ein neues Mauerwerk kindisch, verzerrt, und unförmlich, ohne klare und dunkle Idee, wie es werden will, darum her und darüber auf, im Schweiß und der Affenfreude unsers Angesichts.

2.

An G—e an seinem Geburtstage.

Den 13. Dez. 1785.

Sprich, Freund! was es doch wol bedeute,
Daß mir dies, oft versuchte, Bild,
Das dieser Brief begleitet, heute
Just heute! meinen Wunsch erfüllt?
Am Tage, da zum erstenmale
Der Gott, von dem ihr Dichter pralt:
Daß er euch sonderlich bestrale,
Einst Deine Wiege hat bestralt.
Du pflegst zwar alles zu bestreiten,
Was nur nach Aberglauben schmeckt;
Doch dies hat etwas zu bedeuten!
Wer weis es, was dahinter steckt?
So viel hab' ich, deucht mich, entdeckt:

Der Gott, mit mirtumwundner Schläfe —
Wird er nicht Liebesgott genant?
Ich bin nicht gnau mit ihm bekant —
Der führte, daß ich besser träfe,
Beim Zeichnen, heute mir die Hand.
Und auf die Kunst, in werthen Bildern
So werthe Freundinnen zu schildern,
Versteht er sich; das ist bekant.
Tief sind die seelenvollen Züge
Laïdens in mein Herz geprägt,
Das voller Freundschaft für sie schlägt:
Ob aber doch dies Bildniß lüge,
Das wirst Du wol am besten sehn;
Doch mir verbitt' ich alle Rüge:
Denn Amor muß für alles stehn.
Nun solt' ich zwar, nach alten Sitten,
Ein ganzes Füllhorn, voller Glück,
Noch über Deine Tage schütten:
Allein wo schauet wol ein Blick,
Kalt, wie der Deine, auf die Dinge,
Womit Fortuna sich behängt,
Und nur zu oft in ihre Schlinge
Die Ruhe einer Seele fängt?
Ein Glück, das sich im Herzen gründet;
Und nicht auf Tand und Flittern ruht,
Und auch, mit ihnen, nicht verschwindet,
Das ist das einzig größte Gut,
Das dem Beglückten, der es findet,
Ganz unabhängig, von der Welt
Und ihren Launen, Farbe hält.
Der Thor durchsucht die halbe Welt;
Verschwendet seine Hand voll Stunden:
Dann ists — ein Schatten, den er küßt,
Du, Freund! hast da das Glück gefunden,
Wo es allein zu finden ist:

Das trozet all und jeden Feinden;
Steht in dem Sturm des Schicksals fest:
O wohl dem, der so seinen Freunden
Nichts, ihm zu wünschen, übrig läßt!

Rosalia.

3.
Antwort an Rosalia.
H* den 13ten Dezember. 1785.

So lange Luna Thal und Höhe
Nun schon versilbern und Aurore
Vergolden muß, trat mir so schön
Kein Tag aus seinem Rosenthore,
Als dieser in der Wintertracht:
Du hast ihn mir so schön gemacht,
Daß er, troz seiner trüben Sonne,
Mit aller Heiterkeit und Wonne
Des Friedens mir entgegen lacht.

So schalkhaft auch Dein Briefchen spöttelt,
So ernsthaft warnt mich doch darin
Die Weisheit vor dem Eigensinn
Des Glücks, bei dem die Thorheit bettelt,
Um — einen schmählichen Gewinn.
Ja, Theure Freundin! aus dem Herzen
Wächst, was wir sä'n, uns wieder zu:
Da pflanzt der Thor sich seine Schmerzen;
Da pflanzt der Weise seine Ruh,
Die ihm kein Erdensturm verwehet,
Und kein Insekt zernagt: allein,
Wer ungerechte Wünsche säet,
Der erntet Mißvergnügen ein.

Ein

Ein reines Feld ward uns vertrauet:
Und, wehe dem, der dieses Feld
Mit edlen Früchten nicht bebauet,
Und Dorn und Distel drauf bestellt!

O Freundin, wenn es Viele wüßten,
Was nah' in ihren Herzen liegt;
Sie schiften nicht nach fernen Küsten,
Wo ihre Hofnung sie betrügt.
Gerade das ward ihm beschieden,
Was Jedem Gott für nüzlich hielt:
Der ist ein Sklav, der, unzufrieden,
Nach dem, was er nicht brauchte, schielt;
Ein Sklav von selbstgewählten Fesseln;
Von wie viel Dingen hängt er ab!
Und so bestreut er sich mit Nesseln
Den Lebensweg bis an sein Grab,
Den manche Rose zieren müßte,
Wies' ihm sein Traum das rechte Ziel:
Er ist der Spielball seiner Lüste,
In deren Tirannei er fiel.
Zäumst du dem Thoren seinen Stecken,
Auf welchem er am liebsten sizt;
So schleppst du ihn durch Dorn und Hecken,
Und wenn er gleich sich blutig rizt.
Er kreuzt umher das Land zu schauen,
Wo er die Freude ewig glaubt;
Fällt jedem Räuber in die Klauen,
Der das ihm, was er hat, noch raubt.
Verläßt den Kranken wol die Plage,
Flieht er das Bett, auf dem er litt,
So nimt der Thor in jede Lage
Die Krankheit seines Herzens mit.
Schleppt ewig sich mit seiner Bürde:
Die Gottheit hätte viel zu thun,

Ihn

Ihn zu erhören; und er würde,
Was sie auch thäte, doch nicht ruhn.
 Lizin wars, den die Hoheit rührte,
Der, außer, daß ein Ordensband
Ihm seine Freiheit strangulirte,
Doch nie die Höh', auf der er stand,
So hoch als seine Wünsche fand.
Bidulph entsprang den frühern Jahren,
Mit einem leichten frohen Sprung,
Und traf, mit schön gelockten Haaren,
Ein Mädchen, gleich den Minnejahren,
Die ihn umtanzten, froh und jung;
An Geist — nur nicht so lieberfahren —
Wie Babet und die Ninon waren,
In Amors Mirtendämmerung.
Schnell fühlt er niegefühlte Triebe,
Und ein Verschwinden seiner Ruh:
Er schwört bei seiner ew'gen Liebe
Der Huldin ew'ge Treue zu,
Und alle seine Wünsche zogen
Nun aus der Fremde sich zurück,
Wie Schwalben zu dem Lenz, und sogen
Befriedigung aus ihrem Blick.
Da flog aus Paphiens Gehägen
Das Täubchen, sonder Ahndungsharm,
Der ew'gen Lieb' und Treue wegen,
Dem frohen Jüngling in den Arm.
O welch ein Himmel! welche Fülle
Von Seligkeit! Kein Ideal
Der Treu' aus einem Schäferthal
In Gesners zärtlichster Idylle
Verdunkelt dies Original.
Zu bald nur ändert sich die Szene,
Eh noch der Lenz zurückgekehrt;
Bidulph fand eine andre Schöne

Auch seiner ew'gen Liebe werth.
Nun brant' ihm Hymens Fackel dunkel;
Dies ist so ew'ger Liebe Art;
Und gern hätt' er, wie Pastor Bunkel,
Nachher noch sechsmal sich gepaart.
So könt' ich Dir, wolt' ich Dich quälen,
Von einem hübschen Thorenschwarm,
Drei Tag' und Nächte noch erzählen;
Und würde doch an Stof nicht arm.

Und hängt das Glück an Gold und Seide,
An Ehre, die so leicht zerrinnt,
Als mancher Dumkopf sie gewinnt:
Dann, Theure Freundin! ist die Freude
Bei Gott! oft ein sehr schwaches Kind,
Das kaum die purpurhaft gefärbten,
Die süßen Morgenstunden trinkt,
Und dann ins Grab, an der geerbten
Hinfälligkeit der Eltern, sinkt.
Und doch schleicht sich dahin vom Neide
So manche, vielbetretne, Spur.
O glaubten's doch die Menschen nur:
Im Schooß der Tugend liegt die Freude
Und in dem Schooße der Natur!
Und beide fliehn ja nicht den Sucher
Die Tugend reicht ja gern die Hand,
Dem, der sie will; belohnt mit Wucher
Das Herz, das sich mit ihr verband.
Des Lasters Jubelton, im Lächeln
Des Glücks, ist Kriegslärm, der betäubt,
Womit es von dem Ohr das Röcheln
Des sterbenden Gewissens treibt:
Und seinen lachenden Gespielen
Reicht es, beim süßten Lockgesang,
Statt Nektars, einen Schlummertrank,

Daß

Daß sie zu früh den Schmerz nicht fühlen;
Womit es um das Herz sich schlang.

O Tugend! deine holden Winke
Wie rein! mit Unschuld nur geschmückt!
Du bist noch schön, wann durch die Schminke
Die Scheußlichkeit des Lasters blickt.
Du pflanzest um die stille Hütte
Des Weisen einen Friedenshain
Von Zedern, welche seine Tritte
Mit ewig grünem Laub bestreun.
Da kömt, ihm freundlich liebzukosen
Die Ruh; und die Zufriedenheit
Räumt Dornen weg, bekränzt mit Rosen
Den Kelch, bei dem er, sonder Neid,
Sich seiner stillsten Stille freut.
Da schauet er aus seinem Himmel,
Groß durch sich selbst, in das Getümmel
Des Schauspiels; seine Seele fühlt
Erhabnen Gleichmut, bei dem tollen
Gewühl; was auch der Narr für Rollen,
Zum Weinen oder Lachen, spielt.
Und hat er nun mit einer Miene,
Die eben nicht nach Beifall zielt,
Sein Monodrama ausgespielt;
So tritt er ab von einer Bühne,
Wo sich das Lob so oft verirrt,
Mit frohem Hinschaun seines Blickes,
Wo die Entwickelung des Stückes
Dem ersten Akt entsprechen wird.
So knüpft an diese Welt der Mängel,
O Tugend! deine sanfte Hand
Das hohe Vaterland der Engel,
Der Ruhe süßes Vaterland.

Kan nun der Mensch troz den Beschwerden
Die, gleich den Kapern, seine Ruh
Umkreuzen, hier nicht glücklich werden?
Ich solt' es glauben: was meinst Du?

Gott gab uns selbst uns in die Hände:
Und brauchte jeder nur das Licht,
Das ihm verliehen ward, er fände
Gewiß das Ziel, und fehlt' es nicht.
Man kan, wozu man will, sich machen:
Die Tugend hat ein freies Spiel;
Ein Jeder frage sein Gefühl;
Das täuscht nicht, das führt auch den Schwachen
Zum, näher ihm gesteckten, Ziel. —
Allein kan das Gefühl nicht trügen?
Ist's immer Wahrheit, was es spricht?
Wer es nicht zwingt, ihn zu belügen,
O! den belügt es, wahrlich! nicht.
Wer wär's denn auch, der uns betröge,
Wenn des Gefühles inrer Ruf
Sogleich von Haus' aus uns belöge? —
Gott selber, der es in uns schuf!
Der Wahn von angeerbter Sünde
Spuckt nur durch manches alte Haus;
Denn die Vernunft blies diesem Kinde
Des Unsinns längst das Leben aus.

Der Mensch kan, wie das Vieh, sein Leben
Der Sklaverei der Sinne weihn;
Er kan zum Seraph sich erheben,
So bald er will ein Seraph sein;
Er kan die Stille seines Busens,
Zur Himmelsseligkeit, erhöhn;
Er kan das Schlangenhaar Medusens
Um seine lautsten Freuden drehn;

Er kan im Arm der Freiheit schlafen,
Mit ihrem schönsten Kranz geschmückt;
Sein Wille nur macht ihn zum Sklaven
Der harten Kette, die ihn drückt;
Er kan ein Gott, im schlechten Kittel,
Ein Teufel, unterm Purpur, sein:
Zu allem hat er alle Mittel;
Und mußt' ihm Gott sie nicht verleihn,
All diese Mittel, wenn er wolte,
Daß er, der Mensch, das Oberhaupt
Der Schöpfung, je das werden solte,
Was dieses Vorspiel ihm erlaubt?
Denn kont' er wol von ihm verlangen,
Was nicht in seine Sphäre fiel?
Wenn's Menschenkräfte nicht errangen,
Warum steckt' er ihm denn das Ziel;
Wozu dies ahndende Gefühl,
Das ihm, in seinem schönsten Fluge
Ein selbstbeständigs Glück verheißt,
Das jede Fessel stolz zerreißt?
Beschworen sich denn, zum Betruge
Des armen Menschen, Herz und Geist?
Allein es giebt doch manches Leiden,
Das unsre Ruhe untergräbt,
Zum wenigsten um unsre Freuden
So manche schwarze Stunde webt,
Wogegen sich, es abzuwehren,
Troz dem, was Mut und Klugheit lehren,
Umsonst in uns die Kraft erhebt.
Dein Beispiel, Freundin, spricht hier besser,
Als jemals eine Leier sang:
War's nicht dein Mut, der, im Gewässer,
Das schon in deine Barke drang,
Zulezt das Ufer doch errang?
War's nicht dein Mut, der, bei dem Schimmern

Der Blize, durch die Finsterniß
Der rings umstürmten Flut, der Trümmern
Des Schifbruchs Scheiternde entriß?
War's nicht dein Herz, das, eigne Wunden
Nicht achtend, fremde nur verband,
Und dann — o in geweihten Stunden! —
Das Göttliche davon empfand?

Heil dir! wann diese That, im Kreise
Mit andern, um das Lager steht,
Wo dir zum leztenmal einst leise
Der Athem von der Lippe weht;
Und nun dein Herz sie mit hinüber
In seine Friedenslaube nimt.
Heil dir, wenn so dein Leben, über
Dem süssen Rückschaun, sanft verglimt.
Und ist die schöne Glut gesunken
Zu Asch', um die längst Veilchen blühn;
Dann wird von ihr noch mancher Funken
In deiner Mina Seele glühn.

G — e.

4.

Zur Empfehlung des Studiums der Insektengeschichte für Jedermann.

Die Kentniß der Natur, das heißt, eine möglichst ausgebreitete Bekantschaft mit allen Produkten der Erde, mit Pflanzen und Thieren, mit dem regelmäßigen Verhältnisse aller dieser Geschöpfe unter einander, nach Menge und Graden ihres wohlthätigen Einflusses auf die Erhaltung und Vervollkommung des Ganzen, mit der Verbindung

bindung so unendlich verschiedener Kräfte zur Darstellung des Grossen und Schönen, welches jeden aufmerksamen Beschauer mit heiligen Gefühlen der Güte, der Macht und der Weisheit des unendlichen Werkmeisters erfüllt, ist in unsern Tagen auf eine so mannichfaltige und edle Weise von Männern, die ganz Europa ehrt, bearbeitet worden, und ihre Verdienste um die Gründung der vorzüglichsten Wissenschaft sind so ausgezeichnet, daß ich nicht für nöthig halte, weder zur Anpreisung jener erhabenen Kentnisse, noch zur Erhebung der Verdienste dieser, dem Geiste und dem Herzen nach, so grossen Männer hier etwas beizutragen. Ich würde ja auch nur die süssen Empfindungen desjenigen schwächen, den schon die Natur in ihrem Schoosse wiegt; und dem, der sich noch nicht ihrem Heiligthume genähert hat, würde ich, wie einem Profanen, nur unverständliche Geheimnisse verrathen. Wer schon einmal aus der Quelle geschöpft hat, aus der die seligsten Freuden strömen, der wird nie aufhören, in durstigen Zügen zu trinken, er wird froh das Glück geniessen, welches die schöne Natur über das ganze Leben ihrer folgsamen Söhne verbreitet. Wen sie einmal bei der Hand hält, den führt sie über blühende Gefilde, schärft mit jedem Schritte seinen Verstand, veredelt sein Herz, und gießt Freuden in seine Seele, die eine Ewigkeit hindurch dauern.

Wer heut zu Tage in ein solches angestimtes Lob der Natur und ihrer Kentniß nicht mit einstimt, den hält man, nach der bereits eingeführten Sprache für einen Unwissenden, für einen Thoren; aber was ist ein Lob, welches blos über die Lippen hinrauscht wenn das Herz keinen Theil daran hat, und der Verstand dabei müßig ist. Solcher Lobredner, die in die laute Stimme der Schüler der Natur mit eintönen, giebt es genug, aber der Zöglinge, die willig die mütterliche Hand der milden Verpflegerin ergreifen, und ihren Leitungen mit

froher Anhänglichkeit folgen, giebt es gegen die große Zahl derer, die selbstgewählte Abwege gehen, noch sehr wenige. Könte ich diese noch so kleine Zahl dadurch vermehren helfen, daß ich einen und den andern die Bahn kennen und wandeln lehrte, die zu den seligsten Kentnissen und zu den erhabensten Freuden führt, so würde ich mich als den glücklichsten preisen, ich würde mich freuen, wie ein gutgearteter Sohn sich freuet, wenn er den Bruder zur Mutter ruft, und ihn zu der Hand hinweiset, die eben ihre Geschenke unter gleichgeliebten Kindern austheilt.

Aber selbst unter denen, die schon an der Hand der Natur wandeln, giebt es noch solche, die unter ihren Geschenken wählen, die eine Art freudig ergreifen und genießen, und dagegen die andere Art beinahe mit Gleichgültigkeit liegen lassen. Nur große Seelen, die alles zu fassen vermögen, was die weise Natur in ihrem weiten Schooße zur Gabe vorhält, ergreifen alles, eignen es sich zu, befleißigen sich, sparsame Haushälter zu sein, und werden reiche Väter begüterter Erben. Linné und Büffon sind solche Stammväter neuer Familien, in welchen aber doch einige aus der Art geschlagen sind. Dieser sammlet Versteinerungen, jener wohnt in den Werkstätten der Erde, wo sie die Metalle bereitet; dieser ergötzt sich an schönen Muschelschalen, jener hascht aus dem Wasser Gewürme; dieser schleicht einem Insekte nach, jener zergliedert den Embryo; dieser giebt jeder Pflanze ihren Namen, jener prüft die Heilkräfte derselben; dieser löst die Körper in ihre Bestandtheile auf, jener reihet sie in Systemen neben einander, — so verschieden ist die Liebe zum Studium der Natur. Und solte man es wol glauben, daß kein Theil dieser anmutigen Geschichte mehr verachtet worden sei, als die Geschichte der Insekten? Ja! daß es noch heut zu Tage Wizlinge giebt, die mit dem ernsthaften Manne, der hier

hier eine Raupe füttert, dort ein Insekt auffängt, ihre Possen treiben?

Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts war dieser so vorzügliche Theil der Naturgeschichte noch ganz vernachläßigt; tiefe Unwissenheit, Aberglaube und falscher Wahn, hatten die schönsten Kentnisse in Dunkelheit verhüllt. Nur erst Leeuwenhoek, Swammerdam, Meriane und Reaumur — wer kennt nicht diese Namen, die blos durch das Studium der Insekten so groß geworden sind? — zogen diese Art der Geheimnisse der Natur aus dem Staube hervor, erleuchteten die Welt mit ihren Beobachtungen, und zeigten Schäze, die sonst keines Menschen Auge gesehen hatte. Und doch waren diese ihre Kentnisse nur einzelne schöne Bruchstücke des prachtvollen Gebäudes, welches die Natur durch ihre Insekten aufführt; das Ganze in einem treffenden Modell darzustellen, das war dem großen Linné aufbehalten. Wenn Reaumur unermüdet eine Raupe suchte, sie fütterte, mit bewundernswürdiger Genauigkeit ihre Erzeugung, ihr Futter, ihre Verwandlung, ihre Begattung, ihre Oekonomie, ihre Sitten, ihren Nuzen oder Schaden, kurz jede Merkwürdigkeit ihres Baues und ihres Lebens aufzeichnete; wenn Degeer bei Tage und bei Nachte der unnachahmliche Ausspäher jedes Geheimnisses in dieser Schule der Natur war; so reihete Linné die aufgestellten Glieder nach ihren unwandelbaren Kennzeichen in Klassen, Ordnungen, Gattungen und Arten auf.

Das Verdienst dieser Männer ist um so größer, je zahlreicher das Insektenheer ist; der Menge nach unendlich zahlreicher, als alle übrige Geschöpfe auf dem ganzen Erdboden. Denn man findet keine Pflanze, die nicht ihre eigne Gattung von Insekten ernährt, keine Pflanze, die nicht mehrern zugleich zur Nahrung dient, kein kleines

nes Pläzchen der Erde, wo nicht ein Insekt wohnt, keine wüste Gegend, wo sie nicht Nahrung und Freude finden, keinen Himmelsstrich, wo sie nicht gedeihen; da, wo jedes andere Thier Hungers sterben würde, da lebt ein Insekt, wächst und mehret sich. Die Menge wodurch eine oder die andere Art so auffallend wird ist der große Ersaz, den die milde Hand der Natur für die kurze Dauer derselben darreicht, daher sind gerade die die zahlreichsten, deren Lebenszeit in so enge Grenzen eingeschlossen ist, daß sie am frühen Morgen geflügelte Kinder der holden Natur sind, am Mittage schon mit schwachen Kräften ins Greisenalter treten, und am Abend wieder ins Grab hinsinken, ohne die Sonne wiederkehren zu sehen, die sie so freundlich geweckt hatte. Und doch haben sie in diesen wenigen Stunden das große Geschäft vollkommen so verrichtet, als ihnen von der weisen Natur vorgeschrieben war; sie waren der Zahn im Rade des großen Getriebes, waren Boten einer ankommenden Fruchtbarkeit, oder ausgesandte Heere, schädlichen Ueberfluß zu zerstören. Andere, denen es länger vergönnt ist, zu leben und wirksam zu sein, sind nicht zu so zahlreichen Völkern vereinigt, wohnen hier etwa in einem kleinen Häuflein, oder dort gar einsam umhergestreut, verrichten langsamer ihr Tagewerk, und erneuern es am Morgen; denn auch dieses Zögern erfodert das Räderwerk der Natur, welches sonst zu schnell ablaufen, und die Wirkung nicht darstellen würde, wozu es von der allmächtigen Hand aufgezogen war.

Alle Insekten, nur höchst wenige ausgenommen, treten dreimal auf die Schaubühne der Natur, und jedesmal in einem andern Gewande. Sind sie dem Ei entschläpft, so zeigen sie sich in der kriechenden Gestalt einer Raupe oder Made, — die man ihren Larvenstand nennt; die mehresten wechseln viermal ihr Kleid mit einem neuen,

Digitized by Google

neuen, welches in Farbe und Form ganz ähnlich ist; unter diesen Abwechselungen erwachsen sie bis zu der Größe, den der Bau ihres Körpers erlaubt, alsdann ladet die Natur sie zum Schlaf ein, heißt sie die bisherige Raupengestalt ablegen, und nun hüllen sie sich in eine Decke ein, die ihnen das Ansehen eines Wickelkindes giebt — dies nennt man ihren Puppenstand; hier ruhen sie eine lange Nacht hindurch, bis der Morgen erscheint, an welchem die frühe Sonne zur neuen Szene sie ruft; sie entsteigen ihrer Hülle, fühlen sich mit Sinnen gleich andern Thieren begabt, und schütteln die schönen Schwingen der kommenden Sonne entgegen; mit frohem Geschwirre heben sie sich durch die Luft hinweg, und eilen zum Nektar der Blumen, und finden ihren Gatten, und zeugen eine ihnen ähnliche Nachkommenschaft. Wer mit unverdorbenem Geschmacke, mit einem Herzen, das von Thorheiten rein ist, nur einmal der Lebensgeschichte eines Insekts nachgewandelt ist, oder sie auch nur in stiller Einsamkeit, bei einem Rösel, Reaumür, Bonnet, Degeer, Göze, u. a. gelesen hat, und neben einem fühlbaren Herzen, einen Kopf hat, der höhern Aussichten nicht verschlossen ist, o! der muß in Anbetung der weisen Natur hinsinken, dankergießend den Regierer der Welt preisen, der ihm hinter dem Vorhange eigene Schicksale der Zukunft erblicken läßt. Wird durch irgend eine Art von Kentniß der Mensch zu großen Gedanken, zu seligen Empfindungen gestimt, so ists die Kentniß der Insekten. Durch sie hat sich die weise und gütige Natur auf die eine leuchtendste Art offenbaret, hat sie zu Lehrern der Menschheit bestimt, von deren Lehrstuhle keiner ununterrichtet, ungebessert hinweggeht. Solche große Beispiele geben Trembley, Bonnet, Sander, Fabricius. Vielleicht dürfte mein Lob manchem übertrieben scheinen; — freilich wol dem Unwissenden, der noch nie in dieser Schule der Natur gewesen ist. Aber ich habe vorjezt noch viel

zu wenig gesagt, ich werde noch mehr zu sagen haben, ganz etwas anders, als von den reizenden Gestalten der buntgefiederten Himmelsbewohner, oder von dem Samt und Schmelz ihrer Flügel, oder von der goldenen Hülle, die sie beschüzt, oder von den ehernen Panzern und Schilden, womit sie zu Heeren der Allmacht ausgerüstet sind, das alles ließe sich ja bald in einer Insektensamlung, oder in einem Röselschen, Voetschen, Clerkschen, Drurÿschen, Seppschen, Stollschen, Füeßlyschen, Esperschen Insektenwerke mit einem Blicke übersehen; das wären ja auch nur Freuden, die den neugierigen, so wie die buntfarbigen Spielzeuge der Kinder, bald sättigen würden. Nein! der ächte Schüler der Natur sieht nicht auf die schönen Gestalten, weidet nur hieran sein Auge, und begnügt sich, die Zahl der schönen Bilder möglichst vollständig zu haben; ihm ist die verhaßte Spinne, ein schmuziger Erdwurm, eine ekelhafte Made der geliebte Lehrer, an dessen Lippen er hängt, und durstig den Thau seiner Lehren über die Weisheit und Macht und Güte des Schöpfers einsaugt. Und das ist es eben, worauf der Naturforscher wißbegierig sieht, wenn er die Insektengeschichte zu seinem Studium wählt; und hat er hierin einmal Fortschritte gemacht, so entdeckt er die geheimsten Wege der göttlichen Vorsehung, und erkennt in den Insektenscharen die vorzüglichsten Diener der Natur. Nur einseitige Betrachtung dieser oder jener einzelnen Gattung ist nicht im Stande, ihm solche große Gedanken einzuflößen, sie würde ihn vielmehr auf Vorurtheile führen, nach welchen er, gerade wie der rohe Haufe es macht, die eine Schaar ein schädliches Ungeziefer, ein Geschmeiß, eine andere dagegen ein nüzliches, liebes Thierchen nennen würde. Man muß die große Haushaltung der Natur ganz übersehen, wenn man ein festes Urtheil über die Nothwendigkeit und Nuzbarkeit der Geschöpfe fällen will, sonst läuft man in jedem Au-

gen-

Digitized by Google

genblicke Gefahr, sich eines Irrthums und einer kindischen Unbesonnenheit schuldig zu machen. Je weniger Kentnisse jemand also hat, um so kurzsichtiger ist er bei der Betrachtung des großen Gefildes, welches die Natur in so mannichfaltigen Regionen, die alle genau aneinander grenzen, mit weiser Hand eingetheilet hat. Daher kommts, daß der Unwissende die Fleischmade für ein schädliches Insekt hält, sie für Folgen menschlicher Sünden, für Strafgerichte des höchsten Richters der Menschen ansieht; in dem Heuschreckenzuge, in der unsere Wiesen verheerenden Grasraupenschaar, in der Raupe und Made, welche unsere Kornfelder aufzehren, in dem Mückenschwarme, der, nach unserm Blute lüstern, uns im sanften Schlafe stört, in dem Mottenheere, welches zum Verderben über unsere Kleidungsstücke einherzieht, in der Raupenbrut, die unsere Bäume entlaubt, unsern Obstgärten die Früchte, unsern Wäldern den freundlichen Schatten raubt, unter welchen unsere Heerden vor brennender Mittagshize sich hätten schüzen können, erkennt der Thor immer die strafende Hand des Allmächtigen. So ists aber schon unter Menschen; sie merken zunächst auf das, was ihnen Schaden zu bringen scheint, und bestimmen darnach den Unwerth der Geschöpfe, ohne weiter zu untersuchen, ob es wol ein wirklicher Schade sei, oder ob nicht vielmehr das anscheinende Uebel eine nothwendige Vorbereitung zur Empfänglichkeit der Gaben des Himmels sei. Lasset den Maulwurf über die Bearbeitung des Feldes urtheilen, würde er nicht den Menschen schelten, daß er ihm seine Gänge verdirbt, ihm die Graswurzeln an die Sonne hervorzieht und dorren macht? Wenn die schädlich genante Grasraupe unsere Wiesen abmähet, und das thut sie doch nach der Vorschrift der Natur nur nach Verlauf einer bestimten Reihe von Jahren, so macht sie Kräutern Plaz, die vor den zeitig im Frühjahr aufschiessenden Grashalmen nicht wach-

sen, sich nicht besamen, nicht ihren Dienst zur Ordnung der Natur verrichten konten; wenn die Ackerraupe unsere Kornfelder öde macht, so widersezt sie sich der unregelmäßigen Kultur, sie zerstört neue Samenkörner, die zur fernern Besamung durch den Geiz der Menschen, oder durch eine ihnen zufällig schädlich gewordene Witterung verdorben worden; wenn die Made uns das Fleischwerk vor dem Munde aufzehrt, so erfüllt sie die Geseze der Natur, sie zieht in Schaaren über die verpestende Fäulniß einher, zehrt das faulende Aas hinweg, und schüzt uns vor Krankheiten, die wir aus der durch Dünste verdorbenen Luft einsaugen könnten; wenn die Mücke miriadenweis die Luft erfüllt, nach unserm Blute dürstend um uns tanzt und dann sticht, so schickt sie sich zu ihrem großen Tagewerke an, die Pfüzen, alle zur Fäulniß stehende Gewässer, und die schattigen feuchten Pläze der Erde mit ihren verlarvten Nachkommen in überschwenglicher Menge zu erfüllen, damit die aus Sümpfen bis zu unserer Lunge steigende Fäulniß verhütet, und die Luft rein erhalten werde. Sind wir noch unwissend in diesem oder jenem Stücke der weisen Einrichtungen der Natur, so müssen wir uns immer genau an die Regel halten, daß alles, was nur geschieht, mit höchster Weisheit zur Erhaltung des Ganzen angeordnet sei, daß kein wahres Uebel in der Natur statt finde, und daß da, wo für unsere Sinne und Verstand noch Dunkelheit ist, die erhabensten Wahrheiten verborgen liegen. Wer hätte wol, vor den von einem Rösel, Bonnet und Göze über die Blattläuse, — die der unverständige Mensch Mehlthau nennt — angestellten Beobachtungen geglaubt, daß sie die Honigbereiter wären, bei denen die Bienen Vorrath finden, wenn noch nicht Blumen genug da sind, aus deren Honiggefäßen sie selbst schöpfen können; daß sie die Ernährer sind für mancherlei Gattungen von Fliegen und für die geschäftige Ameise, die ohne diesen

sen von ihnen ausgesprizten Saft nicht Freuden, nicht Nahrung genug haben würden.

Aber auch ohne eben zunächst auf scheinbaren Schaden oder Nuzen zu sehen — und wie viel ist davon in den Beobachtungen der großen Lehrer der Insektengeschichte enthalten, ja zum Theil in unsern täglichen Bedürfnissen zur Nahrung, zur Kleidung, zum Vergnügen sichtbar, welches hier zu erzählen meine Absicht nicht sein darf, den die Bürger des großen Insektenreichs in dem unendlichen Gebiete der Natur stiften, giebt die Kentniß der Insektengeschichte die stärksten Beweise der Macht und Weisheit des Herrn der Natur. Welcher Kenner der Bienen bewundert nicht das kleine unansehnliche Geschöpf, welches aus Blumenstaube Wachs bereitet, sich die künstlichsten Zellen bauet, über die der Geometer erstaunt, diese Zellen mit Honig erfüllt, und dem Menschen in Ueberfluß das heilsamste und erquickendste Nahrungsmittel liefert, unsere Speisen würzt, unser Blut versüßt, auf dem Krankenlager uns erquickt, und darneben noch das so allgemein für Bedürfnisse und Kunstwerke nuzbare Wachs darreicht. Den Biber bewundert man wegen seines künstlichen Baues; aber ist er wol mit der Zelle der Biene zu vergleichen, und kan der Nuzen seines Haares neben den Nuzen des Honigs und des Wachses gesezt werden? Giebt das Schaaf uns Wolle, so spinnt die Seidenraupe uns Seide, die Wespe lehrt uns Zeuge aus dürren Holzspänen verfertigen, die spanische Fliege errettet uns vom Tode, die Ameise giebt uns Bäder die Blumenkäfer befruchten unsere Gewächse, und so ins unendliche fort.

Der Dienst, den die Insekten dem Menschen erweisen, ist überaus groß, und wir können der Vorsehung nicht genug für die Wohlthaten danken, die sie uns durch die Geschäftigkeit dieser Thierchen darreichen läßt. Wenn wir,

wir, stolz auf unsere Kultur der Felder, Düngung ausstreuen, diese unterpflügen und nun in das zubereitete Land säen, und vielfache Früchte unserer Arbeit erwarten, so denken wir wol nicht an die zahlreichen Erdkäfer und deren Larven, an die unabsehbare Menge von Milben, die den eingescharrten Mist nun so zubereiten, daß er zur Fruchtbarkeit treiben könne, daß sie alle die groben animalischen und vegetabilischen Theile zermalmen, zum Theil verzehren und die öhlichen und salzigen Theile, welche dem Dünger anhiengen, mit der Erde verbinden, sie dem Einflusse des Regens und Sonnenscheins blosstellen, damit sie, so zubereitet, die edlen Nahrungssäfte unserer Pflanzen, und die lezten Bestandtheile der für unsern Gaumen schmackhaften, für unsern Körper nahrhaften und erquickenden Speisen geben können. Wie gering ist die menschliche Kultur gegen die Kultur, womit die Insektenheere beständig, ohne von uns Dank und Liebe und Achtung dafür zu genießen, uns die unverdientesten Geschenke machen. Wenn täglich eine ungeheure Menge von Vögeln, Fröschen, Schlangen, Eidexen, Ratten, Mäusen und Millionen von Insekten dahin sterben, so hält die Natur in dem Sylphengeschlechte der Käfer ihre Todtengräber, die unablässig geschäftig sind, die Todten unter die Erde zu bringen; damit sie in die eingescharrten Leichname ihre Brut ablegen können, welche bald die vorgelegte Nahrung verzehrt; — so schüzt die allgemeine Pflegemutter uns vor verderblicher Luft, läßt uns über blumige Gefilde wandeln, erquickt uns mit Wohlgerüchen, ohne daß unserm Fusse irgend ein stinkendes Aas begegne. So bald ein Baum anfängt zu welken, gleich schickt die gütige Ernährerin in den ungezählten Heeren der Bohrkäfer, Holzböcke, Borkenkäfer ihre treuen Knechte aus, welche schnell den todten Baum zermalmen, und der Sonne und dem Regen Eingang schaffen; so verschwindet der Baum vor unsern Augen, unserm

unserm Fußtritte wird Plaz gemacht, Gras und Kräuter wachsen da, wo der gefallene Baum lag, herrlicher empor, und die Erde ist zu neuem Gesäme zubereitet, ohne daß der Mensch eine Hand angelegt hat. Die Erde würde unbewohnbar und eine öde Wüste sein, zu deren Anbau Menschenhände viel zu schwach sein würden, wenn nicht jene Käfer und Maden, und das wie Sand am Meere zahlreiche Milbengeschlecht unaufhörlich dem Menschen vorarbeiteten. Unbehindert pflegt der Landmann der nächtlichen Ruhe, wenn er die Erde aufgerissen, gedüngt und besäet hat, träumt von dem geendigten großen Werke und von Hofnungen der Ernte, inzwischen arbeitet die unermüdete Natur in ihrer Werkstatt fort, und läßt dem Unwissenden den süßen Wahn, daß das alles die Folge seiner besorgten Kultur sei. Schändlich undankbar eilt der Thor zu seinen Feldern, treibt frohe Heerden auf fette Wiesen, lagert sich unter dem kühlen Schatten der winkenden Erle — verkennt aber die Hand, von der er das alles erhielt, klagt über das Mückengeschmeiß, schilt dem Fliegenheere, erschrickt vor Käfern, verabscheut die kriechende Made, und entflieht so der wohlthuenden Hand der Natur; und doch straft sie ihn dafür nicht, sie folgt jedem seiner Schritte mit Liebkosen, und streuet ihm Blumen auf den Weg. Nur der fleißige Schüler der Natur, nur der sorgfältige Beschauer und Beobachter ihrer Werke lernt die Hand kennen, die alles Gute so überströmend darreicht, er wirft sich ihr zu Füssen, küßt die segnende Hand, und fühlt den Himmel. Ihm ist eine Insektensammlung ein Altar, auf dem er Dank und Ehrfurcht der Gottheit opfert, jedes Insekt ist ihm ein Priester, ist der laute Verkündiger der Macht seines Herrn, der ungedungene Lobredner seiner Güte, der faßliche Lehrer seiner Weisheit.

Beseke.

5.
Als unsre Fürstin starb.

Erloschen ist der Augen milder Schimmer,
Ihr liebevoller Blick.
Verhallt, verhallt der Stimme Wohllaut. — Nimmer
Kehrt sie, die starb, zurück.

Umfange du, Gedanke! meine Seele!
Du bist — ach! bist mir lieb;
Bist mir ein Freund, der in des Grames Höhle
Allein dem Müden blieb.

Wer lindert, wer der Mutter tiefes Leiden,
Wer, ach! der Schwestern Schmerz:
Und, weh! wer heilt die Wunde, die ihr Scheiden
Schlug in des Gatten Herz?

War sie ihm nicht, was Frühlingshauch der Blüte,
Was Frühthau ist der Flur? —
Wer hilft, wer hilft, daß nun nicht sinkt die Blüte,
Daß nicht erstirbt die Flur?

Wer stärkt den Vater, wenn nun, ach! die Kleinen
Sich stammelnd nahen, fest
Sein Knie umschlingen, nach der Mutter weinen,
Er sprachlos sie verläßt?

Geist unsrer Todten, der du, wo dem Späher
Im Staube Nacht umfließt,
Anbetend schon, dem Quell des Lichtes näher,
Nur Liebe, Liebe siehst;

Flöß'

Flöß' ihm, du selbst, Ergebung in den Willen
Des Vaters Aller ein,
Und Kraft, den Ruf — er hört' ihn, — zu erfüllen,
Des Volkes Glück zu sein.

Ja! send' ihm bald der Wehmut stille Wonne,
Geweihten nur bekant!
O mild ist sie, wie wenn die Abendsonne
Verklärt der Wolken Rand.

v. Halem.

6.

Etwas über Sittenbesserung.

Wir schreiben, und weil denn doch bei unsern bücherreichen und lesegierigen Zeiten das und jenes aus den Büchern ins gemeine Leben übergeht, schwazen wir auch zuweilen ganz gut, und oft sehr schlecht, von Verbesserung des Menschen, von Vermehrung menschlicher Tugend und Glückseligkeit, von künftigen aufgeklärtern und seligern Zeiten, in welchen Friede und Freude sich küssen, und Gerechtigkeit vom Himmel schauen wird. Es giebt gute, menschenfreundliche Seelen, welche das alles, der Erfahrung und der Geschichte zum Troze, im Geiste schon ganz deutlich vor sich sehen, und, gleich als läge das Riechen des Fleisches blos am Kochtopfe, Gesezbücher und Katechismen zusammen tragen, um bei ihrer Flamme neue Töpfe zu brennen, ohne zu ahnden, daß stinkendes Fleisch auch dann noch stinken wird, und wohlschmeckendes vom Anfange der Welt her sich in allerlei Töpfen wohlschmeckend gezeigt und erhalten hat. Ich will damit gar nicht die möglichen Verbesserungen dieses edeln

Töpferhandwerks schlechtweg tadeln und verwerfen; im Gegentheil muß ich gestehen, daß ich mich selbst unter der Hand ein wenig mit der Drehscheibe abgebe; aber sagen muß ich, daß ich, besonders auf dem Punkte, wo wir nun schon sind, nicht die Wunderdinge von unsern Bemühungen erwarte, von welchen jene warme Köpfe schwärmen; und daß ich überhaupt nicht billigen kan, wenn man, wie der sonst so würdige, vortrefliche Verfasser Karls von Karlsberg, mit seiner Topfstürmerei auf einmal zu sehr ins Große geht. Die Wirkung, welche das erwähnte Buch gehabt hat, ist der beste Beweis für mein Urtheil. Wo es nicht gar verkezert, und als anstößig und gefährlich ausgeschrieen worden ist, hat man es wenigstens als gutgemeint, aber übertrieben, und unüberdacht und unausführbar getadelt; oder es als bloßen Roman bloß zur Unterhaltung gelesen, und wol gar in dieser Rücksicht langweilig und abgeschmackt gefunden; oder man hat gutherzig und theilnehmend bedauert, daß der Verfasser, weil er zu viel auf einmal wirken will, gar nichts wirken wird; oder man hat es mit dem fürchterlichsten Bannfluche unserer Zeiten, unter welchem Tugend und Freude, wie von der Seuche, die am Mittage verderbet, dahin sterben, mit dem Vorwurfe der Schwärmerei belegt. Hätte der vortrefliche Verfasser unter der Hülle eines Romans vom Umfange seines jezigen Werks den zehnten, vielleicht nur den zwanzigsten Theil der Uebel abgehandelt, welche er jezt zusammen rügt, er würde wahrscheinlich mehr genüzt haben. Indessen was nicht geschehen ist, kan noch geschehen, und dem Philosophen bleibt das Werk immer schäzbar und unentbehrlich, in so fern es eine Urkunde und ein Verzeichniß über die Sitten unserer Zeit, und über den jezigen Zustand des menschlichen Geschlechts ist. Gewundert aber hat es mich, daß sowol dieses Werk, als die tausend andern, welche jezt geschrieben werden,

um den Zustand des menschlichen Geschlechts, und — ihrer Verfasser zu verbessern, Eine Art von Sittenverbesserung entweder gar nicht erwähnen, oder nur sehr nachlässig behandeln, ob sie gleich an sich von augenscheinlichem Nuzen zu sein scheinet, und an Ausführbarkeit vor manchen andern gewinnen würde, wenigstens sich mit hundert andern messen kann. Es ist dieses die Verbesserung durch öffentliche Sittenrichter.

Geseze und Strafen sind für Handlungen, und zwar nur für einen Theil derselben, welcher bei weitem nicht die gröste Zahl derselben umfasset. Sie betreffen vorzüglich die Zwangspflichten, aus deren Verlezung schon im Stande der Natur Verbrechen entstehen; mehr oder weniger nehmen die verschiedenen Gesezbücher Rücksicht auf die unvollkommenen Pflichten, um sie durch ihre Bestimmungen zu vollkommenen zu machen. Allein es ist noch streitig, in wie fern dieses Verfahren des Gesezgebers gerecht sei, und welche Grenzen es haben müsse. Und gewiß ist es, daß, gesezt auch, es wäre möglich, alle unvollkommene Pflichten durch Geseze zu vollkommenen zu machen, es doch nichts weniger, als gut wäre. Denn alles unser Thun und Lassen in Zwangspflichten zu verwandeln, hieße nichts anders, als alle Tugend vernichten, und uns alle auch bürgerlich zu unnüzen Knechten machen, welche nichts thun können, als was sie zu thun schuldig waren. Es muß also unserer Freiheit etwas übrig bleiben, wodurch sie Tugend oder Untugend zeigen kan; und dies sind Gesinnungen und unvollkommene Pflichten. Indessen liegt dem Staatsbürger als einzelnem und als Menschen daran, sich auch darin so viel als möglich auf seine Mitmenschen verlassen zu können. Und dies mag die ursprüngliche Ursache sein, warum man in den meisten Staaten von jeher Religionen mit der Verfassung verbunden hat. Sie solten eigentlich das hervorbringen, was der Staat seinem Zwecke nach nicht hervorbringen durfte, und sei-

nen Kräften nach nicht konte. Indessen sehen wir bei allen Völkern ohne Ausnahme, daß selten die Sitten durch Religionen verbessert, aber immer die Religionen durch die Sitten verdorben, oder vielmehr vernichtet wurden, und zwar gerade dann, wenn man von ihnen, den Religionen, die gröste Wirkung hätte erwarten sollen, nämlich dann, wenn sie am aufgeklärtesten und reinsten waren. Wo auch die Geschichte das Gegentheil zu lehren scheint, da ist es nur Schein, welcher verschwindet, so bald man die Umstände genauer überlegt, und Ursachen und Erfolge aufmerksamer prüfet. So z. B. bei Entstehung der christlichen Religion. Gewöhnlicher Weise schreibt man ihr Wunder von Einflüssen auf Europa und die ganze Erde zu, und wo sind im Grunde die Wunder? Das jüdische Reich war, troz seiner göttlichen und gerade damals gelehrtesten, aufgeklärtesten Religion, auf dem höchsten Gipfel von Sittenverderbniß, es mußte anders werden. Daß es durch eine neue Religion, und nicht vielmehr durch einen glücklichen und geistvollen Empörer, oder durch eine Auswanderung, oder durch einen Kreuzzug u. dgl. geschah, ist gleichgültig. Und was hatte diese neue Religion, als solche, für Wirkung? Palästina blieb vernichtet, wie es war; und das römische Reich, oder die übrige Welt, welche mit der neuen Religion bekant wurde, fieng gerade damals an, in den Abgrund von Verdorbenheit zu stürzen, bei dessen Anblicke der empfindsame Menschenfreund sich entsezt, und welcher mehr oder weniger schrecklich, immer das gewisse Grab aller zu großen und reichen Staaten war, und wahrscheinlich auch ferner sein wird. Nur wenige Eiferer bluteten für die neue Meinung, wodurch sie zwar ihre Ueberzeugung, aber ganz und gar nicht ihre Klugheit und bürgerliche Tugend versiegelten. *) So vergien-

*) Es solte bekanter sein, daß die meisten sogenanten Märtyrer nach den römischen Grundsäzen wahre Staatsverbre-

vergiengen mehrere Jahrhunderte, die christliche Religion wurde herschend, und besserte nichts. Aber nun kommen Barbaren, Heiden, Deutsche, Araber, mit einer unbedeutenden, in den Augen der allein rechtgläubigen Christen falschen Religion, aber mit Kraft und reinen unverdorbenen Sitten, diese geben der Menschheit einen neuen Schwung, und Europa einen neuen Ton, diese bereiten alle die großen merkwürdigen Veränderungen, welche sich jezt die Religion zuschreibt, ob sie uns gleich troz dieser Prahlerei, und troz ihrer wachsenden Reinigung und Aufklärung eben jezt sichtbar sinken läßt, weil — unsere Sittenreinigkeit sinkt So wahr ist es, daß die Sitten nicht von der Religion, sondern diese von jenen aufrecht erhalten wird. Daher bei reinen Sitten jede Religion Gutes wirkt, oder zu wirken scheint, und bei verdorbenen Sitten die beste Religion nichts hilft. Für die Sitten müssen also Menschenverbesserer sorgen, und das geschieht, wie wir gesehen haben, nicht durch Religion, wenigstens viel zu entfernt, um hinreichend zu sein. Geseze können die Sitten eben so wenig unterstüzen, denn man hat auch die Bemerkung gemacht, daß umgekehrt die Sitten die besten Stüzen der Geseze sind. Wie es aber sonst geschehen

 könne,

verbrecher waren, und nur als solche von den Römern verfolgt wurden. Nicht Unduldsamkeit brachte die Römer, wie man noch jezt mit Triumfe behauptet, sondern ausdrückliche Staatsgeseze nöthigten sie zur Härte gegen die trozigen, halsstarrigen, hochmüthigen, schwärmerischen Christen. Schon die Geseze der 12 Tafeln befehlen: Sei quei endo urbe coitus nocturnos acitasit capital estod. (Tab. 9. lex 6.) Es ist unläugbar, daß die Christen unaufhörlich gegen dieses Gesez sündigten. Wenn man nun noch dazu nimt, was man alles zu den Märtyrern rechnete, und wie häufig man ihre Zahl der Erbauung wegen größer gelogen hat, so müssen wohl endlich einmal andere Urtheile über das Märtyrerwesen in den Gang kommen.

könne, ist freilich die Frage, und eine große Frage, welche desto schwerer zu beantworten ist, je weniger wir Erfahrungen darüber haben. Denn bei den meisten Völkern, deren Sitten sich in gewissen Zeitpunkten auszeichneten, lehrt uns die Geschichte wohl, wie sie sich nach und nach verschlimmerten; aber wie sie entstanden, wo sie herkamen, diese reinen, unverdorbenen, männlichen Sitten, sagt sie uns gemeiniglich eben so wenig, als den Ursprung der Völker selbst, welche sie besaßen. Gern sagte ich, Aufklärung sei die liebenswürdige Quelle der Tugend; aber das aufgeklärte römische Reich war verdorben, und unaufgeklärte Barbaren verbesserten es, indem sie es zerstörten! War es ein Wunder, daß Rousseau den rohen Stand der Natur so sehr erhob? Indessen hat er Unrecht. Aufklärung, wenn sie wahr, und wenn sie allgemein ist, ist ohne Zweifel der festeste Grund menschlicher Glückseligkeit. Wäre sie nur gegenwärtig, nur wahrscheinlich, nur möglich!

Ein Mittel bleibt uns, welches am sichersten, und, was uns sehr noth thut, am schnellsten zu wirken scheint: eigene, besondere Anstalten zur Erhaltung und Verbesserung der Sitten. Belohnungen einzelner guter geschehener Handlungen (aber ja nicht unmittelbar mit Gelde;) Preisaussezungen auf zukünftige; Rosenfeste, nicht eben bloß für junge Mädchen; vernünftige Polizei; Unterstüzung und Erleichterung der Unterthanen; öffentliche Sittengerichte. *) Hier und da ist dies und jenes davon versucht

*) Von ungemeinem Nuzen würden mehrere ähnliche Anstalten, wie die Kopenhagner Gesellschaft für Bürgertugend, sein, wenn sie nicht zu geschwind, zu viel auf einmal, und zu pedantisch wirken wolten. Die Kopenhagener scheint mir darin für den Anfang zu weit zu gehen. Man bessert nichts, wenn man auf einmal zu viel bessern will. Es kostet mehr Anstrengung, als die meisten

versucht worden, und gewiß nicht ohne Nuzen, ob gleich an der Vollkommenheit der Ausführung oft gar viel auszusezen wäre. Am wenigsten erwähnt wird das leztere, die Sittengerichte, diese Anstalt, welche bei den Römern so große Dinge wirkte, und zwar unabhängig von Religion wirkte. Freilich fiel auch sie, da das Ganze fiel; aber gewiß nicht das Ansehen des Beamteten durch die Verächtlichkeit des Amtes, sondern das Ansehen des Amtes durch die Verächtlichkeit des Beamteten. Solte eine solche Anstalt bei uns nicht viel Gutes wirken? Solte sie nicht möglich sein? Wenn man die Bemühungen eines Theils unsrer philosophirenden Gesezmacher sieht, wie sie Laster und Verbrechen schon nicht mehr anders zu hindern wissen, als durch Aufhebung ihrer Strafen, und durch Vertilgung ihrer Schändlichkeit, so solte man fast an der Möglichkeit jener Anstalt zweifeln, da sie gerade auf das Gegentheil, auf Vermeidung der Laster wegen

meisten Menschen auszuhalten im Stande sind, wenn man sich von vielen Lieblingsneigungen zugleich losreissen soll. Auch muß es ja nicht Eine Gesellschaft, und in dieser Eine Grundverordnung sein, welche alles Verbesserungswürdige über sich nimt. Wenn z. B. in einer mittelmäßigen Stadt eine Gesellschaft zusammenträte, die Trauer unter sich abzuschaffen, eine andere das Kartenspiel, eine dritte ausländische Kleider u. s. w. so solte ich denken, daß dieses von vielfachem Vortheile wäre. Es würden jeder die Aufopferungen leichter, weil ihrer nicht zu viel wären; es käme mehr Mannigfaltigkeit, und das Angenehme derselben unter die Einwohner; und es bliebe ja dem, welcher Stärke genug in sich fühlte, immer frei, sich in mehrern Gesellschaften alle die Aufopferungen freiwillig aufzulegen, welche er sich in einer, wie die Kopenhagener, auf einmal auflegen muß. Ungerechnet, daß mit dem Sturze einer solchen alles fällt; dahingegen bei jener Einrichtung eine und die andere eingehen könte, und doch immer viel Gutes übrig bleiben, und neues Gutes viel leichter entstehen würde.

ihrer Schändlichkeit arbeitet. Indessen billigt, und lobt, und errichtet man doch Rosenfeste u. dgl. und diese sind immer ein Stück von einem Sittengerichte. Nur schade, daß ihnen so offenbar entgegengehandelt wird, theils durch die eben erwähnte sinnlose Meinung, welche allgemeiner herscht als man vielleicht glaubt, daß man wenigstens manche Laster von ihrer Schande befreien müsse; *) (gleich als wenn die Tugend Ehre haben könne, wenn das entgegengesezte Laster keine Schande bringt!) theils durch den unseligen Gedanken, tugendhafte Gesinunngen, einen guten Karakter durch baares Geld zu belohnen. Mag doch dem Soldaten, welcher sich nicht für Vaterland und Mitbürger, sondern für seinen Fürsten in einem kindischen, oder ungerechten Kriege schlägt, und welcher daher kein ächtes Selbstgefühl von Werth und Tugend hat, das glänzendste Ordensband nichts werth sein, wenn es nicht mit Einkünften verbunden ist; die niederträchtige Gesinnung dieser Fürstensklaven, welche keinen Begrif vom Dienste des Vaterlandes haben, welche sich wol gar desselben schämen, und sich beleidigt finden, wenn man ihnen denselben zumuthet, solte doch nicht die Gesinnungen des ganzen Volkes vergiften. Das muß sie aber, wenn man die Tugend nach Thalern berechnet, und gute Thaten auf Wechsel leiht. Deswegen ist es mir leid, daß auch das neueste Rosenfest in Deutschland, welches das Fräulein von Hagen gestiftet hat, auf diesen gefährlichen Irthum gebauet ist. Es giebt tausend Arten, der Rosenkönigin wohl zu thun, und das einmal bestimte Geld ihr zuzuwenden, wo es ihr nüzlicher sein kan, als gerade am

*) Die Meinung herscht besonders unter den vornehmen Ständen, und trift besonders die Hurerei. Man sieht folglich, daß sie ihre guten Ursachen hat. Solte es den Großen einmal einfallen, sich aufs Stehlen zu legen, so wird man vermutlich auch, um den bösen Galgen zu vermeiden, auf die Vertilgung der Schande des Diebstahls antragen.

am Tage des Festes, und wo es nicht den Schein einer Bezahlung ihrer Tugend bekomt. Und solche Arten müßte man aufsuchen; denn ich bin gar nicht auf der Seite eines andern Theils schlechter Menschen, welche, sehr zufrieden mit Anderer Tugend, ihr viel Lob, aber nichts zu essen geben.

Was diese Rosenfeste zum Theil sind, waren also die Sittengerichte der Römer im Ganzen. Und dergleichen Sittengerichte gab es auch sonst noch hier und da. Ganz kürzlich fand ich die Urkunde eines solchen in der Samlung fürstlicher heßischer Landesordnungen, Th. 2. Kassel 1770. Fol. S. 45. Sie hat mich zu vorstehenden flüchtigen Gedanken veranlasset, und ist in mehrern Rücksichten merkwürdig genug, um hier noch zum Beschlusse wenigstens im Auszuge eine Stelle zu verdienen, da sie an ihrem eigentlichen Plaze doch wol von nur wenigen von denen, welchen etwas daran gelegen sein kan, mögte gesucht und gelesen werden. Sie ist überschrieben: Presbyterial- oder Eltisten-Ordnung, vom 7. April 1630 von Landgraf Wilhelm 5, welchergestalt, zu abschaffung eingerissener Ergernüß, und Pflantzung wahrer Gottseeligkeit, im Eltisten Raht nach Christi befelch verfahren, und was darin verrichtet werden soll.

Im ersten Titel wird gesagt, daß der Eltisten Raht darin besteht, daß neben den Kirchendienern jedes Ortes gewisse Personen zu Aeltesten und Aufsehern der Gemeine jährlich erwählt werden, welche nach Bedürfniß der Umstände zusammenkommen, und „was sich in Lehr vnd Leben für Ergernuß in der Gemeine zu tragen, sich dieselbige zu verbessern, vnd abzuschaffen, mit einander vnterreden, auch Vermahnungen auß dem Wort Gottes, nach der Ordnung Christi, zum Ersten, Andern, vnd Drittenmal, oder so offt es erbawlich, vnnd für rathsamb erachtet würde, thun, Vnd da einer in offenen

Sünden vnnd Ergernissen muthwillig verharren wolte, denselben von den heiligen Sacramenten in der still mit Bescheidenheit abmahnen, Oder auch wohl, da dieses nichts bey jhm verfangen, vnd er in seiner Halsstarrigkeit fortfahren solte, von der Gemeine durch den Bann außschliessen, bis er Besserung verheisset vnnd erzeiget."

Der zweite Titel handelt von der Wahl dieser Aeltesten, und was dazu gehört, und es heißt unter andern §. 2: „Es sollen aber solche Leute zun Eltisten fürgeschlagen vnd gewehlet werden, welche der Reinen wahren Religion nicht zuwider, sondern zugethan, eines Christlichen Eyfers vnd auffrichtigen vnverweißlichen Lebens vnd Wandels für andern bekant, die dem Geitz, Wucher, Fressen, Sauffen, Spielen, Fluchen, Schwehren, vnnd andern Lastern, welche im Presbyterio müssen gestrafft werden, nicht ergeben, sondern feind seynd, (dann wie sollen sie sonst andere darvon abmahnen?) Item, die nicht auf der Welt Danck oder Undanck sehen, sondern auff Gott, vnd jhren Beruff: Die Verständig, Bescheiden, Mitleidig, Verschwiegen, vnd denen es ein rechter Ernst ist, GOtt zu dienen, vnd das Reich seines Sohns zu befördern."

Sie sollen, wie weiter hin steht, „achtung haben auff sich selbst, daß sie Vnsträflich seyn, Vnd daß sie insonderheit in guten Wercken, vnd in der liebe andern fürleuchten" u. s. w. (Offenbar hat hier der Gesezgeber, oder der Ausfertiger die Hauptsache, den Glauben, vergessen!)

Im dritten Titel vom Amte der Aeltesten außer ihrer Versamlung wird außer der Sorge für dogmatische Nebendinge, welches man dem Geiste des Jahrhunderts gern verzeihen kan, so viel Gutes in Ansehung der Erhaltung und Beförderung guter Sitten verordnet, daß man wenig zu wünschen übrig behält, außer dem Wunsche für die

die Beobachtung jener Verordnungen. Sie sollen darauf sehen, daß Kirchen- und Schuldiener ihr Amt gewissenhaft führen, und ihre eigene Haushaltung ordentlich sei; daß kein Glied ihrer Gemeine in Lastern, als Geiz, Hoffart, Neid, Haß, Fressen und Saufen u. s. w. lebe; daß Eheleute, Aeltern, Hausväter und Hausmütter ihre Pflichten nicht vernachläßigen; sie sollen für Hausarme und Kranke sorgen, und dabei durchgängig vorsichtig und bescheiden verfahren.

Die ordentlichen Zusammenkünfte dieser Aeltesten, deren Vorsteher denn freilich der Kirchendiener sein soll, sind nach dem vierten Titel wöchentlich. Was daselbst von ihren Verrichtungen gesagt wird, ist für damalige Zeiten gewiß schön, aber für einen Auszug zu weitläufig. Behutsamkeit und Liebe ist ihr Grundgesez.

Fünfter Titel. Wann, und wie sich die Aeltesten selbst unter einander beurtheilen sollen. Vierteljährig.

Sechster Titel. Von Handhabung dieser Ordnung.

Siebender Titel. Was für ein Unterschied sei zwischen dem Amte der Aeltesten, und der weltlichen Obrigkeit.

Der merkwürdigste Abschnitt, welcher hier ganz abgeschrieben zu werden verdient, zum Denkmal, wie scharf eine Regierung vor 150 Jahren zu unterscheiden wußte, was noch jezt so mancher Regierung eine Aergerniß, und allen großen und kleinen Päbsten eine Thorheit ist. Wie klein war der Schritt von Ueberzeugungen, wie dieser Titel enthält, zu der, daß Glaube und Religion überhaupt nie Staatssache und Staatssorge sein dürfe; und — er wurde nicht gethan! — Doch ohne weitere Anmerkungen:

„Damit aber alle Vnordnung, auch die Päpstiche Tyranney dißfals verhütet werde, vnnd beydes die Eltisten in ihrem, vnd die Beampten auch in ihrem Ampt

desto richtiger, nicht allein ohne Eintrag vnd Verhinderung eines oder deß andern, sondern auch mit beyderseits Beförderung fortfahren, vnd kein Theil dem andern eingreiffen möge, So sol der vnterscheid des Ampts der Eltesten, vnd der Weltlichen Obrigkeit mit fleiß in acht genommen werden."

„Dann Erstlich erstrecket sich das Ampt der Weltlichen Obrigkeit allein über den Leib und zeitliche Güter der Vnterthanen: Vber die Seelen aber der Menschen vnd jhre ewige Wohlfart, haben sie gar nit zu herrschen. Hingegen das Ampt der Eltesten gehet auf die Gewissen der Menschen. welche sie durch jhre Vermahnung auß den Sünden auffmuntern, durch den Hammer des göttlichen Gesezes zerknirschen, vnnd zu GOtt führen, und durch die Gnadenverheißung des Evangelij wiederumb aufrichten, vnd trösten.

„Zum Andern, so straffet die Obrigkeit mit eusserlichem Zwanck vnd Gewalt, als mit Gefängnuß, Geldt, Ruthen, Verweisung des Landes, oder nach Verbrechung, mit dem Schwerdt, Raht, Fewer, Wasser, Strick rc."

„Die Kirche aber oder die Eltesten (welche die Gemeine repräsentiren,) vermahnen allein, vnnd straffen durch das Wort GOttes."

„Zum Dritten, Die Obrigkeit sieht in jhren straffen allein auff die Erhaltung eusserlicher Zucht, gemeinen Friedens vnd Ruhe: Die Kirche aber in jhren Vermahnungen vnd Verkündigung des Zorns vnd Gerichts GOttes, suchet der Gefallenen Bekehrung vnd Besserung, vnd jhr ewiges Heyl vnd Seeligkeit."

„Zum Vierten, Es sind viel Sünden, so die Obrigkeit nicht strafft, die doch den Zorn GOttes über die Gemeine reitzen, vnd die ewige Verdamnuß, da keine Busse geschicht, verursachen: Dieselbige aber straft die Kirche

Kirche, auß dem Wort GOttes, damit der Gefallene, durch Buß und Besserung mit GOtt versöhnet, vnnd ewig seelig werde, er werde gleich von der Obrigkeit gestrafft, oder nicht.

„Zum Fünfften. Vnd weil die Sünden nicht allein begangen werden, wieder die Päbstische *) Gesetz vnnd weltliche Obrigkeit, Sondern fürnemblich wider die Zehen Gebot vnd wider Gott selbst, so muß auch dahin getrachtet werden, daß der Sünder nicht allein mit der Obrigkeit, sondern auch vnnd fürnemblich mit GOtt versöhnet werde, Darzu dann nicht allein das Ampt der Obrigkeit, sondern eygentlich das Ampt der Eltesten vonnöthen ist."

Cstkih.

7.

Zur Erklärung Virgils.

Zweiter Beitrag.

Georg. 2, 273.

Collibus, an plano melius sit, ponere vitem,
Quaere prius. Si pinguis agros metabere campi,
Densa sere: in denso non segnior ubere Bacchus.
Sin tumulis acclive solum collesque supinos,
Indulge ordinibus; nec secius omnis in unguem
Arboribus positis secto via limite quadret:
Ut saepe ingenti bello quum longa cohortes
Explicuit legio. —

Ob

*) In Wilhelm 6. wenig veränderten nur etwas ausführlichern Erneuerung dieser Aeltestenordnung vom 1. Febr. 1657 steht statt Päbstische Gesez, Politische Gesez. Vielleicht ist obiges nur ein Druckfehler.

Ob du dem Hügel die Rebe vertraun solst, oder dem Blachfeld,
Forsche zuvor. Wenn du Aecker der fetten Ebne dir einhegst,
Pflanze dicht: auch in dichtem Gedräng' ist Bacchus nicht träger.
Aber wählst du ein Feld, das den liegenden Hügel hinansteigt,
Gieb den Ordnungen Raum; und nicht anders gleiche sich jeder
Scharf gemessene Gang, der die Reihn der Bäume zerschneidet:
Als wenn im mächtigen Kriege die Legion der Kohorten
Lange Glieder entfaltet. —

Man sezt nach quadret gewöhnlich ein Punktum, und erklärt nec secius durch item, porro, etiam. Ich meine nec secius heißt: nicht minder, und erfodert beständig entweder eine ausdrückliche, oder durch den Zusammenhang bestimte Vergleichung. Wo wäre die hier? Sorge für Ordnung, und nicht minder für gleiche Abtheilung? Aber in dieser gleichen Abtheilung besteht ja eben die Ordnung, die der Dichter hier vorschreibt. Ich habe deswegen nach quadret ein Kolon gesezt, und nec secius mit dem folgenden ut, das poetisch für quam oder ac steht, verbunden.

Der Vers, Densa sere: in denso non segnior ubere Bacchus, kan nach Hrn. Heynens Meinung auch so erklärt werden: Pflanze dicht; in dichtem Erdreich gedeiht der Wein nicht weniger, wenn er auch dicht gepflanzt wird. Schlimm genug, daß Herr H. selbst nach dem 229. V. zurückweist, der seiner Erklärung geradezu widerspricht:

Densa magis Cereri, rarissima quaeque Lyaeo.

Dichtes Land liebt Ceres, das lockerste wählt sich Lyäus.

Also

Also hätte Virgil diesen Rath gegeben: Der Weinstock erfodert freilich ein sehr lockeres Land; aber wenn man ihn im dichten Lande, das eigentlich für ihn nicht taugt, nur dicht pflanzt, so gedeiht er auch dort vortreflich. Was würde der Dichter zu einer solchen Erklärung sagen, die ihm völligen Unsinn, und noch dazu eine kindische Spielerei mit dem Worte dicht aufbürdet? Indeß wenn es in Elysium einmal zur Sprache kommt, Hr. H. hat sich auf jeden Fall gesichert. Man kan die Stelle, sagt er, auch so verstehn: In denso, im Dichten, oder dichtgepflanzt, Bacchus non segnior ubere est, ist Bacchus nicht träger an Fruchtbarkeit, oder durch die Fruchtbarkeit des fetten Bodens. Nun kan ja ein jeder wählen, was ihm gefällt. Utrumque recte fit, sagt Hr. Heyne. *) Wenn das ist, so wählen wir, und der Dichter mit uns, die lezte Erklärung, doch etwas verändert. Denn wir brauchen ja, in denso ubere, nicht gewaltsam von einander zu trennen. Uber heißt zwar Fruchtbarkeit, und durch die Stellung manchmal, wie V. 134, auch fruchtbarer Boden; aber eben sowol Fülle, Ueberfluß. Der Sinn ist: Wenn du zum Weinbau eine fette Ebene wählst, so kanst du dichter pflanzen, als an einem Hügel; auch in dichter, gedrängter Ueppigkeit (d. i. auch dicht gepflanzt) ist der Wein dort nicht minder ergiebig. Von der Natur des Bodens hat der Dichter im Vorigen schon geredet: der Wein erfodert ein fettes, aber lockeres Land, wie es vom 184. Verse an beschrieben wird.

At quae pinguis humus, dulcique uligine laeta,
Quique frequens herbis et fertilis ubere campus:
Qualem saepe cava montis convalle solemus

Despi-

*) In der zweiten kleinern Ausgabe sagt er schon: sed posterius verius; und ich hoffe, in der dritten wird er jene wunderliche Erklärung ganz weglassen. Der Klang von posterius verius geht uns hier nichts an.

Despicere; huc summis liquuntur rupibus amnes,
Felicemque trahunt limum; quique editus austro,
Et filicem curvis invisam pascit aratris:
Hic tibi praevalidas olim multoque fluentes
Sufficiet Baccho vites; hic fertilis uvae,
Hic laticis, qualem pateris libamus et auro,
Inflavit quum pinguis ebur Tyrrhenus ad aras,
Lancibus et pandis fumantia reddimus exta.

Aber ein fetter Grund, der süßen Nässe sich freuend,
Und ein kräuterumgrüntes und segenschwellendes Fruchtfeld:
Wie wir es oft vom Gebirg' im schlängelnden Thale bewundernd
Ueberschaun; wo ein Strom, der vom hohen Felsen herabschmilzt,
Glücklichen Schlamm hinrollt; und welches, erhöht an dem Südwind,
Wurzelndes Farrenkraut zum Verdruß des Pfluges ernähret:
Dieses beschatten die einst hochwuchernde Reben, mit Bacchus
Feuergeiste getränkt; dies prangt mit geschwollenen Trauben,
Dies mit dem Saft, wie wir ihn in Schalen weihn und in Golde,
Wann der feiste Tyrrhener das Elfenbein vor dem Altar
Bläst, und der Opferduft aus gebogenen Schüsseln emporsteigt.

Und bald darauf V. 217. —

Quae tenuem exhalat nebulam fumosque volucres,
Et bibit humorem, et, quum vult, ex se ipsa remittit;
Quaeque suo viridi semper se gramine vestit,
Nec scabie et salsa laedit robigine ferrum:
Illa tibi laetis intexet vitibus ulmos.

Welches

Welches leichten Duft und flüchtige Nebel emporhaucht,
Willig die Feuchtigkeit trinkt, und willig wieder zurück-
giebt,
Welches auch, immer grün, mit eigenem Grase sich kleidet,
Und kein Eisen durch Rost und salzige Schärfe verlezet:
Dieses umrankt dir einst mit fröhlichen Reben den Ulm-
baum.

Voß.

8.

Etwas über den Ursprung der berüchtigten Räthsel: Ich bin weder Geschöpf u. s. w. s. Berl. Monatsschr. Nov. 1784. Seite 267.

Es ist bekant, wie vieles Aufsehen die unten angeführten Räthsel vor und nach ihrer öffentlichen Bekantmachung im Publikum gemacht haben. Gelehrte und Ungelehrte boten ihren Wiz auf, um sich den hohen Preis, der auf die Auflösung derselben gesezt war, zu verdienen. Fürsten, Akademien, gelehrte, reiche und angesehene Männer wurden mit Enträthselungen aus allen Gegenden Deutschlands bestürmt, und zu Auszahlung des immer beträchtlichen Preises oft nachdrücklich genug aufgefodert. Unter andern wurde der würdige Hr. K. R. Gedike in Berlin auch durch eine große Menge diese Räthsel betreffende Briefe belästigt. Er suchte sich durch eine Nachricht in der Berliner Zeitung von 9ten März 84 vor fernerer Zudringlichkeit zu schüzen, indem er dort erklärte, daß er sowol in Ansehung der Aufgabe der Räthsel, als auch der Auszahlung des Preises ganz unschuldig sei. Demohnerachtet liefen noch eine Menge Briefe dieser Art ein, wodurch er veranlaßt wurde, einen

ganzen Aufsaz über diese räthselhafte Räthselgeschichte, wie er dies merkwürdige Phönomen nennt, in seiner Berl. Monatsschrift einrücken zu lassen, worin er die Leser mit Aufzählung allerhand abentheuerlicher, alberner, lächerlicher und lustiger Auflösungen angenehm unterhält. Am Ende desselben wünscht er den eigentlichen Ursprung dieser Räthsel zu erfahren mit folgenden Worten: „Ich gestehe, daß ich sehr begierig wäre, den eigentlichen Ursprung jener beiden Räthsel, die so vielen gutherzigen Leuten die Köpfe verrückt haben, und die Quelle des Gerüchts von dem darauf gesezten Preis zu erfahren, und ich würde demjenigen sehr verbunden sein, der mir darüber sichere Auskunft geben wolte.“

Ich bin im Stande jezt diesen Wunsch einigermaßen zu befriedigen.

Es kam mir nämlich ohnlängst bei einem guten Freunde ein starker Quartante zu Gesichte, dessen Blätter zu Düten verkleistert wurden. Mit unwillkürlicher Neugierde ergrif ich eins dieser Blätter, und fand hier zu meiner Verwunderung gerade eins von den berufenen Räthseln, und zwar das zweite in der B. M. welches 4000 Dukaten für seine Auflösung verspricht. Ich ward dadurch auf das Buch selbst aufmerksamer, fand aber keinen Titel mehr.

Es schien ein biblisches Lexikon aus dem Anfange dieses Jahrhunderts zu sein. Unter der Rubrik Aenigma stand das Räthsel. Nach einigen Paragraphen, voll altmodischer Philosophie über das Wort und seinen Gebrauch, und etlicher Räthsel über die Trinität, erscheint dann Seite 32 folgende merkwürdige Ueberschrift:

Pro cujus solutione solventi 4000 thaleri promissi.

Hier ist das ganze Räthsel mit seinen beiden alten Auflösungen von den geretteten Blättern selbst unverändert abgedruckt, nebst noch einem andern, das wol eben

so

so unbekant geworden, und eben so schwer und paradox ist, woran, wer Lust und Belieben hat, seinen Wiz üben kan; doch wol zu merken ohne jenen Dukatenreiz.

§. 1.

Es ist Anno 1699. den 12. Jan. in den Nürnbergischen wochentlichen Zeitungen, selbiges öffentlich zu untersuchen, auffgegeben, und dem Deuter 4000. Reichsthaler, so bey Vanderman in Amsterdam parat sollen liegen, versprochen worden. Das Räzel lautet also:

Ich bin weder Geschöpff, noch ein Schöpffer, und niemals unter den Lebendigen gesehen worden; iedoch befinde ich mich stets unter den Verstorbenen. Ich bin gestorben, und kan doch nicht eingegraben bleiben: Von der Welt bin ich das fürnehmste Glied, und bin doch weder Erde, noch Wasser, weder Lufft, noch Feur, sondern befinde mich zwischen diesen Elementen, nach meiner Natur, gleichsam in der Mitten. Ich bin nicht die Zeit, und nehme auch niemalen ab. Ich bin nicht in Gegenwärtigen, bin auch nicht im Vergangenen gewesen, und werde auch nicht in Ewigkeit seyn. Ich sterbe, ehe ich gebohren werde. Ich bin unter den verdammten Geistern, und doch nicht in der Hölle. Ich bin reich, aber doch nicht selig. Dieses ist von einem subtilen Kopff durch das in der natürlichen Philosophie, oder in der Physic beschriene Vacuum aufgelöset worden, indem der alten Philosophorum, nemlich Epicuri und Democriti Meinung, die solches Vacuum statuiren, wie auch der Aristotelicorum, und der heutigen neuen Philosophorum, als welche es mit Recht verwerfen, ihre Meinungen zusammen vereiniget, und der Inhalt des Räzels bald zu dieser, und bald zu jener ihren Vorgeben gezogen wird. Die Erklärung an sich selbst lässet sich wohl lesen:

Ich bin weder der Schöpffer.

Daß dieses wahr sey, und nicht könne auf das Vacuum gedeutet werden, kan iedweder daher sehen,

gewissen Ort nimmt, mit den Leibern der Seligen nicht also angefüllet, daß nicht darneben, und zugleich ein Vacuum übrig sey; zu geschweigen, daß vor der Aufferstehung der Todten, die Leiber der Seligen gar nicht anzutreffen, sondern unter der Erden ruhen.

Und doch nicht selig.

Weil das Vacuum ein Ding, so der Seligkeit nicht fähig ist. Ob nun wohl die Aufflösung dieses Rätzels wohl getroffen scheinet; So hat doch ein Ander es anders erklären wollen, nemlich folgender Gestalt: Denn weil dieses Rätzel in der Lateinischen, oder einer andern ihr nahe verwandten Sprache auffgesetzet gewesen zu seyn scheinet, so nimmt es folgende Erklärung vom Buchstaben M an.

Ich bin weder der Schöpffer, noch ein Geschöpf.

Der Buchstab M ist weder im Wort Creator, noch Creatura, und ist auch weder Creator, noch Creatura.

Und niemals unter den Lebendigen gesehen worden; iedoch befinde ich mich stets unter den Verstorbenen.

Denn unter dem Wort Mortuus ist das M zugegen.

Ich bin gestorben, und kan doch nicht im Grabe bleiben.

In sepulchro, als im Ablativo, weichet das M, obs gleich im Nominativo SepulchruM begraben lieget.

Und bin doch weder Erde rc.

Terra, Aqua, Aër, Ignis ermangeln des Buchstabens M, EleMent aber hat M in der Mitten.

Ich bin in der Zeit, und nehme doch nicht ab.

TeMpus behält durch alle Casus ein M, Gen. Temporis, Dat. Tempori, &c.

Ich bin nicht im Gegenwärtigen rc.

Neque in præsenti, neque in præterito. neque in æternitate adest M.

Ich sterbe, ehe ich gebohren werde,

M gehet ordentlich nach dem Alphabet vor dem N her, und wird also Morior in iedem Lexico, oder Indice vor Nascor zu stehen befunden.

Bin

Bin unter den verdammten Geistern, und doch nicht in der Höllen.

Inter daMnatos adest, non tamen in Inferno litera M. invenitur.

Ich bin im Reich (oder gehöre zum Reich) und bin doch nicht selig.

Litera M pertinet ad Regnum, non verò est beata. Alii explicant de Spiritu Mundi. Wer nun das gesetzte Præmium erlanget, davon ist noch keine Nachricht eingelauffen. Vid. der auffgefangenen Briefe Viertes *Pacqvet, Correspond. 48. 20, Maji. 1699. it.* Fünfftes *Pacqvet, Corresp. 65. p. 541. seq. 548. seq.*

§. 2.

Folgendes Räzel, so nach aller Chymisten Meinung von denen Alten auf die Bahn gebracht worden, die Materie des Steins der uhralten Weisen zu verhälen, lautet in Form einer Grabschrifft also: Ælia Lælia Crispis, nec Vir, nec Mulier, nec Androgyna, nec Puella, nec Anus, nec Casta, nec Meretrix, nec Pudica, sed omnia. Sublata neque Fame, neque Ferro, neque Veneno, sed Omnibus. Nec Cœlo, nec Aquis, nec Terris, sed ubique jacet. Lucius Agatho Priscius nec Maritus, neque Amator, nec Necessarius, neque Merens. neque Gaudens, neque Flens, hanc neque Molem, nec Pyramidem, nec Sepulchrum, sed Omnia, Scit & Nescit, cui posuerit. Kircherus in Oedipo Ægyptiaco de Sulphure & Mercurio interpretatur. Hamburg. wochentl. Curiöser Zeit-Vertreiber *Ann. 1700. N. 19. p. 151. 152.*

§. 3.

Allein ich halte dafür, daß noch niemand die füglichste Explication wird getroffen haben; Die wahrscheinlichste ist des Malvasiæ, der da vermeinet, daß diese Ælia eine unzeitige Gebuhrt gewesen, bey der man noch nicht das Geschlecht hat unterscheiden können. Jedennoch sey sie schon im Mutterleibe dem Agathoni versprochen, der also

weder Ehemann, noch Anverwandter mag genennet werden, und demnach dieses Epitaphium ganz indifferent zum Gedächtniß gesetzet. Ich will doch versuchen, ob ich den Inhalt in folgende Verse bringen kan:

Hier ist ein seltner Stein von Aelien zu lesen,
Das weder Weib, noch Mann, noch Zwitterling gewesen.
Es war nicht keusch, nicht geil: Es hatte keine Scham,
Versuche, wie es heißt; Fast alles ist sein Nahm.
Es ist durch Schwerdt, durch Gifft, durch Hunger nicht gefallen,
Besonders da es fiel, so fiel es fast von allen,
Der Himmel, Erd und Meer, hat es iemals versteckt,
Weil dieses Wunder-Nichts das grosse Nichts bedeckt.
Agatho Priscius, nicht Buhler, nicht Verwandter,
Auch sonst kein Ehemann, noch Freund, noch ein Bekandter,
Hat dieses hingesetzt, was du hie schauest an,
Das man nicht Stein, nicht Grab, noch Seule nennen kan.
Nenn alles was du willt: Er setzt es ohne Weinen,
Ließ aber auch dabey nicht grosse Freud erscheinen;
Doch trauret Er auch nicht, sein Herz blieb unverletzt:
Er wust und wuste nicht, wem er das Grabmahl setzt.

Vid. das geöffnete *Antiquitæten*-Zimmer, Hamburg *Ann.* *1704. Sect. I. cap. VII.* §. *9. p. 112. seq.*

Alia.

In vitâ S. Pachomii refertur, quod Philosophus quidam Theodoro Discipulo S. Pachomii hæc tria ænigmata proposuerit, ad quæ ipse ita solerter respondit. *Primum.* Quis non natus mortuus est? Respondit Theodorus: Adam. *Secundum:* Quis natus est, nec tamen mortuus? Respondit: Henoch, qui translatus est. *Tertium:* Quis mortuus est, nec corruptus? Respondit: Uxor Loth, quæ in statuam salis est conversa. Poterat addi

CHRI-

CHRISTUS DEI Filius: Non autem Mater benedicta, ut habet *D. J. A. Weber, in Arte Convers. Reg. XII. p. 718.* Quis neque natus, neque; mortuus? Resp. Angelus. Quis natus & mortuus? Resp. Homo. *M. Joh. Jac. Müllerus, Instit. Ethic. Posit. Polem. P. II. c. XVIII. p. 241.*

Der wahrscheinlichen Quelle dieses Räthsels wäre man also nun näher gekommen.

Das andere: Es wird ein Ding geboren, ist einen Fuß lang ꝛc. (s. B. M. l. c. S. 274.) war mir, da ich es zum erstenmal in einer Zeitung fand, auch schon bekant, und wenn ich mich nicht irre, habe ich es einstmals in einem alten Kalender gelesen, wo auch zugleich einige bei seiner Wiedererweckung bekantgewordene Auflösungen z. B. der Wein, der Teufel, das Pferd, mit angegeben wurden.

Die ängstliche Besorgniß, die Herr C. R. Gedike am Ende seines Aufsazes äussert, daß vielleicht gar eine gewisse im Dunkeln schleichende Rotte von Feinden der Aufklärung die beiden abgeschmackten Räthsel als ein Mittel gebrauchen wolle, um zu probiren, wie weit die Leichtgläubigkeit in unserm Zeitalter gehe, und was sich daher in der Folge vielleicht einem so leichtgläubigen Publikum bieten lasse, diese ängstliche Besorgniß, sage ich, fällt also wol nun nach dieser meiner Angabe des Alters des einen, und wenn ich nicht sehr irre, auch des andern Räthsels, und noch mehr aus diesem einfachen Grunde von selbst weg, daß wenn auch eine solche Rotte (sie mag nun katholisch oder protestantisch sein; denn bei beiden Partheien giebt es solche Rotten!) die Räthsel zu dieser Absicht hätte benuzen wollen, ihr doch gleich einfallen mußte, daß bei der ersten Bekantmachung jemand ihrem Diebstahle auf die Spur kommen, und ihr Projekt vernichten

 könte.

könte. *) Ueberhaupt scheint mir der Eifer für die gute Sache der Aufklärung zu sehr gemißbraucht, ja schädlich zu werden, wenn man alles nur scheinbar Verdächtige immer gradezu als ein Werk jener Feinde der Aufklärung vermutet und als ein solches aufdeckt. Macht man sie dadurch nicht noch listiger und vorsichtiger in Legung ihrer heimlichen Schlingen, oder gar boshafter zu Ausführung ihrer stolzen Unternehmungen, so veranlaßt man wenigstens bei minder zweifelhaften Entdeckungen ihrer Unthaten, daß sie sich auf unsern offenbaren Irthum berufen, und durch ihre Verschmiztheit auch ihre öffentlichen Absichten zu beschönigen und zu verdecken sich berechtigt dünken. Man glaube ja nicht, daß ich dadurch den Antipoden der gesunden Vernunft eine Apologie schreiben wolle; o nein! ich bin so sehr von ihrer Absicht und ihren listigen Entwürfen, Despotismus, Barbarei und Aberglauben der unterdrückten Vernunft aufzubürden, überzeugt, daß ich eher noch Beiträge zu Beurkundung ihrer Emsigkeit liefern könte, und sie wirklich mit weniger Anstoß

*) Wie der erfahrne Verf. des Schreibens an seine Ordensbrüder des G. und R. Kreuzes seinen Obern auf die Spur kam, die Anweisung zu einem chymischen Prozeß aus einem gedruckten Buche genommen zu haben. (S. die vorigen Stücke d. Berl. M.) Uebrigens sind beide Entdeckungen dem Zwecke an sich zwar immer noch, weniger dem Plan, durch den er erreicht werden soll, präjudizirlich. So bald man hermetische und theosophische Wissenschaften zum Köder macht; so wird der Gutmütige nicht nur keinen Anstoß nehmen, sondern gar Bestätigung dessen, was ihm gelehret wurde, finden; wenn nur die Sachen, obgleich in anderer Form, aus älteren Zeiten — ähnlich klingen. Denn wenigstens hat man ihn doch in der Geschichte der Geheimnisse bis auf Salomo geführt, und der Zeitraum zwischen jenen und unsern Zeiten umfasset sehr vieles, was diese Herren benuzen können. da sie wollen!

Anm. des Eins.

stoß in dem gewöhnlichen Kirchengebete lesen wolte, als die jezt so unschuldigen, toleranten Türken, wider welche man doch den Himmel noch immer zur ungegründeten Rache auffodert. Herr Gedike hatte glücklicher in seiner Erklärung in der Berliner Zeitung einen Spaßvogel hinter diesen Räthseln gemutmaßet. *) Und wirklich hat auch irgend ein müßiger Kopf sich und andern eine Lust mit der Geschäftigkeit und dem Erfindungsgeist der ehrlichen Leichtgläubigkeit machen wollen.

J. M. Bechstein.

9

Elegieen aus dem vierten Buche Tibulls, übersezt und dem Herrn Magister Eichler in Leipzig gewidmet von J. Gurlitt.

Mein edler Freund!

Gedichte, wie die folgenden, welche Empfindungen enthalten, die, wenn sie auch nicht immer so reiner und geistiger Natur bleiben, als die Empfindungen der Freundschaft, doch ihnen wenigstens nahe grenzen, oder sich auf sie gründen, oder mit ihnen vermischt sind, und die gerade erst ihren Adel und Würde durch diese Mischung mit freundschaftlichen Gefühlen erhalten — Gedichte voll solcher Empfindungen, sage ich, sind Blumen, die zum

 Theil

*) Wer die Anspielereien der Alchymisten und ihre verhüllte Sprache besonders aus ältern Jahren nur etwas kennet, der wird bald dieses Räthsels Quelle und passenden Bezug entdecken.

Anm. des Eins.

Theil auch in dem Schooße einer Freundschaft, wie die unsrige, eine nicht ganz fremdartige Stätte finden, wo ihre Anmut und Reize zunächst am meisten empfunden und geschäzt werden. Ich sage in dem Schooße einer Freundschaft, wie die unsrige, die mit der edlern Liebe gegen das andre Geschlecht von gleicher Natur, von gleicher Zärtlichkeit und Herzlichkeit, von gleicher Beständigkeit und Treue ist, die so gar alle mit dieser verwandte Affekte (selbst die Eifersucht wenigstens in den Jahren ihrer Minderjährigkeit) in sich vereinigt und die ganze Kraft des Freundschaftgefühls auf sich konzentriert. — Es sind nicht wenige Stellen in den folgenden Gedichten, wo mich, bei einer sich gleichsam von selbst aufdringenden Anwendung auf die Freundschaft, das meine Seele beherrschende Gefühl der Freundschaft für Dich, unwiderstehlich zu Dir hinriß, und mir diejenigen Scenen zurückrief, wo wir im Freundschaftsverhältniß gegen einander ähnliche Freuden genossen, oder ähnlichen Leiden unterlagen; aber in keinen Stellen geschahe dies lebhafter, als da, wo das Herz der sanften Sulpizia sich in wehmütigen Klagen über die wirkliche oder zu fürchtende Trennung von ihrem Cerinth ergießt. Hier befand ich mich mit meiner Römerin in einem Falle; hier konte ich ihr ganz nachempfinden. Ach, mein Freund! ich berühre hier eine Saite, die einst dumpf und melancholisch in meine Seele hinabtönte und mir einen bittern Schmerz erregte, für den ich nur in der ehrfurchtsvollen Zufriedenheit mit den Schickungen der Vorsehung Beruhigung fand, deren weiser Rath mir einmal die Befriedigung meiner Neigung zur Bildung der Jugend möglichst thätig zu seyn nicht ohne die Trennung von Dir beschlossen hatte. Nachher fand ich aber auch in der Arbeitsamkeit zur Bereicherung junger Seelen mit Kentnissen und Wissenschaften, in der mannigfaltigen Thätigkeit zur Entwickelung ihrer Seelenkräfte, und Richtung ihrer Neigungen und in dem Gefühl des Nuzens, den ich

nach

nach Kräften und Kentnissen zu stiften bemüht war, einen belohnenden Ersaz von Vergnügen andrer Art; — Dank der Vorsehung, die mich derselben fähig bildete! Nachher fand ich auch in dem Genusse der schäzbaren Freundschaft einiger wenigen vortreflichen Männer Nahrung und Aufheiterung für meine Seele; — Dank der Vorsehung, die mir dieselben erweckte! Nachher fand ich endlich, daß auch die Trennung eine eigne Art von Vergnügungen und Gefühlen gewährt, welche mit dem unzertrennlichen Umgange nicht immer in gleichem Maaße und Stärke verbunden sind; ob dieser gleich tausend andre Freuden verschaft, welche mit jenen nicht in Vergleichung gezogen werden können; ich fand, daß der Ausguß aller Gedanken und Empfindungen in Briefen durch Intension und Herzlichkeit das wenigstens einigermaßen gewinnt, was ihm an Extension des mündlichen abgeht; ich fand, daß das Leiden der Trennung die Seele mit einer gewissen Milde und Zärtlichkeit erwärmt, die ihren wohlthätigen Einfluß nicht nur über die Freundschaftsgefühle selbst, sondern auch über das ganze übrige Gedanken- und Empfindungssystem verbreitet; ich fand, daß die Rückerinnerung an die unzähligen genoßenen Freuden, ja selbst auch an die Leiden des langen Umgangs, und an die mannigfaltigwechselnden Auftritte desselben, in der Entfernung, besonders in einem einfachen und einsamen Leben, einen süßern Genuß gewähret, weit lebhafter und wirksamer ist, und der Freundschaft und Liebe diejenige hohe Stimmung giebt, welche sie zur Aufopferung alles, auch des theuersten, für den geliebten Gegenstand hinreißt, und die wir in den großen Beispielen des Alterthums bewundern. — Ja, mein edler, süßester Freund! acht Jahre hab ich nun schon, von Dir getrennt, unter steter, oft entkräftender, Arbeit zu meiner und der unsrer Anstalt anvertrauten Jugend Bildung verlebt, indeß Du im Genuß einer in mancher Absicht glücklichen Muße Dir, Deinen wenigen Freunden,

und

Digitized by Google

und Deiner Lieblingswissenschaft, *) ganz lebst; aber noch kan ich mit der sanften Sängerin einiger der folgenden Gedichte sagen: Herz und Geist eilt zu Dir zurück! Noch hat die Zeit, die so viele irdische Freundschaften unächt und unbewährt befindet, unsere gegenseitige Liebe um nichts vermindert; ja ich kan sagen, daß diese vielmehr an Stärke und Intresse noch in der Entfernung gewachsen, welches für eine Probe ihrer Aechtheit geachtet werden kan! noch immer ist es die süßeste Beschäftigung meiner Phantasie in den einsamen Stunden der Erholung, ja oft mitten unter einem Getümmel von Beschäftigungen alle die mannigfaltigen Scenen unseres Zusammenlebens und gegenseitigen Genusses, alle die Stunden der Heiterkeit und des Trübsinns, des unruhigen Forschens und der Wiederberuhigung, der oft kalten oft bis zum heißen Zwist getriebenen Unterredungen über unsere eigne und andrer Karaktere u. s. w. endlich alle die zahllosen Stunden, die wir mit so unverbrüchlicher Treue und Einmüthigkeit, mit so stiller Zufriedenheit und Genügsamkeit an uns selbst von den zartesten Knabenjahren an bis ins männliche Alter durchlebten, vor meinem Geiste vorüberzuführen und so gleichsam noch oft zu genießen. So lebt denn unsre Freundschaft nicht nur in den schriftlichen Unterredungen, sondern auch in der angenehmsten Rückerinnerung! So dauert sie durch beides nicht nur in Absicht auf ihre Natur, sondern auch in ihren Vortheilen und Einflüßen fort, und wird es so lange, als unsere Seelen fortdauern, durch deren ursprüngliche Harmonie sie Entstehen, Wachsthum und männliche Stärke erhielt.

Nun erlaube mir noch einige Vorerinnerungen, welche theils die Verfasser, die Personen und den Inhalt und Werth dieser Gedichte, theils meine Uebersetzung und Anmerkungen betreffen.

Diese

*) Der Mathematik, Physik und Philosophie.

Digitized by Google

Diese Gedichte sind, wenn man das zwölfte, welches vom Tibull an die Delia gerichtet ist, und das dreizehnte, welches auch den Tibull zum Verfasser hat, ausnimt, der Ausdruck der Empfindungen zweier Geliebten in verschiedenen Scenen und Vorfallenheiten. Ich glaube nicht, daß irgend eins derselben an den Cerinth oder die Sulpizia von einem dritten gerichtet ist, welches allenfalls vom *) ersten, dritten, fünften und achten scheinen könte; sondern daß sie entweder alle wirklich von der Sulpizia und dem Cerinth selbst gesungen sind, welches der Anfang des fünften Gedichts, wo sich Sulpizia eine Sängerin nennt, einigermaßen glaublich machen könte, oder daß des Dichters Fantasie sie doch wenigstens alle in die Seele des Cerinths und der Sulpizia dichtete. Denn daß in einigen Gedichten Cerinth selbst angeredet wird, bestätigt noch gar nicht die Meinung, daß das Gedicht von einem dritten an den Cerinth gerichtet ist, da es nach der Manier der Dichter und von Leidenschaft und Enthusiasmus ergriffenen Geister auch Anrede an sich selbst seyn kan. Sind sie aber Fantasieen eines Dichters, der sich in die verschiedenen darinne vorkommenden Scenen versezte; so ist dieser Dichter wenigstens nicht Tibull, wie aus der Verschiedenheit des Stils erhellet. Gleichheit des Inhalts und außer andern Ursachen vielleicht auch Zeitgenossenschaft des Tibulls und des Verfassers dieser Gedichte veranlaßten die Abschreiber des Tibulls, sie den Handschriften dieses Dichters anzuhängen.

Sulpizia, die wirkliche oder von einem Dichter gedichtete Verfasserin einiger der folgenden Gedichte, lebte, wie Herr Hofrath Heyne und andre wahrscheinlich gemacht haben, im Augustischen Zeitalter, und ist also mit derjenigen Sulpizia, welche unter Domizian blühte, und von

*) Oder nach den Ausgaben des Tibull vom zweiten, vierten, sechsten und neunten.

von der wir noch eine Satire über den verdorbnen Zustand des römischen Staats haben, nicht zu verwechseln. Sie war eine edle Römerin vom ersten Range, welche die Grazien selbst mit den Reizen der bewundernswürdigsten Schönheit ausgeziert hatten. Cerinth, der Jüngling, nach dessen Gegenliebe sie seufzte, war nicht minder schön; aber, obgleich nicht von niedrer, doch wahrscheinlich eben so wenig von gleich hoher Geburt als von gleichem Alter mit ihr. Die seiner blühenden unschuldigen Jugend noch eigentümliche und natürliche Blödigkeit und Verschämtheit, welche sich in Blicken der Augen und Erröthung der Wangen ausdrückte, und von dem Gefühl einiges Abstandes in Absicht auf den Adel der Geburt noch vergrössert ward, erhöhete die Reize und Gefälligkeit auf seiner, so wie die schmachtende Sehnsucht und das Feuer der Liebe auf ihrer Seite. Man sehe besonders die vierte Elegie unter den folgenden. Herr Hofrath Heyne muthmaßt, es könne vielleicht ein junger Grieche gewesen seyn, welcher zwar von edler Abkunft war, aber doch nicht das römische Bürgerrecht hatte; wodurch der Umstand Elegie 2, daß er der Jagd so sehr ergeben ist, einiges Licht erhält. — Tibull hat in seinem zweiten Buche zwei Elegieen an diesen Cerinth gerichtet; er kan also schon deshalb nicht eine Person mit dem Tibull seyn, wie einige fälschlich geglaubt haben, so wenig als Sulpizia eine Person mit der Delia des Tibulls seyn kan, da diese nach Tibull 1, 6, 67 eine Freigelassene, Sulpizia aber eine Römerin von der vornehmsten Geburt war. Man sehe das neunte Gedicht unter den folgenden.

Anlangend den Werth und innern Gehalt dieser Gedichte, so sind sie die süßesten und feinsten Stücke dieser Art aus dem römischen Alterthume. Fast in allen athmet eine unnachahmliche Grazie, eine bald sanfte, bald entzündete Fantasie, und eine Begeisterung der Liebe in ihren mannigfaltigen wechselnden Schattirungen damit verbundner

bundner Affekte. Bald sanftschwärmerische ruhige Melancholei der Liebe, bald zärtliche Klage und Duldung der süßen Leiden, bald bittende Zusprache, bald quälende Eifersucht und Unruhe, bald Ungeduld, Wut und Verzweifelung. Die unnachahmliche Darstellung dieser Affekte und die natürliche Nachläßigkeit und Naivität des Kolorits im Original könten vielleicht schon einen hinlänglichen Grund zur Entschuldigung der Unvollkommenheiten meiner Kopie abgeben, wenn ich nicht fest überzeugt wär und es selbst in vielen Stellen fühlte, daß allerdings wol noch eine weit bessere Kopie fähigern und geübteren Männern möglich ist. Und von solchen werden mir daher Erinnerungen und Verbesserungen sehr willkommen seyn, und mich zu dem lebhaftest n, wärmsten Danke verbinden. — Ich erkenne in Dir, mein edler Freund! einen solchen Mann; und bitte Dich daher im Namen unsrer Freundschaft, welche Dir die Willfahrung dieser Bitte gewissermaßen zur Pflicht macht, mir Deine Bemerkungen und Verbesserungen, die Du unter dem bescheidenen Namen der Zweifel aufzustellen pflegst, mit derjenigen Freimütigkeit mitzutheilen, nach der wir stets im Denken, Reden und Handeln gestrebt haben, und mit welcher Du auch bereits meine Uebersezungen der nemeischen und isthmischen Siegesgesänge des Pindar in Deinen Briefen an mich zu kritisiren pflegst. Nur durch solche gegenseitige Hülfleistung können schriftstellerische Arbeiten einige Vollkommenheit, oder, wenn ich in Beziehung auf mich sprechen soll, eine Mittelmäßigkeit erhalten, die sie des Lesens noch würdig macht.

Noch erinnere ich, daß Herr Degen in seiner prosaischen Uebersezung des Tibulls (Anspach 1781) von den folgenden Gedichten nur das erste, zweite, dritte, fünfte und zwölfte übersezt hat. Ich achtete es für Pflicht, ihn zu da benuzen, wo er mir treffend übersezt zu haben schien. Allein in verschiedenen Stellen, wo er mir nicht

nicht treffend, oder nicht dichterisch genug übersezt zu haben schien, versuchte ich nach meiner Erklärung und Manier zu übersezen, womit vielleicht mancher andre wieder unzufrieden sein wird. Je nun! das soll mir lieb sein, wenn ihn nur diese Unzufriedenheit zur Belehrung und Verbesserung des Fehlerhaften ermuntert. — Die deutsche Uebersezung des Tibulls, welche in Zürch bei Geßner 1783 herausgekommen ist, habe ich nicht benuzen können, weil ich sie weder selbst besize, noch ihrer sogleich habhaft werden konte. Ich weis also auch nicht einmal, ob diese Uebersezung auch die folgenden Elegieen mit in sich begreift, da nur deren zweie den Tibull zum Verfasser haben.

Endlich habe ich die Sachkundigen und gefühlvollen Leser der folgenden Gedichte um Verzeihung zu bitten, wenn ich bei ihnen in den Anmerkungen bisweilen den vorschnellen und lästigen Führer Sachkundiger Fremden in einer Gemäldegallerie gemacht habe, der ihre stillen und desto tieferen Empfindungen beim Anblick der schönsten Meisterstücke der Kunst alle Augenblicke mit einem enthusiastischen, bei ihnen ganz überflüßigen: **Hier belieben sie zu bemerken! — und ach! hier sehen sie einmal!** unterbricht. Wer sie unnöthig findet, kan leicht erachten, daß sie für ihn nicht bestimmt sind.

I.

Lied 1) Cerinths auf die zur Feier eines Festes geschmückte Sulpizia.

Sulpizia schmückte sich dir an deinen Kalenden, o Mavors!
Hast du des Schönen Gefühl, kom vom Himmel zu schaun!

Das

1) Diese Elegie ist vom Cerinth an die Sulpizia gerichtet, als diese am ersten März (Kalenden des Mavors) das Fest Matronalia feierte.

Das wird dir Venus vergeben: [2]) doch hüte dich! grausamer Würger,
Daß im Staunen dir nicht schimpflich die Rüstung entfällt. —
An ihren Augen entflamt beide Fackeln der grausame Amor, [3])
Wenn er die Götter selbst heißer entflammen will.
Bei allem, was sie begint, wohin sie lenkt ihre Tritte,
Folget unsichtbar ihr, schmücket die Grazie sie.
Sie löse das Haar — welch ein Zauber weht dann in den wallenden Locken!
Oder sie locke es auf — Würde stralt vom Gelock!
Ha! sie verwundet, sie mag im Purpurgewande einhergehen;
Sie verwundet, sie kom im weißglänzenden Kleid.
So hat der glückselige Vertumnus 4) im ewigen Wohnsiz der Götter
Tausendfältigen Schmuck, tausendfältigen Reiz.
Traun! vor den Mädchen all'n ist sie würdig, daß Tyrus ihr zolle
Seine weicheste Woll' zweimal in Purpur getaucht;
Daß

feierte. Dieses Fest feierten Gatten und Geliebte für die Erhaltung einer treuen und standhaften Liebe. Die Liebhaber pflegten ihren Schönen an denselben Geschenke zu schicken s. Tibull. 3. 1. Horaz 3, 8. Ovid. Fast. 3, 167. Die Elegie selbst ist in Rücksicht auf Gedanken und Ausdruck die Königin aller folgenden.

2) Ein schöner Zug zur Malerei der ausnehmenden Schönheit der Sulpizia; Selbst Venus, deine Geliebte wird dirs vergeben, wenn du dich bemühst eine so hohe glänzende Schönheit in ihrem majestätischen Schmucke zu sehen. Vergl. Properz 2, 21, 3.

3) Eine Idee, die damals noch mehr ursprüngliche Annehmlichkeit hatte, weil sie noch nicht so wie jezt als kurrante Dichteridee abgestumpft war.

4) Vertumnus war den alten Italern ein Simbol des Wechsels der Jahrszeiten. Jegliche Jahrszeit hat ihre eignen Güter, ihren eignen Schmuck. Er vereinigt in sich also die Vorzüge und den Schmuck aller. Hieraus ergiebt sich leicht die Anwendung auf die Sulpizia — Tyrus, die Hauptstadt in Phönizien lieferte die schönsten Purpurtücher.

Daß sie besize, was nur der Bauer der duftenden Saaten
Erntet mit reicher Hand von Arabias Flur.
Daß all' die Perlen sie schmücken, die Indias [5]) schwarzer Bewohner,
Nah an der Eos Gespann, sammelt vom rothen Gestad.
Dies Mädchen singet mir jezt in den festlichen Tagen, o Musen!
Auf deinem Saitenspiel singe mir sie Apoll!
Nach zahllosen Jahren gedenkt noch dieser festlichen Feier,
Eures Reigengesangs ist keine Schöne so werth.

2.

Elegie [6]) der Sulpizia, als Cerinth auf die Jagd gegangen war.

Schon' meines Jünglings, o Eber! du weidest auf lachender Aue,
Oder im Dickigt des Waldes, schone des Jünglinges, du!
Weze

5) Indien gebrauchten die Alten im weitläuftigern Sinne als wir; sie begriffen auch Aethiopien darunter. Hier sind Aethioper zu verstehen, die am arabischen Meerbusen (dem rothen Meer) wohnten. — Eos ist die Morgenröthe, welche von den alten Dichtern auf einem Wagen fahrend vorgestellt wird. Nah an der Eos Gespann ist also eine dichterische Umschreibung des Morgenlandes.

6) Wer bemerkt nicht in dieser Elegie den ganz vortreflichen Ausdruck der Natur in den wechselnden Affekten eines so leidenden Mädchens. Ihr Geist und Herz ist dem Jünglinge in die Wälder ungestüm nachgeeilt; ihre Fantasie stellt sich schon bis zur Täuschung den Eber vor, auf den ihr Geliebter zielt, und der nach dem Fehlschuß des Pfeils mörderisch auf ihn losgehen wird; daher erst Ausbruch der Angst und des Schreckens in Bitten an den Eber — dann ein zärtlicher Anruf an Amor, sein Schuzgeist zu sein, — dann eine noch zärtliche Klage an die Diana, die Göttin der Jagd, welche sogleich in einen in Wut und Flüche ausbrechenden Unwillen auf die Jagdlust überhaupt übergeht. —
Dann

Neze mir nicht zu blutigen Kämpfen die schrecklichen Hauer!
Amor bewache du ihn; wundenlos führ ihn zurück! —
Ach! was entführtest du ihn, entbrant von Jagdlust, Diana?
Wälder, euch treffe der Fluch! Hunde euch würge der Tod!
Welch ein rasender Wahnsinn, mit Nezen das Dickigt der Hügel
Gierig umranken, und sich wunden die zartere Hand!
Ist es Wollust, die Schenkel an dornigter Brombeer zerrizen,
Und mit des Räubers Schritt schleichen ins Lager des Wilds? —
Doch vergönst du mir nur mit dir den Forst zu durchirren,
Will ich die Neze selbst tragen hin übers Gebirg.
Ich — ich selbst will erspüren die Tapfen der flüchtigen Hindin,
Will das eiserne Band lösen dem Hunde der Jagd.
Dann — dann gefallen mir Wälder; dann mag das Gerücht mich beschulden,
Daß mich selbst bei dem Nez deine Umarmung entzückt.
Dann komm' immer der Eber zum Nez; es wird ihn nicht fahen;
Stören soll er uns nicht feuriger Liebe Genuß. —

Dann wieder eine sanfte und rührende Schwärmerei in der Bitte, ihn auf die Jagd begleiten zu dürfen, und in dem Entschlusse und dem Anerbieten die Mühen derselben für ihn zu erdulden, um nur auch da jeden Augenblick zum Genuß der süßen Gaben der Venus zu benuzen; — dann heftiger Ausbruch der Eifersucht — die endlich in schmachtende Sehnsucht übergeht. Entweder sang Sulpizia dies Lied selbst wirklich in solch einer Lage, oder es belebte den dichtenden Sänger desselben der wahre elegische Dichtergeist. Denn es ist bis zur Täuschung schön; man klagt, weint, wütet, bittet, leidet mit dem Mädchen, das so schwarzen Ahndungen und traurigen Gefühlen unterliegt. — Schon **Degen** hat erinnert, daß man mit diesen sanften Empfindungen eines zärtlichen Mädchens Nantchens süßes Lied: **Flur und Wald** vergleichen könne.

Nun ohne mich keine Liebe! Span nach dem Geseze Dianos,
Züchtiger Knabe, das Nez aus mit züchtiger Hand.
Jegliches Mädchen, das trügrisch sich meine Liebe erschliche,
Werde den Thieren ein Raub, den ihre Klaue zerfleischt.
Doch, o Jüngling, verlaß deinem Vater das Wild zu erjagen,
Säume nicht, kehre mir schnell an meinen Busen zurück!

3.

Elegie Cerinths an Apoll für die Errettung der kranken Sulpizia.

Kom! und verscheuche die Krankheit des zärtlichen Mädchens, o Phöbus!
Kom! ich flehe dich, kom! prangend im Lockenhaar.
Eile, glaube mir, eile! — zu reichen dem reizenden Mädchen
Deine heilende Hand — Warlich! es wird dich nicht reun.
Rette sie, daß nicht Schwindsucht die bleichen Glieder verzehre,
Daß nicht häßliches Gelb schände die glänzende Haut.
Ha! die Wurzel der Krankheit samt allen Schrecken der Zukunft,
Strudle der reißende Strom auf seinen Wogen ins Meer!
Göttlicher, kom! und bring, die ermatteten Glieder zu stärken,
Alle Kräuter des Schlafs, alle Gesänge 7) mit dir!
Quäle den Jüngling nicht, der, dem Ende des Mädchens erzitternd,
An deinem Altar kniet, tausend Gelübde dir weiht;
Bald sie dir weiht, und bald dann wieder den ewigen Göttern
In dem Wahnsinn des Zorns ob der Entkräfteten flucht. —
Laß

7) Zaubergesänge, wodurch die Alten die Krankheiten beschwören und vertreiben zu können glaubten. — Im vorhergehenden Distichon bedeutet der Strom nicht gerade hier vorzugsweise die Tiber, wie Degen meint. Auch der Dichter, der an keinem Strome wohnte, würde dies sagen können.

Laß die Furcht, o Cerinth! dein Mädchen ist dir gerettet.
Bleibe du nur getreu: Gott trübt Liebende nicht.
Deine Zähre versiege! Gerechter wird sie dann strömen,
Wenn dein Mädchen erzürnt einst deine Liebe verschmäht.
Aber nun ist sie ganz dein! für dich nur fühlt ihre Unschuld!
Schwarm der Bulen, du harrst ihrer Liebe umsonst!
Gnade, Phöbus! ach, Gnade! Hoch soll mein Loblied dich preisen,
Daß durch der einen Heil zween das Leben du gabst.
O des Ruhmes, der Wonne für dich! wenn im eifernden Wechsel
Beide am heiligen Herd frohe Gelübde dir weihn.
Dann wird selig dich preisen der fromme Haufe der Götter,
Wünschen wird jeglicher [8]) sich deiner Güter Besiz.

4.

Elegie der Sulpizia an den Cerinth, an dessen Geburtstage.

Heilig sei mir der Tag! mir stets eine festliche Weihe!
Der das Leben dir gab, mir zum Leben, Cerinth!
Neue Sklavenfesseln sangen die Parzen den Mädchen;
Als dich die Mutter gebar, gaben dir Scepter und Reich.
Ich — ich flamme vor allen; und diese Flamm' ist Entzücken,
Wenn von der meinen [9]) in dir nur ein Fünkchen entglüht.
Ach! entsprich meiner Liebe! ich flehe beim süßen Geheimniß,
Bei dem dir theueren Aug [10]) bei deines Genius Huld!

8) Der dich seligpreisenden Götter.

9) Ich habe hier die Heynische Erklärung des de nobis auszudrücken gesucht, welche ich für unwidersprechlich richtig halte.

10) Hier habe ich mich vielleicht zu ängstlich an den Text gehalten. Die Augen sind in der alten hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache ein Bild des Theuersten und Werthesten: und dieses

Gütiger Genius! huldreich empfah' hier Gelübde und Gaben,
Wenn beim Gedanken an mich stärker ihm klopfet das Herz. 11)
Aber seufzt seine Brust vielleicht schon nach andern Geliebten; —
Fleuch vom treulosen Heerd, frommer Genius, fleuch!
Sei nicht ungerecht Venus! Es müssen beide gefesselt
Deinem Dienste sich weihn; oder erlös mich vom Joch!
Doch — o der Wonne! wenn beide die Kette des mächtigen Zaubers
Fester und fester umschläng, nie von der Zeit gelöst!
Eben dies wünschet der Jüngling mit mir, nur wünscht ers im Herzen;
Es mir frei zu gestehn, hält ihn Verschämtheit zurück.
Genius wafn' ihn mit Mut, der du die geheimsten Gedanken
Weist, was achtest du deß, flehe dich Herz oder Mund?

---

5. Elegie

ses Bild, so treffend und ausdrückend es auch ist, ist unserer Sprache fremd. Denn **etwas bewahren wie seinen Augapfel** und andre Ausdrücke der Art sind eigentlich nur, so wie sehr viele andre Wortbedeutungen und Ausdrücke, aus der lutherischen Uebersezung der alten hebräischen Schriftsteller in die Sprache des gemeinen Lebens übergegangen. — In unserer Schriftstellersprache müßten wir eigentlich jenes römische Bild mit dem Ausdrucke **bei deinem Leben fleh ich**, vertauschen. Ich habe aber dem Dichter sein Nazionalbild gelassen.

11) Anfangs hatte ich übersezt: **höher die Wange ihm glüht**, oder **seine Wange ihm glüht.** Allein ausser dem, daß dies eher für ein Mädchen, als für einen Jüngling paßt, als von welchem dies ein zu starker, zu vielsagender Ausdruck ist, so liegt es auch nicht in dem *calet* des Originals; welches wol nur die stillen Regungen, die wärmeren mit einer süßen Bangigkeit vermischten Bewegungen des Herzens beim Entstehen einer Liebe, die man sich noch selbst verläugnet, ausdrückt.

5.

Elegie der Sulpizia an ihrem Geburtstage, an die Juno gerichtet.

Juno [12]) Geburtenschüzerin, nim an das Opfer des Weihrauchs,
Das mit zärtlicher Hand dir die Sängerin streut!
Ganz ist sie heute die Deine; dir schmückte sie frölich die Locken,
Um bewundert von all'n vor deinem Herde zu stehn.
Zwar nent sie dich, o Göttin! das Augenmerk ihres Puzes;
Aber im Herzen ist wer, dem sie wünscht zu gefall'n.
Drum, o Himlische, gieb, daß die Nacht [13]) die Geliebten nicht trenne;
Auch dem Jüngling bereit' gleiche Banden der Lieb'!
So wirst du sondern ein glückliches Paar; keines anderen Mädchens
Ist der Jüngling so werth, sie keines Jünglings so werth.

 Laß

12) Die Weiber und Mädchen des römischen Altertums brachten der Juno, der Schüzerin ihres Geschlechts und besonders der Gebärerinnen, an ihren Geburtstagen Opfer und Gelübde, so wie die Männer ihrem Genius. Tibull. 3, 6, 48.

13) Ich finde diese Idee, wenn ich auf das ganze des Gedichts Rücksicht nehme, nicht nur nicht unpassend, sondern sogar hieher gehörig. Das Mädchen liebt den Jüngling; sie sieht, spricht ihn, genießt seines Umgangs; aber nicht genug für die glühende Liebe! sie seufzt nach dem vollkommenen Genuße in dem traulichen Dunkel der Nacht. Darum wünscht sie auch gleich nachher, daß kein lauschender Hüter sie überraschen und ihr nächtliches Minnespiel stören möge; welcher Zusaz mir das *nox* besonders zu bestätigen scheint. Man hätte sich also, dünkt mich, der Mühe die Nacht zu entfernen und statt ne nox zu lesen ne quis, ne fors, oder ne quid überheben können, womit man sich bei der schönen Sulpizia, die gerade nach dem von der Nacht zu begünstigenden Genuße schmachtete, keinen Dank verdienen dürfte. Selbst Herr Hofrath Heyne ist für *ne quid.* Der große Mann wird mir meinen Widerspruch gewiß verzeihen, sogar wenn ich auch irre.

Laß keinen laurenden Wächter die Wonneberauschten ertappen
 Amor flüstr' ihnen zu tausend Arten des Trugs.
Winke Gnad'! und erscheine im glänzenden Purpurgewande!
 Dreimal streu ich dir Mehl, dreimal träufl' ich dir Wein.
Sieh! die bekümmerte Mutter befiehlt [14]) der Tochter die Bitten;
 Aber ein Andres erfleht sich im Stillen ihr Herz.
Ha! sie flamt, gleich Flammen, die schnell den Altären entrasseln;
 Und mag, könnte sies gleich, nimmer Genesung erflehn.
Sei ihr der Jüngling nur hold, [15]) daß einst bei der Rückkehr des Jahres
 Amor, dann bei ihr verjährt, neuer Gelübde sich freu!

6.

Freudenlied der Sulpizia nach dem Genuß der Umarmung von Cerinth.

Nun endlich ist Amor gekommen! und Ehre acht' ichs die Wonnen,
 Die er mir lächelnd verlieh, jeglichen froh zu verträun.

Es

14) Ich verstehe dies so, daß die Mutter schon gewisse vornehme reiche Jünglinge in petto hat, die sie der Tochter vorschlägt, sich von der Juno zu erflehen; aber die Tochter folgt der Neigung ihres Herzens. Wie treffend ist dann nicht der Karakter einer zwar für die gute Versorgung der Tochter besorgten, aber auch zu altklug vorgreifenden Mutter geschildert, die, weil sie nicht begreifen kan, oder sich deß nicht versieht, daß das, was ihr gefällt, gerade der Tochter nicht gefallen sollte, der opfernden Tochter für ihre Gebete die Jünglinge vordiktirt, die sie lieben soll, ohne der Antwort der Tochter zu warten! Wie natürlich der Karakter einer zärtlichen, die Wahl nach ihrer Neigung im Stillen entscheidenden Tochter kopiert!

15) Es muß offenbar mit Herrn Hofrath Heyne gelesen werden: sit iuueni grata; ac veniet u. s. w.

Es führte ihn her Cytherea, [16]) gerührt durch meine Gesänge,
Sezte den Freudengott auf meinen schmachtenden Schooß.
Nun hat sie meine Gelübde belohnt; meine Freuden erzähle,
Wer mit sehnender Brust nach der Geliebten seufzt!
Ich mag sie nicht — meine Wonnen, vertraun dem versiegelten Blatte:
Jeglicher lese sie hier; jeglicher neide mich drob!
Noch ist mir Wollust der Fehl: was solt ich der Fama zu Gunsten
Künstlich das Antliz verstelln, würdig des Würdigen Arm?

7.

Elegie der Sulpizia, als sie am Geburtstage ihres Cerinths aufs Land reisen solte.

Ach! der verhaßte Geburtstag [17]) ist da, der auf dem verhaßterem Landgut,
Und ohne meinen Cerinth, traurig verscheiden mir wird!
Nur in der Stadt find ich Freude! Oed' ist dem Mädchen das Landgut,
Traurig [18]) der kühlere Arn auf Areziums Flur:

M 5 Raste

16) Venus, aus Cythere, dem heutigen Cerigo.

17) Daß hierdurch nicht ihr eigner Geburtstag, zu dessen Feier sie etwa mit aufs Land gehen solte, sondern der Geburtstag Cerinths gemeint sei, erhellet aus dem auf diese kleine Elegie folgenden Billet doux. Verhaßt kan er demungeachtet heißen, in so fern die auf diesen Tag eintreffende notwendige Reise ihr verhaßt war, welche ihr den Genuß der Freuden an demselben raubte.

18) Ich habe hier mit Herrn Hofrath Heyne die Lesart: atque Aretino frigidus Arnus agro der gewönlichen vorgezogen. Denn Dichter bezeichnen gerne Gegenden durch Flüße; — oder noch besser: das liebende Mädchen, das sonst in der freien Natur nichts als lachende Freude erblickt, sieht nun in Abwesenheit ihres Geliebten den sonst heitern Bach, Fluß, Saat, Landgut u. s. w. öde und traurig, weil ihre eigne umwölkte Seele die ganze Natur mit dem schwarzen Schleier der Schwermut umhüllt.

Raste, ach! Messala, raste! Laß die Bestellung der Reise!
Weg vom unzeitigen Pfad, mein zu gefälliger Freund! —
Nun — wenn du mir nicht gönnst der Stimme des Herzens zu folgen,
Laß' ich Entrissene hier Herz und Sinne zurück.

8.

Billet der Sulpizia an Cerinth, worinne sie ihm die rückgängige Reise aufs Land berichtet.

Weist du wohl, [19]) daß dein Mädchen erlöst von dem Schrecken der Trennung,
Frölich in Rom kan deinen Geburtstag begehn?
Feiern woll'n wir ihn alle als unsern eignen Geburtstag,
Da er uns unverhoft allen heiter erwacht! [20])

9.

Billet der Sulpizia an ihren der Untreue verdächtigen oder schuldigen Cerinth.

Nun — das gefällt mir, daß du so fest meiner Treue versichert,
Nie besorgest, daß ich thöricht sie endlich entweih! —
Wenn die buhlende Sklavin mehr als des Servius Tochter,
Als Sulpizia mehr, süße Leiden dir schaft; —
O! ein zahlloser Haufe mitleidiger Jünglinge fühlet
Der Verschmäheten Schmerz, sie zu trösten bereit. [21])

10. Billet

19) Ich halte es für besser den ersten Vers Fragweise anzunehmen, und im zweiten statt *finis* zu lesen *finit*. Cerinth wußte gewiß recht gut, wen er unter dem finit verstehen solte. Dies konte Messala, oder auch ein andrer sein, von dem Sulpizia abhieng.

20) Ich lese mit Heyne zufolge einer Handschrift des Ursinus:
cum nec opinanti candidus ille venit,

21) Mir scheint folgende Konstrukzion der Worte im lateinischen Original den Auslegern nicht beigefallen zu sein: quibus illa (nämlich

10.

Billet [22]) der kranken Sulpizia an den Cerinth.

Ach! mein Cerinth! ist dein Mädchen auch noch deine zärtliche Sorge?
In ihrer matten Brust tobet des Fiebers Glut.
Anders kan ich nicht wollen den marternden Schmerz überleben,
Als wenn ich weis, auch du wünschest mir ihn zu bestehn.
Auszudulden die Krankheit — sprich, ach! was könte mirs nüzen,
Wenn du mit ruhigem Geist meine Quaalen erträgst?

11.

Billet, worinnen Sulpizia den Cerinth wegen ihres übellaunigten Schmollens um Verzeihung bittet.

Nicht mehr sei ich, mein Leben, so deine glühende Sehnsucht,
Als ich vor kurzer Zeit glückliches Mädchen es war;
Wenn meine ganze Jugend je eine Thorheit begangen,
Die mir nagendern Schmerz, bangere Reue gebracht,
Als daß, im thörichten Streben die Glut des Herzens zu bergen,
Ich dich vergebens harrn ließ in gestriger Nacht.

12. Elegie

lich toga siue scortum) dolori est, *et quibus est* maxima cura, ne cedam ignoto toro. Solte sie wol zuläßig sein? Doch, dünkt mich, konstruirt man noch besser: quibus illa (mea) maxima cura dolori est, ne cedam ignoto toro.

22) Dieß ist unstreitig eins der süßesten Gedichtgen aus dieser Samlung, voll der zärtlichsten Bekümmerniß des zärtlichsten Mädchens um die Fortdauer der Liebe ihres theuren Jünglings gegen sie. Edles Mädchen, du hast deinem gefühlvollen Herzen durch dieses kleine Lied ein dauerndes, deiner würdiges, Denkmal gestiftet, an dem die sanftern Nachkommen einer Nazion, die du vielleicht nur unter dem Namen der Wilden kantest, noch nach Jahrtausenden deinem zärtlichen Sinne eine stille Thräne weihn!

12.

Elegie 23) Tibulls an die Delia.

Keines der Mädchen soll je mich deiner Umarmung entrücken;
Unsere Herzen verband einst dies heil'ge Gesez.
Du allein, du gefällst mir; und ausser dir dünkt meinem Auge
Keine der Jungfrauen mehr reizend in Romulus Stadt.
Aber — ach! möchtest auch du liebreizend nur einzig mir dünken,
Allen andern verschmäht; — so wär ich sicher und froh!
Nicht des Neides bedarf ich: es schweige der Lobpreis 24) des Volkes!
In der schweigenden Brust freut sich der Weise des Glücks.
Ach! so könt ich glücklich in einsamen Wäldern mir leben
Wo kein menschlicher Fuß wandelt die rauhere Bahn.

Du

23) Tibull schwört anfangs der Delia in dieser Elegie, im bis zum süßen Taumel hinreißenden Enthusiasmus der Liebe, ewige Treue v. 1 — 16; als er drauf zur kalten Vernunft zurückkömt, erkent er, wie übereilt seine Schwüre gewesen, indem er dadurch der Geliebten eine ausschließende Gewalt über sich zugestanden, die sie nun zu seiner Quaal misbrauchen könne, v. 17 — 20. Da er aber sein einmal gegebnes Versprechen nicht brechen kan, so entschließt er sich als Mann es in seiner ganzen Stärke zu erfüllen und ihr in allem zu Willen zu leben v. 21 — 24. Dieser mit aller Resignazion des eignen Willens abgefaßte Schluß soll aber die Delia wahrscheinlich zum Mitleid bewegen, daß sie die ihr gegebne Vollmacht einer Gebieterin nicht zu Stolz und spröder Behandlung mißbrauche; er faßt also gewissermaßen demütige Bitten um gütiges gefälliges Betragen gegen ihn in sich.

24) Der Lobpreis der Reize eines Mädchens von andern und der bei vielen damit verbundene Neid erhöht sonst beim Liebhaber die Liebe gegen das Mädchen und die Freude über das Glück ihrer Gegenliebe. Tibull findet aber diesen Lobpreis und Neid andrer für sich auf einer andern Seite gefährlich, wie ers denn auch wol oft sein mag, und thut daher gern auf ihn und sein Annehmliches Verzicht, um nur auch den etwanigen unangenehmen Folgen desselben zu entgehn.

Du bist mir des Kummers Erleichtrung, im Dunkel der Nächte
Licht, und im einsamen Ort mir eine rauschende Welt. [25])
Mögte nun selbst der Olymp eine holde Freundin mir senden; —
Ach! sie entstieg ihm umsonst, Venus selbst täuschte mich nicht. [26])
Dies, o Mädchen, betheur ich bei der Macht deiner heiligen Juno;
Unter den Göttern all'n ist sie mir einzig groß. —
Wahnsinn'ger! Ha! was began ich? Weh! Weh mein Pfand [27]) ist entrissen!
Thöricht schwur ich dir Treu: fromte mir nicht deine Furcht?
Hohn wirst du mir nun sprechen, wirst nun nur kühner mich quälen.
Diesen Jammer gebar mir der geschwäzige Mund.
Nun will ich thun, was du willst, will stets der Deine beharren,
Will nicht sträubend dein Joch, traute Gebietrin, fliehn;
Sondern gebunden mich beugen an der heilgen Venus Altären.
Denn sie züchtigt den Stolz; aber ist Flehenden hold.

13. Elegie

25) Ich würde übersezt haben: **in der Wildniß Graun süße Gesellschaft mir**, wenn ich nicht gezweifelt hätte, ob durch Gesellschaft auch das *turba* erschöpft würde. — So sagt Hölty, wie schon Herr Degen bemerkt, sanft und zärtlich:
Die Liebe macht zum Goldpalast die Hütte;
Streut auf die Wildniß Tanz und Spiel.

26) Selbst Venus würde alle ihre Künste umsonst an mir versuchen, um mich selbst in ein dem Olimp entstiegenes Mädchen verliebt zu machen.

27) **Das Pfand** ist die Besorgniß, in der er sie im Fall der Verschweigung seiner Schwüre stets würde erhalten haben, er mögte ihr vielleicht doch noch wol einmal untreu werden. Diese ihre Besorgniß blieb ihm ein Pfand der Treue auf ihrer Seite.

13.

Elegie des Tibulls bei der Nachricht von der Untreue seiner Delia.

Ach! es spricht das Gerücht: oft breche mein Mädchen die Treue.
Nun — nun wünschte ich mir tauben Ohres zu sein.
Tief zerreißt mir der Schmerz ob dieser Beschuldung die Seele.
Warum quälst du Tibulln, Fama! Grausame, schweig!

Kloster Berge, Oktob. 1785.

Gurlitt.

10.

Gedanken- und Sprachfehler.

Adelich sein, ist noch etwas weniger, als ein Schneider, und etwas besser, als taub und stumm geboren sein. Edel sein, ist: das Erhabenste und Vollkommenste sein, was irgend ein Mensch werden kan. Um edel zu werden, muß man seine eigenen Kräfte anstrengen, muß man sich Verdienste erwerben, muß man Geist und Herz haben; um adelig zu sein, braucht man nichts, als einen adelichen Mann, der die Gutherzigkeit hat, das Kind seiner Frau für sein Kind zu halten. Es giebt wenig Adeliche, die edel, es giebt viel Edle, die nicht adelich sind. Man sagte zwar sonst, edele Menschen wurden die ersten Adelichen. Wir wissen es besser. Volksunterdrücker, welche noch größern Unterdrückern beistanden, bemächtigten sich zuerst besondere Vorzüge vor ihren gleichen Brüdern. Raubschlösser nennt jezt jederman die zerstörten Stammhäuser unsers Adels, und Städte mußten Bündnisse schließen, um sich gegen

gegen die adelichen Straßenräuber zu schüzen. Und gesezt auch, es gab einige, welche durch wahre Tugend des Volks freiwillige Achtung und Belohnung erlangten, so war es Unsinn, beides ohne Ueberlegung erblich zu machen; so ist es doppelter Unsinn, auf etwas groß zu thun, was man bloß durch Unsinn der Verfassung besizt. Gesezt, ein guter alter Held rettete tausend Mitbrüdern Leben und Glückseligkeit, und erwarb sich dadurch Liebe und Vorzüge, wovon seine Nachkommen die erste verachten, und die zweiten mißbrauchen, so

„Schwebt gewiß sein Schatten hier,
Und straft den Enkel ab,
Der nur mit fremder Tugend prahlt,
Der alten Sitten lacht,
Die alten Schulden nicht bezahlt,
Und neue Schulden macht.
Ha! spricht er; du mein Erbe? Du,
Großsprecher! mein Geblüt?
Wer glaubt es, der in fauler Ruh
Dich hingestrecket sieht?
Wann gabst du Schwachen deine Kraft?
Wann Dummen deinen Rath?
Was nüzte deine Wissenschaft?
Was deine Heldenthat?
Hat Vaterland Gewinn von dir?
Warst du ein braver Mann?
Elender! pfui! hinweg von mir!
Dein Leben stinkt mir an!“ *)

Der Adel, als Zunft oder Innung, wird und mag bleiben, so lange unsre Verfassungen nicht überhaupt vernünftiger eingerichtet werden, und so lange man die übrigen Handwerkszünfte beizubehalten für nöthig hält; aber das Standes-

*) Götting. Musenalmanach, 1773. S. 198.

Standeswort adelich mit dem Eigenschaftsworte edel zu verwechseln, ist ein Fehler wider die deutsche Sprache, und eine Ungerechtigkeit gegen das menschliche Geschlecht. Dennoch hat sich einer von den Lieblingsschriftstellern des deutschen Publikums dieses doppelten Fehlers schuldig gemacht. Ich meine Herrn Meißner. Er herscht in allen Schriften desselben; vorzüglich auffallend in seinem Masaniello. Mitten unter Erzählungen von Mißhandlungen, Bedrückungen, Herabsezungen des Volks durch den Adel spricht er fast immer nur von den Edeln, gleich als triebe er seinen Spott mit der Bedeutung des Worts, und mit der Ehre der Menschheit. Wenn dann adelich und edel einerlei ist, und der Adel verhältnißmäßig eben so viel Schurken, als andere Stände, nur gewöhnlich größere, und immer verdammungswürdigere unter sich hat, so müßte es sich nicht übel ausnehmen, neben den Schriften von berühmten Spizbuben auch welche von edeln Schurken aufzustellen. Die Geschichte aller Völker, bei welchen der Unsinn eines erblichen Adels eingeführt war, würde es für die ersten hundert Bände so leicht nicht an Materie fehlen lassen. *)

Ich

*) Nur noch ein Beispiel dieses Sprachfehlers von einem andern Schriftsteller, wo es sich noch sonderbarer ausnimt. Herr Pfranger hat in seinem Gedichte auf den edeln Menschen, Leopold, folgende Stelle:

— — — Und der Seraph
Griff ihn aus der Welle, da er fiel;
Flog mit ihm schnell über Flut und Wolken
Durch die ew'gen Kreise der Natur. —
Und es brannte, da er flog, die Hölle
Tausend Sonnentiefen unter ihm:
O! da brüllten, nur um einen Tropfen
Labung Millionen Stimmen auf!

Denn es saßen dort ach! einst auch Edle,
Und genossen ihrer Werke Lohn: — —

Hatten

Ich halte Herrn Meißner für keinen Schmeichler; und er müßte der Niederträchtigste sein, wenn er es auf seine eigene Kosten gegen einen Stand sein könte, welcher bisher alle andere, zum Theil weit nüzlichere und achtungswürdigere Stände so gering achtete, und gerade dadurch seine Unwürdigkeit am klärsten bewies. Aber von Künstelei kan ich ihn nicht frei sprechen; und das thut mir bei ihm um so mehr Leid, weil Fehler desto anstekkender sind, je beliebter der Mann ist, welcher sie begeht, und weil Herr Meißner in der That zu viel wahre Vorzüge hat, als daß es für ihn nöthig wäre, sich durch Fehler auszuzeichnen. Die gewöhnlichen Altagsrezensenten geben sich freilich mit dergleichen Dingen gar selten ab, und doch, dünkt mich, muß gerade dem Schriftsteller, welcher sich, wie Herr Meißner, der Vollkommenheit in seinem Fache am meisten nähert, an den kleinsten Kleinigkeiten, wodurch seine Werke von der lezten Vollkommenheit zurückgehalten werden, viel liegen. Dies war die Ursache, warum ich den erwähnten Sprach- und Gedankenfehler rügte, und warum ich Herrn Meißners Verzeihung zu erhalten hoffe, wenn ich bei dieser Gelegenheit noch einige kleine Nachläßigkeiten aus seiner neuesten Schrift:

Hatten auch an ihren Särgen Schilde
Großer Ahnen ausgehängt; — und noch
Steht ihr Nam' in Marmor: — und es brütet
Ueber ihren Leichen ew'ger Fluch! —
Zweifach brant' es jezt in ihren Adern,
Ihrer Väter einst gepriesnes Blut. —

Also Edle in der Hölle! Pfui, über den häßlichen Sprachfehler! Adeliche können in der Hölle sizen; aber Edle? Es ist empörend, so etwas zu lesen. Es ist empörend, das Göttlichste, was von einem Menschen gesagt werden kan, „daß er edel sei," an Menschen verschwendet zu sehen, welche Höllenbrände und adelich sind.

Schrift: Bianka Kapello, anzeige. Man wird finden, daß, einige offenbare Sprachfehler ausgenommen, die andern bloß von einer Künstelei herrühren, welche Herr Meißner vielleicht nur deswegen angenommen hat, weil er zu bescheiden ist, die wahren schriftstellerischen Vorzüge gehörig zu erkennen, welche er besizt.

S. 15. „An meines Nächsten Unglücke pflege ich nur allzugern mitleidigen Antheil zu nehmen, als hier eines kleinen aufsteigenden Verdachts halber hartherzig zu sein.“ Die Wendung durch als mit dem Infinitiv ist bisher Herrn Meißner ganz allein eigen. Schon dies ein Beweis, daß sie nicht hochdeutsch ist. Angenehm und wohlklingend ist sie auch nicht; und zuweilen macht sie gar Undeutlichkeit. Auch halber statt wegen ist veraltert und entbehrlich.

S. 69: „getrannt, getrannt auf immer;“ eben so S. 72. „als wir uns trannten,“ und an allen Orten. Druckfehler ist es also nicht, und doch sonst kaum begreiflich, wie ein Schriftsteller in Sachsen und in Dresden so schreiben kan.

S. 171. „platterdings.“

S. 185. „für den Zierden,“ — „für meinem Fürsten verschweigen.“

S. 323. „die für ein so kurzes Leiden oft Jahre lang sich fürchten.“

S. 321. „mir schaudert für solchen Scherz.“

S. 53. „Wie komts, daß die Adlerflügel der Zeit sich in Schneckenschlich verwandeln?“ Schlich! und Flügel in Schlich verwandelt!

S. 68. „Töne, welche weit die Kräfte der menschlichen Zunge überschreiten, hat dessen Feder in ihrer Gewalt, der Bonaventuris Schmerz bei seinem Weggange von Bianken auszudrucken vermag.“ Erstlich Töne, welche eine Feder in ihrer Gewalt hat! Und dann, wie kostbar ausgedrückt die ganze Stelle!

S. 280. „doch dürfte Annehmung dieses Anerbietens von mir nicht klüglich gehandelt sein.“ Die Annehmung ist klüglich gehandelt!!

S. 300. „daß die, welche nicht genug ihn kanten, für einen Bidermann ihn hielten.“ Wie unnatürlich versezt, und wozu? Die Noth würde es in Versen kaum entschuldigen, und hier in Prosa! — Was wird dadurch nachdrücklicher, oder wohlklingender? Und wie kan überhaupt etwas wohlklingend sein, was von Analogie und Sprachgebrauch abweicht? — Solcher Künsteleien giebt es mehrere in Herrn Meißners Schriften, und wer ihn aufrichtig und mit Verstande schäzt, muß wünschen, daß er ihnen auch diese kleinen Flecken vollends abwäscht.

11.

Littera scripta manet.

Auch der Kaiser von Japan, sagen die Reisebeschreiber, suchet eine Ehre darin, kein Edikt, und fühlt er auch die Ungerechtigkeit, zu widerrufen. „Meine Befehle,“ geruht er zu sagen, „sind meine Exkremente, die nicht mehr in meinen Körper zurückkehren, so bald sie heraus sind.“

12.

Schreiben an den Herausgeber des deutschen Museums.

Ich finde im November Ihres Museums unter andern Aufsäzen: Einige Fabeln, nicht ganz nach äsopischer

Manier, und unter diesen eine, betitelt: Die Irwische und die Sterne, die S. 469 mit folgender Anwendung schließt: Lieber Leser! Die Irwische gleichen den Philantropinen und die Sterne den Schulen nach alter Art. Mich dünkt, es ist billig, daß jemand über diesen Ausspruch öffentlich seine Meinung sage; und weil ich nicht weis, ob sonst jemand gesonnen ist, es zu thun, so thue ich es und bitte Sie, diesen Brief in Ihr Museum einzurücken. Mein Name kan hier zur Sache nichts thun; im Reiche der Wahrheit komts auf die Person des Redenden ja nicht an. Man prüfe, was ich sage, und urtheile, ob man mir beistimmen müsse oder nicht.

Ich kan nicht anders glauben, als daß jeder wahrheitliebende Leser mit mir diesen Ausfall mit äußerster Befremdung gelesen hat, und daß man so wenig als ich, einsieht, welchen vernünftigen Zweck der Verfasser der Fabel dabei gehabt haben kan. Wenn der Philosoph vorgearbeitet, und das Reich der Wahrheit, extensive oder intensive, erweitert hat, und der Dichter tritt alsdann auf, und gebraucht den ganzen Zauber seiner Kunst, um die nackte Wahrheit in ein gefälliges Gewand zu kleiden, und sie in diesem gemilderten Schimmer den Augen des Volks zu zeigen — o dann verdient er den Dank der Welt und Nachwelt! Will er auch etwa die Miene des Lehrenden gar nicht haben, sondern unter dem Vorwande, seine Leser bloß zu amüsiren, hier und da eine nüzliche Wahrheit nebenher sagen? Auch gut. Er lehrt vielleicht desto eindrücklicher. In beiden Fällen hat der Dichter alsdann ein Verdienst, wenn er ausgemachte Wahrheit lehrt.

Was thut aber der Verfasser dieser Fabel? Er thut einen Machtspruch über eine Sache, die wahrlich nicht für die schlimme allgemein anerkant ist. Auch sagt er nicht etwa: Die Reformatoren unsers Schul- und Erziehungswesens sind bisher noch nicht überall zweckmäßig verfahren;

fahren; ihr Enthusiasmus ist nicht immer von reifer Beurtheilungskraft geleitet worden; sie haben zuweilen das Kind mit dem Bade verschüttet; sie haben vergessen, daß die Schulen nach alter Art auch ihre guten Seiten hatten; sie sind noch nicht da, wo sie zu seyn glauben, oder des etwas: sondern er läßt das Schicksal gebieten, daß fortan nach alter Sitte nur Sterne die finstere Nacht erhellen und dunstige, betrügliche Irlichter nicht mehr Macht haben sollen, den leichtgläubigen Wanderer in die Irre und in Sümpfe zu führen. Ich brauche das wol für Niemand zu übersezen.

Glaubt der Verfasser überzeugt zu sein, daß durch die bisherigen Reformen des Schul- und Erziehungswesens gar nichts Gutes gestiftet worden ist, das durch keine mögliche Reforme etwas gestiftet werden kan, daß die Schulen nach alter Art keiner Verbesserung bedürfen — glaubt er das und getraut er sich, es zu erweisen; gut, so sage er seine Meinung, nicht in einer Fabel, oder einem Epigram oder irgend einem Produkt des Wizes, sondern in der allerbestimtesten Sprache, so nackt und dürr als er kan, und lege seine Gründe dar. Dabei hat die gute Sache noch nie etwas verloren, dabei kan sie nie etwas verlieren. Auch ist die Angelegenheit so wichtig, daß alle Gründe für und wider allerdings gehört und reiflich erwogen zu werden verdienen. Daß wir Erwachsene bei weitem nicht sind, was wir sein könten und solten, das kan ein jeder wissen, der da Lust hat, in seinen Busen zu greifen. Ist es dann in sich unmöglich, aus der heranwachsenden Menschheit etwas Besseres zu machen, als wir leider einmal sind? Ist es nicht der Mühe werth, es zu versuchen? Selbst dann, wann hier, wie überall, erst einige Versuche misglücken müßten, ehe man auf den rechten Weg komt — solte mans gar nicht versuchen?

Aber wozu sage ich das alles? Der aufgeklärteste Theil der Nazion ist eines bessern überzeugt; auch ist es

ausgemacht genug, daß durch die Bemühungen unserer Erziehungsreformatoren, des Guten schon eine nicht unbeträchtliche Summe gestiftet worden, und in der Folge noch mehr wird gestiftet werden, so lange nur das Geschäfte in den Händen solcher Männer ist, die mit so viel Enthusiasmus, als hinreicht, um thätig zu sein, zugleich gründliche Einsicht und reife Beurtheilungskraft verbinden.

Daß die Schulen nach alter Art keiner Verbesserung fähig sind, das glauben jezt viel verdiente Schulleute selbst nicht. Aber warum legen sie nicht Hand ans Werk? Sie thun es hin und wieder, wo sie können. Uebrigens weis ein jeder, der sich je um das Schulwesen in Deutschland bekümmert hat, daß ihnen durch ihre Lage die Hände gebunden sind, daß die Direktoren der Schulen fast überall Geistliche sind, gerade als wenn ein erbaulicher Prediger auch gleich inspirirt würde, ein guter Schuldirektor zu sein, u. s. w.

Bei Leuten, die selbst denken und urtheilen, ist ein solcher Ausfall auf eine gute Sache völlig unschädlich; sie kennen das Irlicht, wissen, aus welchem Boden es erwächst, und werden sich wol hüten, ihm zu folgen; aber es giebt der leichtgläubigen Leser so viel, die zum Selbstdenken und Prüfen viel zu bequem sind, die es weit behaglicher finden, sich an das Lezte zu halten, daß sie jedesmal gelesen haben, und bei denen ein gelegentlicher Seitenhieb, eine wizige Wendung, oder ein Machtspruch mehr Wirkung thut, als die bündigste Abhandlung. Soll aber zur Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens etwas Erkleckliches geschehen, so ist es nicht genug, daß der aufgeklärtere, das ist, bei weitem der kleinste Theil der Nazion auf Seiten der guten Sache sei; sondern es komt hier gar sehr auf die Ueberzeugung des großen Haufens an.

Ueberhaupt wünschte ich hier unsern Dichtern noch ein Wort ans Herz zu legen. Es ist bei vielen unter ihnen

ihnen seit einiger Zeit gäng und gebe, ohne alle Rücksichten überall um sich her zu sprüzen, mögen sie doch beschmuzen, wen oder was sie wollen.

Wäre es ihnen wirklich darum zu thun, für die Ewigkeit zu arbeitrn, so thäten sie es nicht. Der Dichter in freundschaftlichem Einverständniß mit dem Philosophen ist ein sehr ehrwürdiger Mann; beide haben gleiches Verdienst um die Aufklärung der Nazion, so lange der Dichter seine Kunst dazu braucht, ausgemachte Wahrheit zu verbreiten und allgemeiner zu machen. Wenn er aber entweder offenbaren Unwahrheiten einen Schein von Wahrheit leihet, oder halb wahre Sachen sagt, oder an sich wahre Säze so stellt, daß der große Haufe, weil er einmal großer Haufe ist, nicht umhin kan, sie zu mißdeuten; so macht er wahrlich keinen edeln Gebrauch von seiner Kunst.

Sagt er etwas Nachtheiliges für den guten Namen einer einzelnen Person, so sagt jedermann: er hat ein Pasquill gemacht. Wenn er nun einer guten Sache einen Schandfleck anhängt, und nicht mehr einer einzelnen Person, sondern vielen Hunderten schädlich wird, verdient er dann mehr Entschuldigung?

***

13.

Unterthänigste Bitte.

Da ich daß all wieder vergessen habe, wie es damals mit den Schiffer war, der in preussischen, oder bareutischen Landen, nach der Zeitung, die Schifbrüchigen, aus der offenbaren See, gerettet hat, und sich selbst darüber ersaufen that. So wollte ich wohl gebeten haben, um den Namen, von den Mann und seinen Tod,

wie er sich begeben hat, ordentlich aufgesetzt. Darum, weil wir in unsern Dorfe, einen Hirten haben der ein tausend Künstler ist, und nun sehr feine Holzschnitten macht, in Holz, viel besser noch, als auf Petum opt. um diese Prafur, weil ich Unterofficir gewesen, unter meine andern Bilder zu hängen, und ich solche christliche Heldenthaten überaus hochschäze, weil nichts drüber und sie ganz freiwillig sind. Wie diese Jedermann sehen kann, mit Rahmen, in meiner Stube, Wovon ich auch meinen Nachbarn und den Infermator, für die junge Herrschaft, viel geschenkt habe. Damit die Menschenliebe ferner, auch bei vornehmen Leuten, in Bildergestalten, erwache und tapfer werde. Was dafür zu entrichten, will ich gleich, durch unsern Hrn. Pastor, bezahlen lassen, weil ich immer einige Thaler, in Fall der Noth, parat liegen habe, für Jedermanns Hülfe. Signatum Rothbelgern, an der Elbe, den 24. December, 1785.

Paul Helwig,
Schulze allhier.

Weißenfels, gedruckt bei Caspar Simon Jsens sel. Erben.

Deutsches Museum.

Drittes Stück. März, 1786.

1.

Xenofon.

An die verwittwete Herzogin von Braunschweig.

Mutter unsers Todten,
Unsers Leopolds! —
Trockne deine Thränen;
Oefne ganz dein blutendes Herz
Der hohen Empfindung des Dankes,
Daß du gewürdiget wardst,
Mutter des Edeln zu sein;
Daß Er gewürdiget ward,
Zu sterben den Tod —
Den Tod für die heiligen
Rechte der Menschheit. —
Wer starb schönern Tod, als Er? —

Blick hinauf zu dem Weisen der Vorzeit!
Siehe! die Schläfe bekränzt,
Stand er opfernd am Altar
Und es kam vom Lager ein Bote:
„Dein Sohn“ so lispelt' er ihm,
Ach! dein Sohn ist nicht mehr!“
Da nahm mit zitternden Händen
Der Vater vom Haupte den Lorbeer
Und eine heiße Thräne
Floß die Wange nieder. —
„Wiß' es, er fiel in der Schlacht,“

So fuhr der Bote fort,
„In kühner Schlacht für's Vaterland
Fiel er, als Sieger, als Held“ —
Heiter ward das Auge des Greisen:
Schweigend wand er den Kranz der Weihe
Wieder um's Haupt und sein Opfer
Stieg nun feuriger himmelan.

v. Halem.

2.

Die Lehre der Natur.

An den Herrn Statthalter Freyherrn von Dalberg.

Ueber Gottes Wesen, und Eigenschaften und Vollkommenheiten, und Geschäfte und Plane zu spekuliren, ist nie die Sache eines Naturforschers. Er betrachtet den Fliegenfuß, schleicht einem Insekte nach, bringt einen Wurm unter das Mikroskop, zerschneidet ein Thier, schmelzt ein Metall, zertrümmert einen Stein, sucht im Froschei den Embryo, im Samenkorn die Pflanze, — spähet Kräften nach, und sucht ihre Wirkungen auf, nähert wirkende Kräfte und beobachtet ihre Erfolge, — samlet so Erfahrungen, gründet auf dieselben Beobachtungen, geht wieder zurück auf Erfahrungen, wagt Versuche, verknüpft sie mit neuen Erfahrungen, zieht unleugbare Wahrheiten ab, wird auf Hypothesen geleitet, gründet Theorien, und entwickelt Systeme der Natur, als Diarien, die ihm die Materialien vorlegen, aus welchen er in einer, von sinnlichen Eindrücken abgezogenen, Einsamkeit mit einer, nach höhern Kenntnissen forschgierigen Seele, sich Lehren abzieht, wozu nur Er allein die Gründe vor sich hat. Zu seinem Eigenthum gewisserer höherer (nicht transzendenteller

teller Spinnengewebe) Kenntnisse gehöret seine Erkentniß von Gott, seinen Werken und Eigenschaften; Kentnisse, die von den Lippen der liebreichen Mutter Natur nur an stillen einsamen Abenden, auf seine wißbegierige Seele sich herabsenkten, und zum fruchttreibenden Thau am Morgen wurden, auf welchem ein sonnenreicher Mittag folgte. Sieht der nicht so folgsam und wißbegierig, und der Mutter anhänglich gewesene Bruder, wie der Muttersohn sich von der Schule der Kunst entfernt, und weniger und wieder mehr weis, so entsteht ein Bruderhaß, der auf Mutter und ihren Liebling einen gleichen Erfolg hat. Der Liebling fürchtet sich aus seiner Schule zu schwazen, meidet lieber den Bruder, und so entsteht eine gänzliche Trennung in der Familie. Besser wäre es, der Liebling flöhe nicht, umarmte lieber den Bruder und spräche zu ihm: Komm du auch zu unserer Mutter, wandele mit mir an ihrer leitenden Hand, und vernim ihre Lehre.

So ergrif mich einmal ein Liebling bei der Hand, führte mich auf den Weg zur Mutter und erzählte, daß ich lernen würde

1.) Gott sei unergründlich, man könne sich von ihm, von seinem Wesen und Eigenschaften gar keinen Begrif machen. Die Quelle einer menschlichen Seele mit ihren Erkentnißkräften und wirklichen Vorstellungen sei eine unreine Quelle, von deren Wasser man nicht schöpfen dürfe, man falle sonst nur in Träume, in Anthropomorphien und Anthropopathien.

2.) Daß ein höheres Wesen, als die durch fleißiges Forschen der Natur erkante Kräfte der Natur, die lezte Ursach von allem, was wirklich ist, und geschieht, sei; daß dieses höhere Wesen, als lezte Kraft, von allen Naturkräften und ihrer Summe verschieden sei.

3.) Daß alle Kräfte der Natur mit allen ihren Wirkungen, unter allen Arten von Gestalten von dieser lezten Kraft abhängig sein; — das heiße Schöpfung.

4.) Daß diese Abhängigkeit unmittelbar die ersten Grundkräfte der Natur treffe, nur aber mittelbar ihre Erfolge.

5.) Alle Erfolge seien also unmittelbar abhängig von den Naturkräften, und mittelbar abhängig von Gott; — das heiße Erhaltung.

6.) Daß mitwirken Gottes bei den Wirkungen der Naturkräfte unnöthig sei; — das Werk sei nicht schwach, das lehre fleißige Beobachtung. Entgegenwirken wider die arbeitenden Kräfte der Natur sei auch unnöthig; — das Werk sei immer in schönster Ordnung, das lehre fleißige Beobachtung.

7) Daß die Naturkräfte also fortwirkten ohne eine leitende höhere Hand, und alles darstellten, was nach der möglichsten Spizfindigkeit eines menschlichen Geistes als gut und heilsam und nothwendig und ersprieslich dienen könte. — Ich würde lernen

8.) Spuren einer Macht, und einer Weisheit und einer Güte kennen, die der Verstand eines Menschen nie umspannen werde; Spuren, die mit jedem Schritte zum innigsten Gefühl der Ehrfurcht gegen die allerwärts verbreitete Macht, der Bewunderung gegen die unbegrenzte Weisheit, und des Danks für höchste Güte leiteten; — das sei Allgegenwart Gottes.

9.) Daß man Gottes Macht, Weisheit und Güte schauen und empfinden könne in jedem seiner Werke vom größten bis zum kleinsten, und daß dies Auffoderung sei zur steten Erhebung des Herzens zu Gott; — das sei Umgang des Menschen mit Gott.

10.) Daß die Erde voll der höchsten Güte Gottes sei, und daß der Mensch unter allen bekanten Geschöpfen den vorzüglichsten Genuß habe, wenn er wolle; — der

Mensch

Mensch könne sich also Gott als einen Vater, und sich selbst als dessen Kind gedenken.

11) Daß, nach der Regel der ganzen Natur nach welcher alles in ihr von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern übergeht, auch der Mensch, wenn er nicht wolle wider Regelmäßigkeit in Anordnung der Welt, wider erkannte höchste Weisheit und Güte kindisch unwissend zweifeln, mit höchster menschlicher Gewisheit hoffen und glauben könne, Gott werde ihn zu höherer Vollkommenheit, als das gegenwärtige Leben giebt, fortführen; — das sei Unsterblichkeit des Menschen.

12.) Daß, nach der Regel der Natur, selbst unter tausend verschiedenen Revoluzionen, nichts verloren gehe, nichts aufhöre, (wol in seiner Form, aber nicht in seinen Bestandtheilen) auch der Mensch, in sofern er nicht den Revoluzionen der Körperwelt unterworfen ist, auch ewig sein, und mit dem Sein auch wirken werde; — das heiße ewiges Leben.

13) Daß, weil die Seele durch ihren Körper mit seinen Sinnen, Gefühlen und Begriffen an die Körperwelt geknüpft, und in solcher Schule erzogen sei, der Mensch auch die erworbene Kentniß von der Macht, Weisheit und Güte Gottes in der Natur, die doch nach dem Tode fortdaure, in seinem ewigen Leben nüzen, erweitern, vervollkommen, und bei dem ewigen Fortschritte sich höherer Kentnisse, höherer Beschäftigungen, höheren Genusses des erworbenen Guten theilhaftig machen werde; — das sei ewige Seligkeit.

Weiter offenbare die Mutter Natur nichts, weil sie nichts weiter zu wissen, auch nicht darnach zu forschen scheine; alle übrige Fragen halte sie für Fragen der menschlichen Kunst.

So redete mit mir der Liebling seiner Mutter, und führte mich in ihren Schooß zurück.

Liebkosend empfieng mich Verirrten die gute Mutter, schloß mich in ihre Arme, sprach nicht Vorwürfe des unverständigen Fehltritts wegen, sondern weise, aus dem Mutterherzen strömende Ermahnungen aus.

Sohn! sagte sie, umfasse mich, bleib in meinen Armen und wandle nicht wieder die Straße, von der du zu mir zurückgeführet worden; siehe die Weisheit und Tugend deines Bruders, meines Lieblings, und theile mit ihm alles das Gute, in dessen Genusse er sich so glücklich fühlt — Du siehest mich wißbegierig an? — Nun so höre die Vorschrift, die ich deinem Bruder einflößte, und erfülle sie unter meiner Leitung und mit meinem Beistande.

Sohn! die Welt, die dir dein Bruder schon so schön beschrieben, als eine Welt voll höchster Ordnung und höchster Kraft, voll von Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers vorgehalten hat, ist der Schauplatz, auf welchem du eine vorzügliche Rolle zu spielen hast. Wisse aber, daß es nicht vom Zufalle, nicht vom Eigendünkel eines Andern abhängen dürfe, welches deine Rolle sein solle. Höre von meinen Lippen die That, und vollziehe sie so, wie ich dich lehre.

1.) Dein Leben, welches, wenn du es, mit vorsichtiger Schonung deiner Körperkräfte, mit sorgfältiger Vermeidung alles deiner Gesundheit schädlichen, hoch bringst, etwa siebenzig Jahre dauert, ist zwar nur ein Punkt gegen die lange Ewigkeit; aber doch ein Punkt zu der unendlichen Linie, die du zu beschreiben hast, Fassest du diesen Punkt recht, so wird auch die Linie gut gerathen; wer ihn, unbesonnen gleich viel wo, aufnimt, der ist immer in Gefahr in einer schiefen Richtung die Linie zu ziehen, die er bei erfolgtem Besinnen wieder wegwischen muß.

2.) Wilst du in dieser Richtung nicht fehlen, so betrachte vorher das große, weite Feld, über welches deine Linie hinweggehen soll.

3) Ich

3.) Ich sage dir, dieses Feld ist die Erde und der Himmel. Die Erde ist, so wie du, ein Werk deines Vaters, ein Werk voll Macht, Weisheit und Güte.

4.) Ziehest du die Linie so, daß du lauter Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers zum Gesichtspunkte hast, so lernest du die Erde mit allem, was auf ihr ist, kennen, siehest die Muster der Weisheit und Güte, und nun, fern von den Wegen des Unverstandes und der Thorheit, wirst du nur angeleitet, selbst Weisheit und Güte zu üben, so weit es in deinen Kräften steht.

5.) Folge dieser höhern Leitung, und laß dich durch das sinnlose Geräusch der Unwissenden und Thoren, wenn ja dein Weg ihnen nahe vorübergehen solte, nicht zur Neugierde täuschen, um ihrem Rausche zuzusehen; du weilest nur dir zum Schaden, und verspätest dich auf deinem Wege.

6.) Nur auf das merke, was dir solche Weisheit und Güte Deines Vaters vorhält, und folge dann willig der liebenden Hand, die dich zum Himmel führen will.

7.) Du siehest freilich die Hand nicht, die mit so vieler Zärtlichkeit durch Sinne und Wünsche zum Glück dich führt, aber ihren sanften, herzeindringenden Druck kanst du doch fühlen. Fühlest du ihn, so ehre, liebe, vertraue, danke deinem Vater in jedem dir vorgehaltenen Werke.

8.) Unter solcher Herzerhebung, unter solcher Anbetung rüste dich zur schönen That, lerne Weisheit, übe Tugend, und theile Jedem deiner Brüder, auch dem Ungerathenen mit.

Von allem diesen will ich dich weiterhin noch mehr unterrichten, sprach die gute Mutter, kom Sohn! wandle an meiner Hand in das große Feld auf den Weg zum Vater hin. Wie wird er sich freuen, in dir den weisen und guten Sohn zu finden.

Beseke.

3.
Stella.

Vom bleichen Osten blickte der Vollmond her,
Der Linde Laub hing lispelnd im Abendhauch,
Und in der Quelle fernes Weinen
Tönten der Nachtigal Klaggesänge.

Es war der lezte Abend der Liebe mir.
Mit ihm floß jeder Lichtstral in Dämmerung,
Und jede Welt voll Seligkeiten,
Die ich am Busen des Mädchens träumte.

O Liebe! deine Freuden sind groß und hehr!
Wie sich im Wiesenborne der Frühling wiegt,
Wiegt sich in deiner Spiegelquelle,
Woge und Woge, des Jünglings Seele.

Nur dieses Scheiden, Tochter des Himmels, blieb
Dein irdisch Erbe, als du geboren wardst.
Vereinigung auf ewig gab er
Deiner elysischen Schwester einzig.

O. Graf v. Haugwiz.

4.

Patriotische, aber von den Aerzten gemißbilligte, Pockeninokulation des Herrn Pastor Schwagers zu Joellenbeck in der Grafschaft Ravensberg

I.

Dessen Sendschreiben an den gemeinen Mann.

Daß man den Kindern die Pocken eben so gut inokuliren könne, als man einen Obstbaum pfroft, ist euch, meine lieben Leser und Leserinnen! doch recht gut bekant? Leute, die von der Sache mehr Verstand haben, als ihr, habens euch doch auch wohl gesagt, daß solche Pocken, die man den Kindern freiwillig giebt, bey weitem nicht so bösartig und gefährlich sind, als die natürlichen Pocken größtentheils zu sein pflegen? Ihr braucht solchen Leuten und mir nicht bloß auf unser Wort zu glauben; denn es sind auch in Westphalen schon so viele Kinder glücklich inokulirt worden, daß man endlich sagen kann: Kommt und sehet. Besonders habt ihr, meine Kirchkinder in Joellenbeck, nun schon zu vier verschiedenen malen Proben davon gehabt, daß es mit der Inoculation recht gut gehe; nnd beinahe weis ich nicht, was ich sagen soll, da der größte Theil fast wie erbost wider die gute Sache ist, und noch immer wüthender wird, je besser die Inoculation abläuft.

Ich für meine Person bekümmere mich zwar um alle falsche Nachreden gar nicht, weil ich's schon gewohnt bin, verkant zu werden; aber die gute Sache kan ich nicht leiden lassen. Denn wenn ein einziges Kind deswegen mehr

versäumt und aufgeopfert würde, wenn ich still schwiege; so würde mich mein Gewissen anklagen.

Meiner Gemeine hab' ich die Inokulation schon mehrmalen als eine Gewissenssache von der Kanzel angerathen, und wenn mir meine Kirchkinder ihre etwanige Bedenklichkeiten dawider eröfneten; so hab ich sie ihnen immer so beantwortet, daß sie nichts weiter dawider zu sagen wußten. Verschiedene ließen ihre Kinder inokuliren, und es lief so glücklich ab, als man es nur wünschen konnte; aber das hat noch bis diese Stunde bei den Ungläubigen so gut als gar nichts gefruchtet. Ja, je besser es geht, desto ärger lästern sie. Da nun die meisten aus Unverstand und Unwissenheit sündigen; so bleibt mirs noch immer Pflicht und Schuldigkeit, sie eines bessern zu belehren, und wollen sie dann doch noch fortfahren zu schimpfen und nicht zu folgen; so mögen sie zusehen, wie sie es vor Gott, ihrem Gewissen und ihren verwahrloseten Kindern verantworten können!

Zuerst muß ich auf die unverständigen Reden antworten, die vom Anfang an bis jezt unter den Landleuten wider die Inoculation vorzufallen pflegten. Als ich vor ohngefehr zwölf Jahren meine beiden ältesten Kinder inokuliren ließ; da schrie ein jeder, sie würden die Pocken gewis nicht bekommen, es sei unmöglich, der Mensch bekomme die Krankheit nicht anders, als wenn Gott sie ihm zuschicke. Dieser Aberglaube ist durch die Erfahrung noch nicht widerlegt worden, sehr viele unter euch sind noch bis auf den heutigen Tag der Meinung, die Pocken steckten nicht an, sondern Gott schickte sie einem jeden Kinde besonders zu. Freilich können die Pocken wol in einem Hause zwei bis drei Kinder befallen, und für dasmal kan ein Kind oder auch mehrere verschont bleiben. Aber geht

es denn nicht mit der Kräze eben so? Man hat Beispiele, daß ein Mensch, der bei einem Kräzigten in einem Bette schläft, dies häßliche Uebel nicht bekömt, und doch glaubt ihr es alle, daß euch die Kräze kan zugetragen werden, daß sie ansteckend sei und bekleibe? Warum solten denn die Pocken nicht auch anstecken? Ihr sehet es doch mit Augen, daß diese Krankheit um sich greift, wo sie einmal ist, und jemehr Kinder und Leute in ein Haus kommen, wo die Pocken sind, desto geschwinder und häufiger breitet sich diese Krankheit aus. Verständige Leute in der Stadt werden es kaum glauben, daß die Leute auf dem Lande noch einfältig genug sind, so was nicht glauben zu wollen. Daß die Pocken, wenn man sie inokulirt, anstecken, könnt ihr jezt freilich nicht mehr leugnen, da ihrs nun oft genug selbst mit Augen gesehen oder doch von glaubwürdigen Leuten gehört habt. Damit seid ihr aber, wie ich sehe, noch lange nicht zufrieden, sondern schüzt nun euer Gewissen vor, und sagt: Ist es nicht grausam, ein gesundes Kind krank zu machen? Freilich wäre es grausam, wenn man gewis wüßte, daß sie ohne die Inokulation nie die Pocken haben würden; aber alle Menschen, wenigstens die meisten, müssen diese Krankheit einmal in ihrem Leben haben, und diejenigen, die sie nicht natürlich bekommen, bekommen sie auch nicht durch die Inokulation. Wenn ihr nun durch die Inokulation machen könnt, daß euer Kind die Krankheit weit gelinder und beinahe ganz ohne Gefahr übersteht, und ihr mit eurem Kinde der Gefahr nicht mehr ausgesezt seid; ist es dann auch noch grausam?

Aber, wenn mir mein Kind an den inokulirten Pocken sterben solte? Lieben Leute, wenn ihr eure Kinder inokulirt; so thut ihrs doch erst dann, wenn die Pockenseuche euch nahe ist. Stirbt euch nun ein Kind an den inokulirten Pocken, so muß es an seiner Gesundheit

schon

schon vorher einen Fehler, oder den Saamen zu einer Krankheit schon so stark bei sich gehabt haben, daß es durch die natürlichen Pocken gewis auch nicht gekommen wäre. Aber das ist eben der Vortheil bei der Inokulation, daß beinahe kein Kind, höchstens von tausend nur eins, daran stirbt, da doch an den natürlichen Pocken das siebente und oft das fünfte Kind stirbt. Nun sezt einmal den Fall, es wären tausend Missethäter, davon solte einer sterben, sie solten darum spielen; würden die tausend wohl Ursache haben, so bange zu sein, als wenn ihrer nur sieben oder gar fünf spielen und einer von ihnen sterben solte? Die Doktoren in England haben es ausgerechnet, daß von inokulirten Kindern nur das Tausendste stirbt, wenn sie nicht verwahrloset werden, und bei uns geht es ja auch noch immer so gut, daß die Feinde der Inokulation es selbst bekennen müssen. Es werden freilich der Inokulation mehr gestorbene Kinder schuld gegeben, als das Tausendste; aber wenn man es beim Lichte besiehet, so ist die Inokulation unschuldig. Vor zehn Jahren wurden in hiesiger Gemeinde verschiedene Kinder inokulirt, und diejenigen, die die inokulirten Pocken bekamen, überstanden sie ganz leicht und glücklich. In einem Hause blatterten zwei Knaben eben so leicht, ihre mit ihnen inokulirte Schwester bekam aber nicht die künstlichen Pocken, sondern erst später die natürlichen, und starb an einer Verstopfung. Ein andrer Knabe bekam erst fünf Wochen nach der Zeit, da die inokulirten Pocken hätten kommen müssen, wenn die Inokulation angeschlagen gewesen wäre, die natürlichen Pocken, und starb; und doch hies es, beide wären an den inokulirten Pocken gestorben. Ja, vor sechs Jahren inokulirte ich in einer Wohnung zwei Knaben, wovon der eine drittehalb Jahr hernach an einer andern Krankheit starb, und doch sagen die Verläumder noch immer, er sei an den inoculirten Pocken gestorben. Vor kurzem war ein Hausmann in hiesiger

siger Gemeine entschlossen, sein Kind inokuliren zu lassen, der Chirurgus war bestellt, der Tag dazu angesezt, und es wäre auch geschehen, wenn der Chirurgus nicht Verhinderung bekommen hätte Des andern Tages befiel das Kind mit der Brustkrankheit, lag einige Tage und starb. Wäre es nun wirklich geimpft gewesen; so würde die Verleumdung abermals in die Trompete gestoßen und ausgerufen haben: in Joellenbeck ist ein inokulirtes Kind gestorben. Von solchem Schlage sind die meisten Geruchte. Während der Zeit, daß die Kinder inokulirt werden, und blattern, sind sie freilich nicht unsterblich, wer hätte das auch behauptet? Sie können Zähne bekommen, oder Würmer haben, wie mir dann ein Fall bekant ist, daß ein inokulirtes Kind, daß die besten und gelindesten Pocken hatte, unvermuthet schwarz im Gesicht ward und starb. Bey näherer Untersuchung hatte sich ein Knaul von Würmern vor die Luftröhre gesetzt, und das Kind erstickt. Dafür hat man aber auch bei der Inokulation den Vortheil, daß man beinahe Tag und Stunde weis, wann die Krankheit komt, und ungesunde Kinder kan man vorher Arznei brauchen lassen. Wenn aber andere Kinder krank werden; so weis man nicht, ob es Pocken oder sonst eine Krankheit bedeutet, und es werden oft Mittel gebraucht, die ihnen schädlich sind, besonders auf dem platten Lande. Dies kan verhütet werden, wenn ich weis: das Fieber, das mein Kind hat, ist zuverläßig das Pockenfieber.

Nun kann ich die Frage umkehren und sagen: aber wenn euch ein Kind an den natürlichen Pocken sterben solte? Ihr kontet euer Kind nach aller Wahrscheinlichkeit retten, wenn ihr's inokuliren ließt; denn in Minden, Herford und Bielefeld, ja selbst hin und wieder auf dem platten Lande sind so viele Kinder inokulirt und so glücklich durchgekommen, muthmaßlich und fast ganz gewis hätte euer Kind sie auch glücklich überstanden. Wem wollt ihr also die Schuld geben, daß es starb? Gott? köntet ihr

 wohl

wol so schamlos sein, da er euch ein so zuverlässiges Mittel bekant werden lies, das ihr verwarft, ohne irgend eine vernünftige Ursache dazu zu haben? Wenigstens würd ich mich nicht beruhigen können, wenn mir ein Kind an den natürlichen Pocken gestorben wäre, vorausgesezt, daß ich Zeit und Gelegenheit gehabt hätte, es zu retten oder inokuliren zu lassen. Ihr sagt: Was Gott über uns beschlossen hat, dem kan man nicht entgehen. Das ist zwar an und für sich selbst wahr, aber ihr wendet diese Wahrheit falsch an. Ihr könt freilich das Leben eurer Kinder nicht verlängern, aber ihr könt es abkürzen. Ihr könt doch euer Kind heraus reißen, und es vor dem Vertrinken bewahren, wenn es vor euren Augen ins Wasser fällt; ihr löscht euer Haus, wenn es brent; ihr laßt euch die Ader schlagen, wenn ihr euch nicht wohl befindet; ihr sucht Hülfe beim Arzte, wenn ihr krank seid; ihr düngt euren Acker, wenn er euch ernähren soll; ihr arbeitet, um euren Unterhalt zu gewinnen, und ihr würdet den Mann für einen Narren halten, der alle diese Mittel nicht gebrauchen, sondern von Gott erwarten wolte, daß er sein Kind durch ein Wunder aus dem Wasser ziehen, durch ein Wunder das brennende Haus löschen, durch ein Wunder ihn gesund machen oder ernähren solte. Und wenn Gott es so verordnet hätte, daß von hundert Pockenkindern funfzehn ja wol gar zwanzig bis fünf und zwanzig sterben solten, wie kömmt es denn, daß gerade bei demselben Pockenumgange von hundert inokulirten Kindern nicht eins stirbt? Meint ihr denn, daß menschliche Kunst Gottes Rathschläge vereiteln könte?

Vor den Tod kein Kraut gewachsen ist
Mein lieber Christ —

Also ist auch keine Kunst in der Welt, das menschliche Leben zu verlängern, um wie viel weniger kan es die Inokulazion sein. Ich kan also nicht anders sagen, als: viele, sehr viele Kinder, die an den natürlichen Pocken sterben,

wären

wären gewis am Leben geblieben, wenn sie wären inokulirt und vernünftig behandelt worden. Ein Vater in meiner Gemeine, der seine Kinder sehr liebt, hatte von sieben Kindern nur noch eins behalten, die übrigen sechs waren ihm theils an den Pocken, theils auch an andern Krankheiten gestorben, und selbst in diesem Pockenumgange hatte er noch eins eingebüßt. Er bat mich, ihm das einzige übergebliebene Kind zu impfen; ich that es, ob ich gleich besorgen mußte, daß es schon natürlich angesteckt sein könte, in welchem Falle ihm die Inokulation weder geholfen noch geschadet hätte. Es bekam die künstlichen Pocken sehr glücklich und gelinde, und ward gerettet. Erst hoften die Feinde der Inokulation, daß das Kind nicht durchkommen mögte, um recht triumfiren zu können, und als es doch, troz ihnen, so sehr glücklich die Pocken überstand, hieß es: S. hat unserm Herrn Gott sein Kind geraubt. So dumm auch dergleichen gottloses Geschwäz ist; so hört man's doch alle Tage. Ein vernünftiger Christ würde dagegen sagen: Unserm Gott muß dies Mittel doch angenehm sein, sonst würd' er's nicht so sichtbar und handgreiflich segnen.

Andere sagen: Die inokulirten Kinder bekommen nachher doch die natürlichen Pocken wieder. Seit zwölf Jahren hat man wenigstens in Joellenbeck noch kein Beispiel davon, und Doctoren in England, die tausende inokulirt haben, haben diesen Fall auch nicht gesehen. Ganz unerhört ist es indessen doch nicht, daß ein Mensch die Pocken zweimal gehabt hätte; das geschieht aber bei den natürlichen Pocken eben so gut, als bei den inokulirten. In Bielefeld hatte ein Kind vor sechs Jahren die natürlichen Pocken sehr schwer, es waren die wirklichen Pocken, wofür die große Kentnisse des Herrn Hofrath Möllers, der es damals in der Kur hatte, Bürge sein können. Bei dem jezigen Pockenumgange bekam das Kind abermal die natürlichen Pocken, welches der Herr Hofrath Möller sowol,

wohl, als der Herr Doktor Tiemann, bezeugen können. Was bei den natürlichen Pocken also möglich ist, ist auch bei den gekünstelten Pocken möglich; aber die Fälle sind so überaus selten, daß sie keiner Erwehnung verdienen, und eben so wenig als ihr euch bei natürlich durchgeblatterten Kindern dafür fürchtet, eben so wenig thun wir es bei den Inokulirten.

Aber die inokulirten Kinder sind nachher ungesund und werden nicht alt. Wer euch diese Lüge in den Kopf gesezt hat, weis ich nicht, aber eine Lüge ist es. Können Kinder gesünder sein, als es die hiesigen sind, die seit zwölf Jahren inokulirt wurden? In großen Städten hat man schon lange inokulirt, ohne diese Klage zu hören, und meines Wissens lebt Lädy Bute, eine Dame in England, noch, die 1721 inokulirt ward, und die erste in England war, wenigstens hat sie noch vor einigen Jahren gelebt.

Alle diese Einwürfe wider die Inokulation sind, beim Lichte besehen, nur Nothbehelfe, und nicht euer Ernst. Ich will euch dafür eure wahren Gedanken sagen und sie bekant machen; und wenn ihr auch noch so sehr dawider schreiet, so weis ich doch, daß ihr mir im Herzen recht geben müßt.

1. Euch Müttern muß ich zuerst und die meiste Schuld geben, daß so viele Kinder hingeopfert werden. Eure mütterliche Liebe ist größtentheils wahre Affenliebe; aus Liebe wehret ihr das Mittel ab, wodurch eure Lieblinge hätten gerettet werden können; aus Liebe überlaßt ihr sie ihrem Schicksal; aus Liebe laßt ihrs geschehen, daß sie an der schrecklichsten Krankheit die entsezlichsten Schmerzen leiden, des elendesten Todes sterben, oder blind und lahm werden. Und das wäre Liebe? Ihr glaubt es wenigstens, ich will es mit euch glauben; aber vernünftig ist eure Liebe nicht, sie ist, wider eure Absicht, wahre, ausgesuchte Grausamkeit. Was befürchtet ihr bei

bei der Inokulazion? Im Grunde weiter nichts, als die unmerklich kleine Wunde, die euren Kindern gemacht werden müßte. Sie ist in der That so eine Kleinigkeit, daß kleine Kinder, die noch nicht verständig genug sind, sich bange machen zu lassen, keine Miene bei der Operazion verziehen, und kein Thränchen fallen lassen; schlafen sie, so erwachen sie nicht davon, und liegen sie an der Brust, so lassen sie sie nicht fahren. Daraus könnt ihr sehen, daß eure Furcht äußerst ungegründet sei. Wenn eure Liebe vernünftig wäre, wenn ihr weiter dächtet und überlegen woltet, was euren Kindern gut ist; so würdet ihr euch durch nichts zurück halten lassen, euren Kindern die Krankheit, die sie doch einmal haben müssen, so sehr zu erleichtern, als es nur in euren Kräften stünde. Eure Affenliebe läßt euch auf allerlei Ausflüchte denken, die im Grunde so erbärmlich sind als möglich. Vielleicht bleibt mein Kind diesmal verschont, sagt ihr warum sollt' ich ihm denn die Krankheit mit Gewalt zuziehen? Einmal solltet ihr lieber wünschen, daß eure Kinder die Pocken so früh bekämen, als möglich, weil ihrs doch aus der Erfahrung wißt, daß die kleinsten Kinder, wenn sie nicht eben Zähne bekommen und schwer zahnen, die Krankheit am leichtesten überstehen, sie mögen nun inokulirt sein, oder natürlich blattern. Wenigstens habe ich dies noch immer bei den Inokulirten so gefunden, und es verhält sich bei der natürlichen Ansteckung eben so. Je eher ihr euren Kindern also die Pocken gebt, um desto wahrscheinlicher rettet ihr ihnen das Leben, und bringt sie um desto gewisser durch. Zum andern streubt ihr euch wider die Inokulazion, und schüzt die elende Hofnung vor, vielleicht schieße euer Kind dasmal über, und doch bewahrt ihr eure Kinder gar nicht vor der Ansteckung. Ihr geht selbst zu euren Verwandten und Nachbaren zum Besuche, wenn auch die bösartigsten Pocken dort herrschen, und dadurch bringt ihr euren Kindern das Pockengift mit nach Hause,

das sich in eure Kleider versteckt. Säugende Mütter tragen bei solchen Besuchen gar kein Bedenken, fremden Pockenkindern ihre Brust zu reichen, und bei ihrer Zuhausekunft ihre eigene Kinder wieder anzulegen. Ihr laßt eure Kinder ohne Bedenken in solche angesteckte Häuser gehen, mit den Kranken Umgang haben, und ich kenne Mütter, die um alle Welt ihre Kinder nicht inokuliren ließen, und sie doch zu andern Blatterkindern ins Bette legen, daß sie die Pocken haben sollen. Das, was ihr also als die größte Sünde ansehet, und für eine Versuchung Gottes haltet, das thut ihr nicht allein selbst, sondern ihr thut es auf eine so gewissenlose, unvernünftige Art, daß eure armen Kinder über euch schreien müssen. Bei der künstlichen Inokulazion, die ich euch empfehle, wird das Pockengift gleich auswendig auf die Haut gebracht, von da geht es langsam ins Geblüte, macht allein rege, was von solcher Materie im Blute steckt, und treibts auf die Haut hinaus. Bei eurer Ansteckung bringt ihr das Gift durch den Athem in die Lunge, und durch inficirte Speisen und Getränke, oder Eß- und Trinkgefäße, in den Magen. Dadurch schwächt ihr also die Kinder inwendig an den edeln Theilen, und benehmt ihnen die Stärke, die Krankheit zu überstehen, wenigstens, (wenns gut geht) sie doch nicht so leicht zu überstehen, als wenn ihr sie von einem Kunstverständigen hättet inokuliren lassen. Eure Kinder, die ihr so zu andern Pockenkindern laßt, schlucken also nicht allein das Gift mit starken Zügen in die Lunge ein, sondern auch durch die Nase in den Kopf, so daß sie nachher die schrecklichsten Kopfschmerzen bekommen. Ist es nicht grausam, ihnen diese Schmerzen nicht ersparen wollen? Wenn es euch schwer fallen sollte, diese Art des Einschluckens zu begreifen; so dürft ihr nur die Bettdecke von einem schwer blatternden Kinde aufheben, und ihr werdet es denn selbst riechen, was für ein giftiger, stinkender Geruch euch in die Nase kömmt. Die Ansteckung

steckung durch die Nase beweisen euch eurer armen Kinder schreckliche Kopfschmerzen, und die Vergiftung der Lunge könnt ihr aus dem Husten wissen, der bei natürlichen Pocken weit gewöhnlicher ist, als bei den künstlichen. Sind eure Kinder natürlich angesteckt; so kündigt sich die Krankheit durch ein starkes Erbrechen an, das man bei vorsichtig inokulirten Kindern fast nie antrift; ich darf euch also nicht erst beweisen, daß solche Kinder Pockengift in den Magen bekommen haben.

2. Die Bemerkung ist leicht gemacht, daß sich überhaupt die Väter weit eher zur Inokulazion entschließen, als die Mütter, weil die väterliche Liebe ruhiger ist, und sich der Ueberlegung und Vernunft nicht so häufig widersezt, als die mütterliche Liebe. Doch muß ich auch vielen mir bekanten Müttern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß ihre Liebe vernünftig genug war, ihrer Kinder Beste nicht aus den Augen zu verlieren, und manche Frau beschämte ihren unentschlossenen Mann. Dabei bleibt es im Ganzen doch noch immer wahr, daß die Männer noch eher vernünftige Gründe annehmen als die Weiber — und doch hält es so schwer bei der Inokulazion. Ich glaube die Ursachen hier so ziemlich durch eine langwierige Erfahrung entdeckt zu haben, und ihr solt mich Lügen strafen, wenn ich nicht recht gerathen habe, nur vergeßt nicht, daß ich mit dem Landmanne und dem gemeinen Bürger in den Städten rede.

Die erste Ursache, die euch unschlüßig erhält, ist sündliche Menschenfurcht. Ich wüßte keine Sache, wider welche so viele unvernünftige Menschen so sehr eingenommen wären, als wider die Inokulazion; sie gehen von Haus zu Hause, schimpfen darauf aus allen Kräften, erzählen alle Lügen nach, die sie nur haben auftreiben können, und sind ihnen diese nicht grob genug; so lügen sie selbst noch derbe hinzu. Bei einigen geht dieser unvernünftige Haß, wenigstens in meiner Gemeine, so

weit, daß sie in kein Haus gehen, wo inokulirte Kinder sind, sie sehen sie für unehrlich an, und sagen es wohl laut, daß wenn so ein Kind sterben solte; so würden sie keine Hand anschlagen, seine Leiche zur Ruhe zu bringen und mit den Aeltern nicht aus einem Kruge mehr trinken. Gottlob! bey Leichen haben sie noch nichts zu thun gehabt! Ich weiß, daß sich viele Aeltern durch solche boshafte Dumköpfe zurück halten lassen, wenn sie auch sonst von der guten Sache der Inokulazion überzeugt sind, und ihre Kinder gern gerettet hätten. Aber was muß euch lieber sein, die Freundschaft solcher Unmenschen, oder das Leben und die Wohlfahrt eurer Kinder? Woltet ihr solchen gewissenlosen Menschen wohl erlauben, eure Kinder zu ermorden, damit sie euch nicht verleumdeten und verfolgten? Wessen Freundschaft müßte euch wol wichtiger sein, die Freundschaft verständiger, ehrlicher, gutgesinter und angesehener Menschen? oder solcher Niederträchtigen, die entweder kaum Menschenverstand, oder doch ein böses Herz haben?

Unverschämtere Lügen kenne ich noch nicht, als sich die ehrliche Inokulazion muß nachsagen lassen. Bald heißt es: Da und da sind so viele inokulirte Kinder gestorben, blind geworden, haben Geschwüre bekommen u. s. w. dies lügt man nach, und ich ertappte neulich noch ein Bettelweib auf einer solchen Lüge aus einer Stadt, wo ich wußte, daß alle inokulirte Kinder sehr glücklich geblattert hatten. Solch Gesindel glaubt sich durch dergleichen Geschwäz bei euch einzuschmeicheln, und je lieber ihr solche Lügen hört, desto ärger wird es gemacht. Bald lügt ihr selbst geflissentlich, wo ihr doch augenblicklich widerlegt werden könnt. Hier im Dorfe wurden neulich in einem Hause drei Kinder inokulirt, die alle drei kaum hundert Pocken zusammen hatten, und sich dabei eben so gut befanden, als vorher.

her Und doch log man schon im vierten Hause davon, eins sei todt und das andere blind geworden. Man kan es den Verläumdern anmerken, daß es ihnen leid thut, daß die Kinder nicht wirklich so unglücklich geworden sind. Ich inokulirte mein Kind am 4ten Januar dieses Jahrs, es blatterte glücklich mit etwa 50 Pocken, und befindet sich jezt munterer, als es vor der Inokulation nicht war. Und doch trieb sich die Verläumdung mit der Lüge herum, mein Kind hätte statt der Pocken die Kräze bekommen, und Leute sogar, die mein Kind sehen und vom Gegentheile überzeugt sind, verbreiten diese Lüge doch noch immer. Dagegen wird kein Wort von aller der schrecklichen Zerstörung gesagt, welche die natürlichen Pocken täglich und stündlich anrichten, kein Wort von den vielen Leichen, kein Wort von dem entsezlichen Leiden der armen Kinder, kein Wort von den Blinden und Lahmen und den häßlichen Geschwüren, woran so viele durchgeblatterte Kinder noch so lange nachher leiden. Hätte die Inokulatian auch nur ein einziges Unglück dieser Art auf ihrer Rechnung; so würde ich schon einen schweren Stand haben, sie zu vertheidigen, und die Verläumder hätten doch noch einige Wahrscheinlichkeit für ihr giftiges Plaudern und Räsonniren, das sie jezt nicht haben.

Die zweite Ursache, die so manchen Menschen von der heilsamen Inokulation zurück hält, ist eigentlich keine Ursache, sondern nur Steifsinn und Starrköpfigkeit, die insgemein mit vieler Unwissenheit und Dumheit verbunden ist. Fragt man solche Leute, was sie denn dabei zu erinnern hätten? so wissen sie weiter nichts zu antworten, als: ich will nicht Mit solchen Leuten ist leider nichts anzufangen, und wenn auch ein Engel vom Himmel käme, so würde er doch nichts mit ihnen ausrichten, sie sind und bleiben Starrköpfe. Wie sehr sind die armen Kinder solcher Rabenältern zu bedauren, und was wollen solche Leute vor Gottes Richtstuhl an jenem Tage wol

wol antworten, wenn sie Rechenschaft von ihren Kindern geben sollen? Bloß aus solchem abscheulichen Eigensinne wird manch Kind aufgeopfert, das wohl hätte gerettet werden können

Eine dritte Klasse von Menschen sind die Wankelmüthigen und Unentschlossenen, die sich von jedem Winde hin und her wehen lassen. Zeigt man ihnen die Vortheile der Inokulazion; so sehen sie sie wol ein, und wenn gleich jemand da wäre, so würden sie ihre Kinder inokuliren lassen. So bald aber wieder ein Feind der guten Sache zu ihnen kömt; so glauben sie auch ihm, wenigstens verschieben sie die Inokulazion aus Unentschlossenheit so lange, bis es zu spät ist. Boshaft sind sie gar nicht, aber ihre Kinder sind dadurch nicht gebessert, und sie selbst ziehen sich durch ihre Versäumniß Gewissensbisse zu, die sie nachher schrecklich genug strafen. Diese Leute sind eher zu bedauren, als zu tadeln; aber desto größer und schwerer ist die Verantwortung ihrer Verführer, besonders wenn dies Leute sind, die um ihres Standes willen für glaubwürdig passiren. Ein vernünftiger Hausmann lies vor zehn Jahren zwei Kinder inokuliren, und zwar so glücklich, als man nur wünschen konte. Diesmal hatte er wieder drei Kinder, die er anfänglich inokuliren zu lassen meist entschlossen war. Zum Ueberflusse fragte er seinen Arzt um seine Meinung, der ihm zur Antwort gab: Wem alles gleichviel sei, der könne es thun. Kein Wunder, daß der ehrliche Vater nun zurück zog, und seine Kinder ihrem Schicksale überließ. Sie bekamen die natürlichen Pocken, und zwar zwei davon recht schwer, so daß der Vater Hülfe beim Arzte suchen mußte Und siehe da, der Rathgeber hatte seine eigene Kinder inokulirt, und zwar mit dem erwünschtesten Erfolge, und der arme, verleitete Hausmann hat es dessen Rath zu danken, daß er so vielen Jammer an seinen Kindern sehen muß, die obendrein noch nicht auf-

ser

ser Gefahr sind. Es ist zwar sehr zu preisen, wenn jemand vorsichtig ist, und Aerzte zu Rathe zieht; aber die Aerzte sind auch Menschen, sie können irren, sie können die Sache nicht verstehen, noch wenig Erfahrung haben, oder neidisch auf andere Aerzte sein, die viele und glücklich inokuliren. Vormals lief bei vielen Aerzten auch eine starke Portion Eigensinn und Steifköpfigkeit mit unter; wenn sie einmal gesagt hatten, die Inokulazion tauge nichts, so blieben sie dabei, wenn sie auch das Gegentheil vor Augen sahen. Heut zu Tage hat es sich geändert, und man findet nun nicht leicht einen Doktor mehr, der wider das Inokuliren wäre, ob sie gleich Schaden dabei haben.

Die vierte wahre Ursache, warum sich viele der Inokulazion widersezen, ist die unverantwortlichste unter allen, aber vielleicht auch auf dem platten Lande die häufigste. Die Kinder werden diesen gewissenlosen Aeltern zur Last, und stirbt ihnen eins, so freuen sie sich. Nun sehen sie, daß an inokulirten Pocken die Kinder nicht sterben wollen, desto mehr aber an den natürlichen, kein Wunder also, daß sie sich die Inokulazion mit Hand und Mund vom Leibe wehren. Es ist wahr, diese Beschuldigung scheint nicht wahr sein zu können; es scheint wider die Natur zu sein, daß Aeltern den Tod ihrer Kinder aus Bequemlichkeit, Geiz oder Nahrungssorgen und aus Mistrauen wider die Vorsehung wünschen solten. Man stellt sich die väterliche, die mütterliche Liebe viel stärker vor, als daß solche elende Leidenschaften solten über sie siegen können, und freilich sind sie es auch bei einem unverdorbenen Menschen; aber zum Unglücke sind eben diese unverdornene Menschen sehr selten geworden. Die eheliche Liebe ist bei einem sehr großen Haufen von Eheleuten bloß thierisch, sie heyrateten aus Brunst, sie paarten sich aus Geilheit, Armut war ihr Brautschaz, und Unvermögen, sich zu ernähren, die erste Quelle des Kaltsinns. Kein Wunder, daß da älterliche Liebe nie Wurzel schlagen konte,

daß Kinder, die nicht Pfänder einer höhern Liebe, sondern bloß Früchte, thierischer Bedürfnisse sind, euch zur Last fallen, und ihr ihren Tod als eine Wohlthat anseht. Ja, sagt ihr, sie sind ja gut aufgehoben, wenn sie todt, wenn sie bei Gott sind; wer solte ihnen den Himmel nicht gönnen? Dies klingt zwar from, aber mit solchem frommen Unsinn könt ihr auch Kindermörder werden, so wie ihrs wirklich seid, wenn ihr alle Rettungsmittel von der Hand weiset und eure Kinder muthwillig aufopfert. Dazu gab euch warlich der liebe Gott die Kinder nicht, daß ihr sie versäumen soltet; er wird sie an jenem Tage von eurer Hand fodern, und da mögt ich nicht an eurer Stelle sein.

Die Inokulazion ist uns zu kostbar, sagen viele, und glauben ihr Gewissen damit einschläfern zu können. In Joellenbeck gilt dieser Einwurf nicht, denn ich habe bis jezt noch alle Kinder umsonst inokulirt, die häufigen Besuche, um Aufsicht über sie zu haben, umsonst gemacht, und diese Gefälligkeit jedem angeboten. Auch könt ihr euch über unsere Wundärzte nicht beklagen, und wer nichts anwenden kan, dem schenken sie die Gebühren gern. Gesezt aber, euer Vieh wäre in eben der Gefahr, in der eure Kinder sind, und ihr köntet die Gefahr mit einigen Groschen eben so wahrscheinlich abwehren, als ihrs bei euren Kindern könt, würdet ihr auch da noch über einige wenige Groschen klagen? Die Gelegenheit zum Inokuliren, wem daran gelegen ist, fehlt ja fast nirgend; ihr könt es selbst leicht lernen, jeder Sachverständiger wird euch willig Rath und Anleitung geben; es kömt also nur noch blos darauf an, obs euch ein Ernst ist? Und daß es euch ein Ernst sein solte, wenn ihr euer Gewissen nicht beladen wolt, hab ich euch, deucht mir, deutlich genug bewiesen.

II. Schrei-

II.

Schreiben des königl. Oberkollegii Medici.

Auf die von einem königl. hochpreißl. Generaldirektorio unter dem 5ten hujus uns kommunicirte Schrift des Prediger Schwagers zu Jöllenbeck, die Inokulazion derer Pocken auf dem Lande betreffend, mit dem Ersuchen, unser Gutachten dahin zu ertheilen, ob nemlich ein Bedenken obwalte, gedachte Schrift dem Landmanne bekant zu machen; haben wir nachstehendes, nachdem wir gedachte Schrift des Predigers Schwager mit aller Aufmerksamkeit durchgelesen, in gehorsamster Antwort zu geben nicht ermangeln wollen.

Die Schrift des Pastoris Schwager selbst betreffend, ob nemlich die Inokulazion der Pocken Pflicht sei oder nicht? so müssen wir gestehen, daß dieselbe im geringsten nichts neues enthalte, sondern daß darin nur dasjenige abermals wiederholt und aufgewärmt sei, was schon so vielfältig für die Inokulazion der Pocken geschrieben, und eben so vielfältig widerlegt worden. Da diese Schrift keinen Mann von irgend einer medizinischen Kentniß zum Verfasser hat, so ist es daher nicht zu verwundern, wann in derselben nicht allein viele ganz verkehrte und übel angewandte Säze in Absicht der Inokulazion der Pocken vorkommen, sondern er hat auch, als ein großer Verfechter der Inokulazion, dieselbe lediglich von ihrer glänzenden Seite geschildert, indem ihre böse und nachtheilige Seite ihm entweder gänzlich unbekant war, oder er sie vielleicht aus guten Gründen zu verschweigen für gut gefunden, zu geschweigen, daß dergleichen sehr leicht, ohne die Folgen davon zu bedenken, in die Welt hineingeschrieben werden kan. Da überdem auch diese Abhandlung sehr seicht, blos auf der vortheilhaften Seite und wenig einleuchtend abgefaßt, so würde unter andern im Gegentheil diejenige, so der Pre-

diger Eisen, imgleichen die Predigt, so der Bischof Isaak zu Worshester über dieses Sujet gehalten, für den Landmann weit zweckmäßiger, und für denselben weit unterrichtender sein können.

Da es indessen noch ganz und gar nicht erwiesen, daß die Pockeninokulazion im Ganzen genommen, eine so sehr große Wohlthat für das menschliche Geschlecht sei, indem man hiebei nicht bloß allein auf das Gegenwärtige, sondern vornehmlich auf die zukünftigen daraus entspringenden Folgen Bedacht nehmen muß, zumalen es nicht ausgemacht und entschieden, daß überhaupt und besonders in England, allwo die Inokulazion so sehr im Schwange, in der Totalität jezt weniger Menschen sterben, als vor der Inokulazion, so sieht man daher nicht ein, was die Bekantmachung der Schrift des Predigers Schwager dem Landmanne für einen Nuzen schaffen kan. Im Gegentheil aber, wenn die Inokulazion auf dem Lande eingeführt werden solte, so würde daraus dem menschlichen Geschlechte unendlich mehr Schaden als Vortheil erwachsen, indem durch die Inokulazion das Pockengift an allen Orten verbreitet, jedermann unvorbereitet angegriffen, und bei dazu kommenden epidemischen Ursachen, bei verderbter Kost und schlechtem Verhalten gewiß die größten Verwüstungen angerichtet werden dürften. Wenn auch diese Inokulazion auf dem Lande eingeführt werden solte, so könte doch dieses Geschäft dem unwissenden Landmanne selbst mit gutem Gewissen nicht überlassen werden: es müßten hierzu geschickte Aerzte und Wundärzte überall angesezt werden, welche die Inokulazion selbst zu verrichten, auf alle dabei vorkommende Fälle auf das genaueste Acht zu haben, und die ganze Kur gehörig zu dirigiren, angewiesen werden müßten, derer unendlichen Schwierigkeiten, mit welchen die Einführung der Inokulazion auf dem Lande verknüpft sein würde, nicht zu gedenken, indem bekant,

wie

wie die mehrsten Landleute nicht einmal bei grassirenden Viehseuchen mit aller Gewalt zu einer zu beobachtenden Ordnung zu bringen sind.

Da es also sehr leicht, dergleichen in der Stube zu schreiben, ohne die daraus entspringende Folgen zu bedenken, so würde, unsres Dafürhaltens, der Pastor Schwager sich ein weit grösseres Verdienst um das Publikum machen, wenn er die von uns herausgegebene kurze Anleitung, wie der Landmann sich bei grassirenden Pocken zu verhalten, dem Landmann bekant zu machen und auf das Beste zu empfehlen suchte. Berlin, den 30. April 1785.

Direktor, Dekanus und Räthe des königl. preuß. Oberkollegii Medici.

Cothenius, Roloff, Möhsen, Kurella, Pyl.

III.

Resoluzion aus dem königl. Generaldirektorio.

Da Seiner königl. Majestät von Preussen rc. Unser allergnädigster Herr, die bei Höchstdenenselben eingereichte Anzeige des Predigers Schwager vom 26. März dieses Jahres nebst beigefügter gedruckten Schrift über die Pockeninokulazion an Höchstdero Generaldirektorium zu remittiren geruhet, und dieses über dessen Vorschlag und Sendschreiben selbst das Gutachten des Oberkollegii Medici erfodert hat, so wird dem Prediger Schwager darauf zur Resoluzion ertheilet, daß das Oberkollegium medicum, aus den in dem abschriftlich anliegenden Schreiben vom 30sten vorigen Monats eröfneten Gründen, die obrigkeitliche Bekantmachung seiner Schrift bedenklich findet, zumal da der Erfolg der durch die Pockeneinimpfung algemein verminderten Sterblichkeit noch nicht bestätigt, die Gefährlichkeit der Pockenkrankheit bei gehöriger Behandlung an sich vermindert, und besonders bei den Landleuten die eigene Anwendung der Inokulazion, ohne Bei-

stand

stand von Aerzten, oder Wundärzten in mancher Absicht bedenklich sei.

Dem Prediger Schwager wird inzwischen wegen seiner guten, patriotischen Absicht bei dieser Sache alle verdiente Zufriedenheit bezeiget, und demselben angerathen, zum Besten der Menschheit in seinem Amtsbezirke die Kentniß und den Gebrauch der kürzlich ergangenen gedruckten Anleitung, wie der Landmann sich bei grassirenden Pocken zu verhalten habe, und wovon der Mindenschen Kammer 200 Exemplare zur Vertheilung zugesandt worden, auf alle Weise zu befördern, und dadurch seinen guten Gesinnungen ferner auf eine zuverläßigere Art ein Gnüge zu leisten. Berlin, den 1sten Mai 1785.

Schulenburg. Gaudi. Werder.

* * *

So aufmunternd diese höchste Resoluzion dem Hrn. Pr. Schwager nothwendig sein mußte, da sie in Absicht seiner geäusserten Grundsätze nach Lage der Sache nicht billigender sein konte, und seinen wahrhaft patriotischen Gesinnungen alle Gerechtigkeit, die sie in den Augen jedes Uneingenommenen verdienen, widerfahren ließ; so sehr mußten ihm die Aeusserungen des königl. Oberkollegii Medici befremdlich sein. Er hat sich deshalb in dem hier folgenden Schreiben erklärt, und der Leser mag nun über das Gewicht der von beiden Seiten gebrauchten Gründe urtheilen. Allemal wird man Hrn. Schwager edle, menschenliebende Absicht, und in deren Vertheidigung Anstand und Bescheidenheit nicht absprechen können.

IV.

Schreiben an einen Freund.

Sie drohen mir, liebster Freund, mein Sendschreiben an den gemeinen Mann: **Ist die Inokulazion der**

Pocken

Pocken Pflicht, oder nicht? weiter bekant zu machen, und vielleicht haben Sie diese Drohung, indem ich Ihnen antworte, wol gar schon erfüllt. Sehen Sie nur ja wohl zu, was Sie thun, denn Ihr gutes Vorurtheil für mein Sendschreiben und die gute Sache selbst dürfte nicht den Beifall des größten Haufens haben. Bis dahin hatte ich es bei Empfehlung des Blatterbelzens nur vorzüglich mit dem Vorurtheile des gemeinen Mannes zu thun, hin und wieder einen Unzufriedenen abgerechnet, der das Impfen nicht billigen konte, nicht weil er Gründe wider die Sache selbst, sondern weil er einige wider mich zu haben glaubte. Auch wagte ich mich mit meiner Anpreisung vordem höchstens nur bis ins Mindensche Wochenblatt, dann und wann auf die Kanzel, und in die Wohnungen meiner Kirchkinder, und diese Böhnhaserei schien man für nicht wichtig gnug zu halten, mich deshalb in Anspruch zu nehmen. Jezt, da ich's versucht habe, meinen Wirkungskreis um einige Schritte zu erweitern, glaubt man mir das Handwerk legen zu müssen, wenigstens habens viele Herrn vom Metier weiter kein Hehl, daß ich als medizinischer Laie besser thäte, bei der Bibel zu bleiben, und unter dem gemeinen Volke ist man dieser Meinung schon längst gewesen. Es giebt indessen doch unter Sachverständigen und Nichtsachverständigen auch verschiedene Männer und Frauen, die wieder anderer Meinung sind, die die Inokulazion der Pocken für keine Hexerei halten, und glauben, daß es sich mit dem schwarzen Rocke auf dem platten Lande ganz gut vertrage, wenn wir uns um Leben, Gesundheit und Wohlfahrt, der sich selbst leider so sehr überlassenen Landleute bekümmern, und zur Ehre Gottes mitunter ein wenig pfuschern, da der Landmann doch einmal den Pfuschern preiß gegeben sei. Das Inokuliren, sagen sie, haben die Herren Aerzte von alten Weibern gelernt; in China, Circaßien, Wales u. s. w. hat man

man längst glücklich inokulirt, ehe unsere Aerzte Gelegenheit hatten, für und wider darüber zu debattiren, und die Sache werde durch Kritisiren, Bezweiflen, Demonstriren und Räsonniren um kein Haar besser oder schlechter, als sie ohne alle gelehrte Brühe sei.

Was meine uneingeweihte Wenigkeit betrift, so habe ich immer gedacht, daß sich vieles lernen lasse, wenn es auch nicht kunstmäßig gelernt wird, und daß man mit einer mäßigen Gabe von gesundem Menschenverstande wol ein Blatterbelzer werden könte, der nicht so ganz zu verachten wäre. Doch so ganz nahm ich es nicht auf die leichte Achsel, ich habe, wenn man's erlauben will, so ziemlich alles über die Inokulazion gelesen, was der Mühe lohnt, ich besitze sogar selbst verschiedene wichtige Schriften darüber, ich habe darüber nachgedacht, Erfahrungen gesamlet, und selbst nicht erst seit gestern inokulirt, und nun, dächt' ich, könte man mir doch wol erlauben, mitzulaufen, da ich mich nicht in's erste Glied stelle, und keinen Menschen um einen Dreier bringe. In England inokulirt mancher Pfuscher, der, ohne Ruhm zu melden, von der Sache weit weniger versteht, als ich, und doch sehen Sachkundige Patrioten diesen Misbrauch lieber, als daß gar nicht inokulirt würde. Alle Kinder, die ich noch inokulirt habe, wären, die Meinigen ausgenommen, ohne mich zuverläßig ungebelzt geblieben, denn ich bin mit den Allerärmsten und mit solchen zufrieden, die, wenn ihre Eltern auch allenfalls einen eigentlichen Arzt hätten bezahlen können, es doch nicht wolten. Ausser diesem gratis, das die Eltern ermuntert, und den häufigen Besuchen, die man gern sieht, wenn's nichts kostet, sehen mich die Kinder auch lieber, als einen Arzt, sie kennen mich, und wissen's, daß sie kleine Geschenke bekommen, und keine kan ich während der Krankheit so oft besuchen, als sie es gern sähen. Rührend war mir's vor 6 Jahren, einige Kinder von freien Stücken in mein

Haus

Haus kommen zu sehen, die mich mit der unschuldigsten Naivetät um Pocken baten; ich gab sie ihnen, und sie befanden sich wohl dabei. Man hat unter der Hand vom Medicinalfiskal wider mich gesprochen, verlohnte sich's wohl der Mühe? Warlich nicht, es wäre denn, daß man so seine Privatursachen hätte, mich des Vergnügens zu berauben, der Retter einiger Menschen zu sein, denn dieser Streich würde mir wehe thun.

Und nun noch einige Vorwürfe, die mir mein Sendschreiben zugezogen hat, und mitunter von Männern, die sich meiner Meinung nach, solche Urtheile nicht hätten erlauben sollen.

1.) „Mein Sendschreiben, sagt man, enthalte nichts neues, sei nur aufgewärmter Kohl, Wiederholung dessen, das so oft sei widerlegt worden.“

Aber wer hat den Herren denn gesagt, daß ich was Neues sagen wolte? Gesezt, einer von ihnen erzeugte mir die Ehre, mich predigen zu hören, und wolte mir den Vorwurf machen: ich hätte nichts Neues gesagt, was würde man ihm antworten? Die Bibel und Luthers Katechismus sind mir nichts neues, aber es wachsen mir täglich Kinder zu, denen sie noch neu sind, und diese muß ich doch auch damit bekant machen. Meinem Publiko, dem gemeinen Manne, sind die Wahrheiten allerdings neu, die ich ihm gesagt habe, oder glauben die Herren etwa, daß unsre Bauern und Bürger in Westphalen samt und sonders Henslers Briefe über das Blatterbelzen; Kirkpatriks Erläuterung der Einpfropfung der Kinderblattern; Tissots vertheidigte Einpfropfung der Blattern wider den Graf Roncalli; Wätsons und Glaß Versuche, die Kinderpocken glücklich einzupfropfen; Mead's Abhandlung von den Kinderpocken und Masern; Dimsdale's neue Methode, die Kindsblattern einzupfropfen u. a. m. gelesen und verdaut hätten? Sie wissen warlich kein Wort

davon,

davon, daß Pastor Eisen die Mütter gelehrt hat, ihre Kinder selbst zu impfen, oder daß der Bischof Isaak zu Worcester eine Predigt darüber gehalten, und Plitts theologische Untersuchung: „Daß es nicht wider die Grundsäze der geoffenbarten Religion und der theologischen Sittenlehre sei, sich und die Seinigen inokuliren zu lassen.“ Haben sie wol in ihrem Leben noch nicht nennen gehört. Und dies dürfte, meines Dafürhaltens, der Fall allenthalben sein, ob mein Sendschreiben gleich nicht allenthalben hinkommt. Ist nun irgend ein Biedermann im Holsteinschen, in Oesterreich, Sachsen, oder Ostfriesland, der seinem Publiko eben die Wahrheiten auf seine Art sagt, die ich dem meinigen auf meine Art gesagt habe; so sagt er zwar nichts neues, aber er macht sich um seine Zeitgenossen und Landsleute verdient, und bringt Wahrheiten in Umlauf, die des Orts noch nicht circulirten. Und diese Wahrheiten wären schon längst widerlegt? Wer widerlegte sie? Doch wol nicht de Haen? Er hat zwar recht viel böses wider die Inokulazion gesagt, und die Unschädlichkeit der natürlichen Blattern durch Sophismen zu erweisen gesucht, aber das nenn' ich doch warlich noch nicht widerlegt, und in Wien, beim kaiserl. Hofe selbst, fand seine Widerlegung zulezt keinen Glauben mehr. Oder etwa Massey? Dieser englische Prediger bewies, daß der Teufel der erste Pockenimpfer gewesen sei, und den armen Hiob inokulirt habe. Oder die Kläffer in Frankreich, wo die Inokulazion mehr Widerstand fand, als Mesmers Charlatanerien? Jezt hat man ja den Dauphin selbst inokulirt, also müssen die Demonstrations françoises doch wol keinen algemeinen und bleibenden Eindruck gemacht haben. Mit dem Widerlegen wär' es also so richtig nicht, als behauptet werden will.

2. „Ich sei, sagt man weiter, kein Mann vom Handwerke, man dürfe sich also nicht wundern, daß ich

so

so viele verkehrte und übel angewandte Säze in Absicht der Inokulation debitirt hätte.“ Vom Metier bin ich freilich nicht, ich erkenne mich für völlig unzünftig, und will gern die Impfnadel nie wieder in die Hand nehmen, wenn man durch andere, auf andere Art, und durch wirkliche Aerzte eben das Gute bewirken kann und will, was ich denn doch wirklich, in meiner eingeschränkten Sphäre schon bewirkt habe. Nur hätte man mir den Gefallen leicht erzeigen können, mir meine falschen Säze, zu meiner Besserung, namhaft zu machen. Und gesezt auch, daß ich in Nebendingen geirrt hätte, oder verkehrter Säze schuldig wäre erfunden worden, kann, soll das die unschuldige Inokulation entgelten?

3. „Ich soll, giebt man mir ferner Schuld, die Inokulation lediglich von der glänzenden Seite geschildert haben, indem mir ihre böse, nachtheilige Seite entweder unbekannt geblieben sei, oder ich sie treuloser Weise verschwiegen habe.“ Ich muß gestehen, daß ich diese böse nachtheilige Seite bei der Inokulation bis diese Stunde noch nicht habe finden können, und das Suchen ist mir auch eben dadurch erschwert worden, daß man mich nicht aufmerksam darauf gemacht hat. Es sind freilich hin und wieder Kinder gestorben, die man inokulirt hatte, aber starben die denn alle als Opfer der Inokulation? Zugestanden auch, daß einige wirklich an inokulirten Pocken starben; darf man denn so ungerecht sein, nur diese aufzuzählen und die Menge der Geretteten nicht mit in Anschlag zu bringen? Zugestanden, daß von hundert inokulirten Kindern eins stirbt, (und dies ist mehr zugestanden, als mich verdachtlose Listen Englischer Impfärzte zu zu geben berechtigen,) bleibt da nicht der Unterscheid zwischen inokulirten und natürlich Blatternden noch immer handgreiflich, da die natürlichen Pocken das Siebente, und nur zu oft das Fünfte und wohl gar das Vierte wegnehmen? Die so genante böse Seite der In-

okulation war zu dem mit allen freventlichen Uebertreibungen und mit allen läppischen Lügen und Verdrehungen meinem Publiko leider zu bekant und hatte nachtheilige Eindrücke gnug gemacht, als daß ich noch mit in diese Klaglieder hätte einstimmen sollen, vollends da ich mich von dem meisten nicht überzeugen kan, das man der Inokulation auf die Rechnung schreibt. Warum erlebten Dimsdale, Gatti, die Suttons, Meads und andere große Impfer die Unglücksfälle nicht, über die man so laut schreit? Sollte die Schuld etwa an ungeschickten Inokulisten liegen? Und soll die Kunst es büßen, wenn Pfuscher sie misbrauchen? Und ist es meine Schuld, daß man in hiesigen Gegenden die Inokulation von dieser bösen Seite noch nicht kennen gelernt hat, und zu ehrlich ist, der Kunst etwas Schuld zu geben, das sie nicht verbrochen hat? Der Herr Hofrath Opilz in Minden gab im Jahre 1774 seine dem Königlichen Preußischen Oberkollegio mediko in Berlin zugeeignete Geschichte seiner im Vaterlande dem Fürstenthum Minden angefangenen und mit dem glücklichsten Erfolge eingeführten Einpfropfung der Kinderblattern heraus, in der er 32 äusserst glückliche Inokulationen erzählt, die er selbst verrichtet, und auch der Versuche des Herrn Rektor Leo in Minden und des Herrn Doktor Heidsiks in Herford Erwähnung thut, und mir S. 104 das Kompliment macht, daß ich mich um die Inokulation sehr verdient gemacht habe. Seit der Zeit hat der Herr Hofrath, der in hiesigen Provinzen der erste und größte Patriot in Rücksicht auf die Inokulation ist, häufig und immer mit gleichem Glücke geimpft, hat andere Aerzte angefeuert, und ihm danken schon Hunderte von Geretteten ihr Leben, die durch sein Beispiel bei uns sind inokulirt worden.

Der Herr Doktor Heidsiek in Herford hat bis jezt auch noch keins seiner Inokulirten verloren, so sehr die Medisance auch ihn nebst der Kunst in Anspruch nahm.

Er

Er vertheidigte sich und sie 1779 in der 32ten Woche unsrer Mindenschen Beiträge, eine Vertheidigung, die ich ganz abschreiben mögte, so wahr hat sie der ehrliche Mann geschrieben. „Waren, sagt er auf der ersten Seite, die inokulirten Kinder noch nicht todt, so ließ man (die Medisance) sie doch bald sterben, Konvulsionen bekommen, blind, lahm, voller Geschwüre werden, und alle gesunde Farbe verlieren. Man weise mir davon jezo ein einzig Exempel auf, doch künftig wirds erfolgen. Sie werden frühzeitig sterben, oder ein siech Leben führen. Vielleicht auch, wenn sie dereinst vom Boden fallen solten, ist die Inokulation Schuld daran? Ja freilich, wären sie an den natürlichen Pocken gestorben, wäre dieses nicht erfolgt." Also hat die Inokulation auch bei uns eine böse Seite, allein nur das schielende Auge der Medisance, oder der Dummkopf kan sie sehen, der zum Nachkläffen geboren ist. Aber wen schaudert nicht, wenn er von eben diesem Biedermann S. 252 liest: „So denke ich, es sei doch wol einiger Ueberlegung wert, ob es die jezige, entsezliche Grassation nicht nothwendiger mache, mit mehrerm Ernst an die Inokulation zu gedenken? Unsere Grafschaft und das Fürstenthum Minden, hat wenigstens 2000 Kinder verloren, 4 bis 5000 mögen davon gekommen sein: ein Drittel ist also verloren. Es mögen 250 bis 300 inokulirt sein, 2. so viel ich weis, sind gestorben: es sind also doch wenigstens 80 bis 90 gerettet, und wie viel von den 2000 hätten können gerettet werden! Viele Kinder haben an den natürlichen Pocken die Augen verloren, oder sind sonst sehr an denselben beschädigt; die Nase ist ihnen fast zugewachsen, sie haben häsliche Geschwüre, Thränenfisteln, Nasengeschwüre bekommen, oder sind sonst beschädigt und elend geblieben, sind gelähmet, oder sehr verunstaltet. Man halte die inokulirten Kinder dagegen, und urtheile dann; der grausamen Schmerzen, Angst und Jammers, Betrüb-

 nissen,

nissen, Versäumnissen, Kosten u. d. gl. so theils Kinder, theils Eltern dabei ausstehen müssen, nicht zu gedenken. So soll nun denn jederman inokuliren lassen? Dieses muß von meinetwegen ein freier Entschluß bleiben, der durch die Erkentniß der Pflicht, die nun Eltern ihren Kindern schuldig, muß bestimmet werden. Doch da die Väter des Vaterlandes die Vormünder ihrer Unterthanen, (sind oder sein solten,) wäre es wol ihre Pflicht, sie hie zu leiten und für ihr Bestes zu sorgen u. s. w."

So schreibt ein alter, deutscher Arzt, der nichts mehr gethan hätte, als was viele Kollegen thun, wenn ers beim Alten gelassen, und sich der Inokulation, wo nicht widersezt, doch auch nicht angenommen hätte. Aber dazu ist er zu ehrlich und zu gewissenhaft, und die Wahrheit in dem Munde eines so durchaus ehrlichen Biedermanns, als der würdige Herr Doktor Heidsiek ist, hat etwas überredendes, dem ich nicht wiederstehen kan. Der Herr Hofrath Opitz liefert S. 2. eine kurze Tabelle aus den Todtenlisten von 1766 — 1773. die Tödlichkeit der Pocken im Fürstenthum Minden und der Grafschaft Ravensberg betreffend.

Im Jahr.	überhaupt.	an Blattern.	Ohngefähres Verhältnis.	
1766	3521	113	31	1
1767	3872	407	9	1
1768	4620	693	6	1
1769	4558	731	6	1
1770	3514	50	70	1
1771	3914	Hiervon fehlt die Nachricht.		
1772	4839	610	7	1
1773	5047	765	6	1

Ich bin überzeugt, daß die Pockenmortalität im Jahr 1779 und in diesem 1785. Jahre noch grösser gewesen sei, ob ich es gleich nicht durch Listen beweisen kan; hat also der Herr D. Heidsiek so sehr unrecht, das Publi-

kum

kum auf die entsezliche Tödlichkeit der natürlichen Pocken aufmerksam zu machen, und die Inokulation anzupreisen, und hab ich es, ich, der ich täglicher Zeuge der Wut der Epidemie auch dies Jahr in meiner Gemeinde gewesen bin? Im Jahr 1779 starb in meiner Gemeinde, nach einem ohngefähren Ueberschlage, das 5te Kind an den natürlichen Blattern. Ich hatte 12 Inokulirte, und davon starb keines. In diesem Jahre haben wir schon 62 Pockenleichen, diejenigen ungerechnet, die an den Folgen der natürlichen Pocken gestorben sind. Nach einem ohngefähren Ueberschlage starb diesmal beinahe das vierte Kind von Natürlichblatternden, von 21 Inokulirten keins. Der Herr Doktor Hartog in Herford hatte im Julius schon über 100 Inokulirte von diesem Jahre, davon war eins gestorben, nicht an den inokulirten Blattern, sondern die natürliche Ansteckung war der Juokulation zuvor gekommen, also verlor Herr Hartog von 100 Inokulirten im Grunde nicht ein Einziges. In Bielefeld ist verschieden auch diesmal inokulirt worden, ohne das eins gestorben wäre, und so hat auch der hiesige Chirurgus, Herr Eickmeyer, der mich für seinen Lehrmeister im Inokuliren erkennt, verschiedene Kinder in den benachbarten Gemeinden Enger, Werther und Wallenbrück inokulirt, ohne daß ein einziges einmal etwas schwer geblattert hätte, geschweige daß eins solte gestorben sein. Dies sind Thatsachen, Wahrheiten, strenge Wahrheiten aus meinem Bezirke, ist es da noch Wunder, daß ich für die Inokulation eingenommen bin, und ihre schlimme Seite nicht sehen kan? Und könt' ich noch auf ein menschliches Herz Anspruch machen, wenn ich Zeuge so schrecklicher Leiden sein muß, ohne nachzusinnen: ob nicht auch ich sie in etwas lindern könte?

4.) „Meine Abhandlung sei sehr seichte, und es sei leicht, so etwas in die Welt hineinzuschreiben.“ Sehr schwer würde mir's denn doch auch nicht geworden

 sein,

sein, mir pharmacevtische, pathognomische und andere Schellen anzuhängen, abzuschreiben, und mir ein so gelehrtes Ansehen zu geben, als wär' ich leibhaft von der Fakultät gewesen. Das war aber meine Absicht eben nicht, ich schrieb an den gemeinen Mann, ich wolte ihm verständlich werden, ihn aufmerksam machen, und ihn so weit bringen, sich rathen und helfen zu lassen, nicht es selbst zu thun, und weiter nicht; denn sobald ich Apothekerlatein, wie er's nennt, mit ihm gesprochen hätte, hätte er zuverläßig meine Abhandlung weggeworfen, und gedacht: Si non vis intelligi, non debes legi.

Ich habe meiner Gemeinde z. E. beim Anfange des diesmaligen Pockenumgangs verschiedenemal unsers preiswürdigen Oberkollegii medici: Kurze Anleitung, wie der Landmann und diejenigen, so keinen Arzt erlangen können, bei graßirenden Pocken sich zu verhalten haben, von der Kanzel vorgelesen, und zwar so deutlich, als möglich. Leser vorausgesezt, die einigen Anstrich von Kentnissen und Lektüre haben, ist diese Anleitung wirklich populär und faßlich, für den gemeinen Mann, so wie ich ihn kenne, ist sie es nicht. Das erste Vorlesen hielt meine Gemeinde aus, aber den zweiten Sontag hatte ihre Geduld ein Ende, Stille und Aufmerksamkeit war verschwunden, und viele giengen vor Ungeduld aus der Kirche. Ich gab diese Abhandlung einem wirklich denkenden Bauern zum Lesen, er verstand sie zum Theil, sagte mir aber: „Das, was ich verstanden habe, wußte ich schon so ziemlich vorher aus eigener Erfahrung, z. E. §. 2. bis §. 8; was ich aber noch gern wissen wolte, mag wol da stehen, aber ich verstehe es nicht. Da steht (§. 9.) viel von gereinigtem Manna, Mannasyrup, Rhabarbersaft, Hofmannschen, Stahlischen und Polychrestpillen und Sennesblättern, all das Zeug kenn ich nicht, und dafür, daß ich mir das aufschreiben und von der Apotheke holen lasse, thue ich doch wol besser, daß ich zum

Dok-

Doktor selbst schicke. Andere sagten: „Was hilft uns das Ding, Sie lesen es vor, und wenn Sie uns das eine Blatt vorlesen, ist das andre schon längst durch das Sieb." Der denkende Bauer hielt Wort, sobald seine 3 Kinder die Pocken bekamen, schickte er zum Doktor, that auch selbst, was ihm Erfahrung, mein Unterricht und das Oberkollegium medicum gesagt hatten, aber er verlor an den nicht so schlim sein sollenden natürlichen Pocken von seinen 3 Kindern zwei, wovon das eine vorher beide Augen verloren hatte.

Mein seichtes Sendschreiben machte sein Glück, ohne Ruhm zu melden, besser; unsre Landleute lasen es begierig, verstanden es, und viele ließen sich dadurch zur Inokulation bewegen, und retteten ihre Kinder. Meier Johann, ein großer Bauer in dem benachbarten Kirchspiele Enger z. E. hatte viel von der Inokulation gehört, konte sich aber keine rechte Idee davon machen. Ihm fiel mein Sendschreiben in die Hände, er verschlang es, und entschloß sich zur Stelle, aber leider für sein schon angestecktes Kind zu spät, dies Mittel zu ergreifen. Seine Nachbaren überredete er auch dazu, und des nächsten Sontags impfte Herr D. Hartog in dem Maierhause 27, und des Dienstags noch sechs Kinder. Die Pocken wütheten schon in der Nachbarschaft, das Kind des Meiers bekam sie früher, als alle Mitinokulirte, und zwar 4 Tage früher, und starb, die übrigen 32, die sämtlich die künstlichen Pocken bekamen, würden auch sämtlich gerettet, und das mußte in einer Gegend Aufsehen machen, wo schier das vierte Kind an den natürlichen Pocken eine Leiche ward. Ich glaube immer, hundert und mehr gerettete Kinder in hiesigem Bezirke aufweisen zu können, die ohne mein Sendschreiben ungeimpft geblieben wären; hab' ich da nicht Ursache, mit meiner Seichtigkeit zufrieden zu sein? Und wie gern würd' ich in der Stille mit diesem Erfolge zufrieden gewesen sein,

und kein Wort gesagt haben, das man als Eigenlob auslegen könte, wenn die gute Sache selbst diese Rechtfertigung nicht gegen Männer erfodert hätte, die übrigens sehr von mir gewiß anerkante große Verdienste haben; und unter denen besonders ich einen Möhsen wegen seiner von so aufgeklärter Denkungsart zeugenden Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg sehr schäze. Man besorgt, wenn die Inokulation auf dem Lande eingeführt werden solte, „so würde daraus dem menschlichen Geschlechte unendlich mehr Schaden als Vortheil erwachsen, indem durch die Inokulation das Pockengift an allen Orten verbreitet, jederman unvorbereitet angegriffen, und bei dazu kommenden epidemischen Ursachen, bei verderbter Kost und schlechtem Verhalten gewiß die grösten Verwüstungen angerichtet werden dürften." Was man nicht alles besorgt, wenn man einmal beim Besorgen ist. Diese Herren, die der Inokulation diesen wenig sagen wollenden Einwurf machten, wußten denn doch meinen Wunsch, daß der Staat sich dieser so heilsamen Sache annehmen mögte, und da wäre diese Schwierigkeit bald zu heben gewesen. Zudem trift mich dieser Vorwurf wol eben so wenig, als jeden vernünftigen Arzt, wir inokuliren ja nie früher, bis die Seuche da ist, und durch diese Vorsicht wehren wir jedesmal den Vorwurf ab, das Pockengift verbreitet zu haben. Zudem entsteht wol nie durch die Inokulation eine verwüstende Epidemie, durch sie scheint das Gift zum weitern Verbreiten entkräftet zu sein, und in Menschen Gewalt steht es doch auch nicht, die Luft zu einer verderblichen Epidemie zu disponiren. Gesezt aber auch, daß wir wirklich solche Hexenmeister wären, würden dann mehr unvorbereitet angegriffen werden, als jezt? Wo bereitet denn jezt der Bauer seine Kinder vor? Und wo kan er's, da diese Präparation ihn doch zulezt ermüden müßte, da ihm die Pocken nahe sein können, ohne ihn für diesmal zu besuchen?

chen? Es herschen jezo die Pocken bei uns schon 9 Monate, und doch sind sie in eine Bauerschaft unsres Kirchspiels, um welche sie rund herum und sehr in der Nähe gewüthet haben, noch bis diese Stunde nicht eingedrungen. Solten die Einwohner dieser Bauerschaft wol ausdauernd gnug gemacht werden können, 9 Monate zu präpariren? Bei gesunden Kindern halt' ich vom Präpariren nicht viel; aber ist Vorbereitung nöthig, so kan sie nur bei der Inokulation angewandt werden, wo ich vorher bestimmen kan, wie lange und worauf präparirt werden soll. Schlechter Kost und schlechtem Verhalten kan gleichfals bei der Inokulation am beßten vorgebeugt werden, weil da doch jemand ist, der den Eltern Rath giebt, und der Zwang zu kurze Zeit dauert, als daß er ermüden solte. Wer den gemeinen Mann etwas besser kennt, als weiland unsere Operettendichter, wird mir hierin gewis Recht geben. Und wie kan man nun noch von größter Verwüstung reden, die die Inokulation verursachen könte? Ich dächte, wir hätten an den wirklichen Bewüstungen schon gnug, die die natürlichen Pocken anrichten, als daß wir noch vor bloß eingebildeten warnen solten; hier werde Rath geschaft, und kan es ohne Inokulation geschehen; wohl uns! Nur weg mit den de Haenschen Träumen, als wenn die natürlichen Pocken durch gute Besorgung völlig unschädlich gemacht werden könten; die Erfahrung zeigt noch immer das Gegentheil, und wo ist gute Besorgung beim gemeinen Manne in dem Grade möglich? Bei der Inokulation läßt sie sich noch weit eher erwarten, und ich bin überzeugt, daß es besser sei, wenn lauter Pfuscher inokuliren, als wenn die besten Aerzte alle natürlich Blatternde in der Kur haben.

6.) „Unendliche Schwierigkeiten sieht man bei der Einführung der Inokulation auf dem platten Lande vorher —

her — denn es müßten Aerzte und Wundärzte dazu angesezt werden, die Kur zu dirigiren u. s. w." Und diese Schwierigkeiten solten uns abschrecken an der Erhaltung so vieler Seelen zu arbeiten? Freilich einige Aufsicht mehr, als jezt könte nicht schaden, die ist aber noch nicht mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft. Nur allenfals so sorgsam dürfte man sein, als wenn die Viehseuche herscht, oder Mauth- und Accisedefraudanten aufgepaßt wird, und ohne besonders dazu anzusezende Inokulationsärzte wollen wir uns auch wol behelfen, wenn nur sonst für tüchtige Wundärzte auf dem Lande gesorgt würde. Der gemeine Mann will, wo nicht gezwungen sein, doch wenigstens von höherer Hand Beispiele sehen und ermuntert sein. Warum, sagten meine Gemeindsglieder oft, befiehlt uns unser gnädigster König nicht, daß wir unsere Kinder sollen inokuliren lassen, wenn die Sache wirklich so gut ist? Zum Zwange werd' ich freilich niemals rathen, wol aber zu Ermunterungen, und zu Prämien für diejenigen, welche freiwillig am ersten und die meisten Kinder inokuliren lassen. Ein wohlgeseztes, Liebeathmendes und algemein faßliches Publikandum, in welchem die Unterthanen Namens des Fürsten ermuntert würden, ihre Kinder durch die erprobte Mittel zu retten, würde Wunder thun, und dann eine beliebige Ermunterung für die Landprediger, um sie zur Beförderung des Blatterbelzens geneigt zu machen; und ein frei ausgegebener Unterricht an alle Prediger, Wundärzte und allenfals auch an die Hebammen auf dem platten Lande, wie mit der Inokolation zu verfahren, wären, meiner Meinung nach, schon hinreichende Mittel, die Sache in Gang zu bringen. Volkommen würde dies Institut freilich nicht gleich anfangs werden, aber es würde sich doch mit der Zeit vervolkomnen, und der Staat gewönne doch auf alle Art.

7.) Aber dies will man uns Inokulationsfreunden abstreiten, man wil noch bezweifeln, daß überhaupt und beson-

besonders in England, alwo die „Inokulation so sehr im Schwange, in der Totalität jezt weniger Menschen sterben, als vor der Inokulation.“ Freilich kan ich auf diese Zweifel nicht antworten, weil dazu eine Untersuchung erfodert wird, wozu ich keine Gelegenheit und Kräfte habe. Ich will aber den Fall sezen, daß bei einer gleichen Bevölkerung, als vor der Inokulationszeit, in England die Mortalität jezt noch gar nicht abgenommen hätte; so mögte ich doch gern erst wissen, durch welche Art von Berechnung und nach welchen Prinzipien man diese Sache entdeckt habe? Leute, die nicht als Kinder gestorben sind, müssen doch einmal sterben, und die Inokulisten haben sich, meines Wissens, noch nirgend berühmt, eine Tinktur der Unsterblichkeit zu besizen. Genug, wenn die Kunst dazu beiträgt, dem Menschen zu einer längern Lebensdauer zu verhelfen, und das thut sie doch gewis, oder man müßte alle lebendige Zeugen verwerfen, die sie aufzuweisen hat. Man wird, hoffentlich der Inokulation doch alle Gerettete nicht nehmen, die vor 20, 30 und mehrern Jahren geimpft wurden, und noch gesund sind und leben; soll die Sterblichkeit troz dieser Lebenden doch nicht abgenommen haben, kan da nicht der Grund ein anderer sein? Kan nicht überhandnehmender Luxus und Libertinismus das wieder wegnehmen, was die Inokulation dem Staat erspart hat? Ich habe oben die entsezliche Sterblichkeit in Joellenbeck an natürlichen Pocken gezeigt, wo das fünfte und das vierte Kind weggerissen wurden. In diesen zwei Umgängen hab ich 35 inokulirt, wovon kein einziges starb, eins starb nachher an der rothen Ruhr, und eins verwahrloste die Wärterin; die 33 leben noch. Nach der Sterblichkeit bei natürlichen Pocken hätten 7 von diesen, wo nicht gar 9 sterben müssen, und diese hat die Inokulation doch gerettet, und kein Zweifler hat sie noch ins Todtenregister gebracht. Meine beiden ältesten Kinder sind vor 12 Jahren geimpft worden, und können nicht gesünder sein, als sie wirklich sind.

Sie wollen noch gern wissen, liebster Freund! welcher Methode ich mich bediene? Der Gatti-Waglerschen. Diese verursacht den wenigsten Schrecken, giebt das kleinste Fontanell und heilt am geschwindesten wieder. Ich bin von dem vorgeblichen Nuzen des Fontanels zurückgekommen, worauf ich vormals viel hielt, und je geschwinder ich jezt das Fontanell kan zuheilen lassen, desto lieber ist mirs. Bei gesunden Kindern präparire ich ganz und gar nicht, denn gesünder als gesund können sie doch nicht werden, wol aber geschwächt, wo sie aller ihrer Kräfte bedürfen. Einige Kinder mußt' ich vorher reinigen, und ein paar mußten sogar eine kleine Kur vorher brauchen, mit diesen hatt' ich aber auch Mühe, sie durchzubringen. Je härter die Kinder gewöhnt waren, um desto leichter überstanden sie die Krankheit, und den Vortheil hat man auf dem platten Lande. Vor 6 Jahren hatt' ich 6 Kinder in einem Hause inokulirt, alle mit Wind und Wetter vertraut. Ihr Fieber überstanden sie im Schatten eines Apfelbaums, auf der bloßen Erde und gleich darauf liefen sie wieder halb nackend herum, und blatterten überaus leicht. Dies war im Julius. Im Frühjahr dieses Jahrs inokulirte ich drei Kinder, als noch wol keine je inokulirt worden sind. Ein vernünftiger Bauer hatte mein Sendschreiben gelesen, und wünschte seine Kinder inokulirt zu haben, aber seine Frau verweigerte ihre Einwilligung dergestalt, das zwischen beiden Eheleuten Kaltsinn entstand. Das älteste Kind bekam die natürlichen Pocken, und zwar so heftig, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Ich war von ohngefehr in der Nachbarschaft, einen Kranken zu besuchen, hörte, daß des Bauern Kind in Gefahr sei, und ging hin, wie dies meine Gewohnheit ist, zu sehen, ob das Kind auch verwahrlost werde. Der Mann war abwesend, die Frau untröstbar, und das gesunde Kind lag bei dem kranken, bei welchem die Pocken seit 2 bis 3 Tagen ausgebrochen

waren,

waren, in der Wiege. Die Frau bat mich um Gottes willen, das noch gesunde Kind zu impfen, von dem nicht anders zu erwarten stand, als daß es schon angesteckt sei. Um sie zu beruhigen, versprach ichs ihr zulezt, daß ich wieder kommen wolte, denn ich hatte weder Impfnadel noch Lanzette bei mir. Sie lies mich aber nicht weg, und ich hatte keine andern Instrumente, als eine stumpfe Nähnadel, die Pocken bei einem Kinde im Nebenhause durchzustechen, und ein altes Brodmesser den Eiter damit aufzufangen. Mit dieser stumpfen Nadel inokulirte ich nicht allein das Kind des Bauern, sondern auch zwei im Nebenhause, wovon eins schon am 7ten Tage gutartige Pocken bekam, also muthmaßlich natürlich angesteckt war, die beiden übrigen bekamen am 8ten Tage ihr Fieberchen, am 10ten die Pocken, und blatterten außerordentlich leicht, und selbst das Natürlichblatternde ward noch durch Kühlhalten und Klystire gerettet. Ich bin überhaupt so glücklich gewesen, viele Misbräuche bei der Behandlung der natürlichen Pocken abzubringen, besonders das Ersticken in warmen Betten, und den Gebrauch geistiger Getränke, die Eruption zu befördern. Die Verstopfungen bei Blatterpatienten hab ich den Leuten nach Verdienst verdächtig gemacht, und auch dieser Vorsorge hab ich, wie ich glaube, noch verschiedene Kinder zu danken, die bei der alten Methode mit darauf würden gegangen sein.

Sehen Sie, mein Bester! meine Rechenschaft, die Sie verlangten, und meine Vertheidigung, die ich der guten Sache schuldig war. Nur dringende Menschenliebe konte mich vermögen, einem Unternehmen treu zu bleiben, wobei ich so wenig aufgemuntert und oft so bitter getadelt ward. Oft schon ging meine Geduld zu Ende, aber der Anblick irgend eines meiner Inokulirten gab mir wieder Mut, eine Sache der Menschheit nicht dran zu geben,

ben, wobei für mich weiter keine Vortheile zu finden, als das tröstliche Bewußtsein, eine gute Handlung gethan zu haben.

Der Ihre.

Joh. Moriz Schwager.

5.

Pindars achte Nemeische Ode auf des Deinias, des Aigineters, Wettlaufssieg.

Ein Sieger aus Aegina — Aeakus, der Stamvater der Fürsten von Aegina — Helden, die von diesem entsprossen — Jupiter, der Erzeuger des Aeakus in der Umarmung mit der Nymfe Aegine, und folglich der Stamvater und Beschüzer aller vom Aeakus entsprossenen Helden — Anrufung Jupiters oder des Aeakus für das Wohl der Aegineter — dies sind die Ideen, die sich gewöhnlich in den Oden Pindars auf Aegineten, rückwärts, vorwärts oder seitwärts reihen. — Auch jezt drängten sie sich in seiner bewegten Fantasie; doch so, daß sich eine neue Idee von der Seligkeit einer erwiederten glücklichen Liebe an die Idee von der Umarmung des Jupiters und der Aegine kettete. Daher bricht er auf einmal in der Manier der Lyriker mit dieser neuen schönen Empfindung aus, preißt die erste schöne Reife der Jugend, die Erweckerin der Liebe, und die Seligkeit einer sich begegnenden glücklichen Liebe, V. 1—9; dergleichen die Liebe des Jupiters und der Aegine gewesen, aus welcher Aeakus entsprossen, dem von allen rings umher wohnenden Helden der Vorrang eingeräumt ward, V. 10—21. Darauf verbindet er die Bitte an den Aeakus für die Woblfart Aeginas und der

Aegi-

Aeginecten mit dem Lobpreis des Siegers Deinias, und seines Vaters Megas, der auch in seinen jüngern Jahren auf Nemeas Laufbahn gesiegt hatte, V. 22 — 32. Der lezte Gedanke von dem zu einer dauerhaften Glückseligkeit notwendigen Beistand der Götter (welcher mit der Bitte an den Aeakus V. 23 in Verbindung gesezt werden muß) bringt ihm das Beispiel des Kinyras ins Gedächtniß. Aber die Vorstellung von der öftern Behandlung dieses Gegenstandes durch andre Dichter und von der zu befürchtenden Mißgunst über eine neue Art der Behandlung hindert ihn an der Ausführung dieses Beispiels. Er bricht also ab und erläutert den Gedanken von den ungerechten und beeinträchtigenden Angriffen der Neider auf große und edle Menschen mit dem Beispiele des Ajax, welchen, ungeachtet seiner grössern Würdigkeit des Ulysses Suada um die Waffen des Achills brachte und endlich zum Selbstmord zwang, V. 32 — 58. — Pindar schließt denn diese Episode mit einem empfindungsvollen Gebet an Jupiter, ihm seinen redlichen geraden Sinn und seine Freimütigkeit im Loben und Tadeln bis an seinen Tod zu bewahren, V. 59 — 67. (Eine schöne Stelle, die dem Pindar aus der Tiefe des Herzens strömte und natürlich also jedem Leser, der ein für sie geöfnetes Herz hat, wieder tief in das Herz einströmt!) Denn Lobpreis des Sängers erhält die Tugenden und Thaten großer Menschen bis zur spätesten Nachwelt, V. 68 — 75. Diese Zwischenidee kettet die vorige Episode des Dichters von seinem eignen Karakter und das folgende Lob des Megas und seines Sohnes V. 75 — 87 sehr natürlich zusammen.

Strofe 1.

Du, o göttliche Jugendschöne, der ambrosinischen Umarmungen Aphrodites Verkünderin [1])! die du lauschend auf den

1) Isthm. 2, 7. 8. nennt er den Jugendherbst, den Freier der Venus. Schneider Vers. über Pindar S. 123. urtheilt, daß dieser Ausdruck nicht

den Wimpern der Jungfrauen und Knaben, den einen mit den sanften Armen des süßen Zwanges [2]) umfesselst, den andern mit dem harten Joche der unbefriedeten Sehnsucht belastest! Wonne ist's, in jeglichem Werke nicht zu fehlen des Ziels [3]), aber vor allen ists süß, die beseligende Gnade der Liebesgötter zu erobern.

Gegenstrofe 1.

Sie umschwebten heiterlächelnd das Lager des Zeus und Aigines; sie, die Pfleger [4]) der Gaben der Kypria. Darum [5]) keimte auch eine Knabe hervor, Oinones König, gleich gewaltig durch Faustkraft und rathreiche Weisheit. Oft wünschten viele ihn zu schaun. Denn ungefodert vom Rufer zum Streit

nicht stärker sei, als der hiesige, sondern daß beide nach ihren verschiedenen Beziehungen, der unsrige auf ruhige Schönheit überhaupt, der andre auf jugendliche Schönheit, welche reizet, gleich passend und stark seien. — Amor wacht auf den Wangen des Mädchens auch im Horaz 4, 13. 8. und Sophokles in einem Chor, der Antigone sagt eben das. S. Mureti Var. Lect 11, 20.

2) d. h. des Naturtriebes zur Liebe und Geschlechtsfortpflanzung.

3) Ich habe hinter πλαναθεντα das Komma weggestrichen und es hinter ἕκαϛον gesezt, und also προς ἔργον ἕκαϛον mit μη πλαναθ. verbunden. Mich dünkt es so natürlicher, daß der Dichter vom Allgemeinen aufs besondere gehe. Vielleicht wäre es auch besser, των δ᾽ ἀρειονων oder των τ᾽ ἀρειονων zu lesen, und das καιρω sol wol mit ἐπικρατειν, als mit πλαναθεντα zu verbinden.

4) So heißen die Liebesgötter, in sofern sie die Reize der Schönheit und Liebe erhöhn, ποιμενες habe ich, dünkt mich, durch Pfleger besser dargestellt, als wenn ich übersezt hätte, Verspender. — Kypria, Venus, weil sie auf der Insel Kyprus, deren schon gebildete Einwohner der Weichlichkeit und den sanftbezaubernden Vergnügungen des Lebens ergeben waren, vorzüglich verehrt ward.

5) Hab' ich diesen Gedanken so richtig mit dem vorigen verbunden? Die Stelle wird wenigstens dadurch sinnreicher. — Oinone der alte Name von Aegina. Der Knabe ist Aeakus.

Streit [6]) waren die Edelsten der ringsamwohnenden Helden bereit, seinem leitenden Herscherspeere [7]) zu folgen in den Kampf;

Epodos I.

Die Helden, welche im felsigten Athene das Streitheer ordnen, und die Pelopiden [8]) auf Sparta. Heil erfleh' ich, o Aeakus von dir, ein frommer Verehrer deine heiligen Kniee umfassend; Heil! für die geliebte Stadt; Heil für ihre edlen Bewohner; jezt, da ich darbringe das Lydische Hymnendiadem [9]), von den rauschenden Harmonieen der Harfe gewunden, den Nemeischen Schmuck des Deinias und Megas, seines Erzeugers, ob ihres gedoppelten [10]) Wettlaufs Denn [11]) nur Glückseligkeit, unter Beistand der Gottheit gepflanzt, harret bei den Sterblichen wechsellos.

Strofe

6) So gebe ich ἀβοατι. Das sine pugna drückts meines Bedünkens nicht ganz aus: und *sponte* verlöscht das Dichterbild.

7) Ich lese mit dem scharfblickenden Heyne ἀναξιαις.

8) Von denen die ganze Landschaft (Morea) den Namen Peloponnes erhielt; Abkömlinge des alten dasigen Königs Pelops.

9) Ein Bild für die in Lydischer Tonart komponirte Hymne. Sonst nennt er sie auch wol einen Kranz, welchen μιτρα hier allenfals wol auch bedeuten kan.

10) S. V. 82. Megas, der Vater des Helden, hatte auch in jüngern Jahren auf Nemeas Laufbahn gesiegt.

11) Dieser Gedanke steht, wie ich schon im Plane erinnert habe, mit der obigen Bitte an den Aeakus V. 22. in Verbindung. Er giebt Ursache davon, warum Pindar für seinen Helden den Beistand des Aeakus, des Schuzgeistes der Aegineten erfleht. Damm hat dies schon erinnert. Schmid aber in der Disposizion der Ode zieht es unmittelbar auf den Deinias: Dieser hat seine Glückseligkeit (also auch seinen Sieg) durch den Beistand der Gottheit erlangt, sie wird also dauerhaft sein.

Strofe 2.

So belastete sie einst des Kinyras 12) Schoos mit Schäzen in Kypros, der Wohnerin des Pontos. — Doch raste, o raste, schnellbeflügelter Fuß! auf daß ich samle den zögernden Odem zum fürdern Fluge des Gesanges. Denn es haben schon viele der Sänger seine Thaten gepriesen; und sie in neuen Melodieen dem Richterohr, gleich dem prüfenden Steine des Goldes, zu übergeben, ist eine gefahrdräuende Klippe, ist süße Nahrung dem Leumund des Neiders, der mit gierigem Zahne nur stets die Edlen anfällt, aber nie mit den Verachteten wettkämpft 13).

Gegenstrofe 2.

Er zermalmete auch des Telamons Sohn 14), daß er

12) **Kinyras**, ein berühmter Held und sehr reicher König auf der Insel Kypros; dessen Schäze zum Sprichwort wurden: Cinyrae opes. Will man noch andre Bestimmungen: er war ein Sohn der Venus; und zeugte mit seiner eignen Tochter Myrrha unwissend den Adonis. S. Ovids Metam. 10, 298 f.

13) Ein Gedanke, der auch im Sophokl. Ajax V. 154, und im Homer Il. B. 137 vorkömt.

14) Den Ajax. Pindar berührt öfters die dem Ajax vom Ulysses und den richtenden Griechen angethane Ungerechtigkeit, da sie ihm Achills Waffen absprachen. Z. B. Nem. 7, 36 f. Ein Beweis, daß sein tieffühlendes Herz ganz besonders vom Andenken an dieses traurige Schicksal des würdigen Helden Ajax gerührt ward. Vielleicht macht er zugleich in dieser kleinen Episode und in den ihr angehängten allgemeinen Sentenzen den Aeginetern, bei denen Ajax einheimisch war, eine kleine Schmeichelei. — Die darauf erfolgte Raserei des Ajax gab dem Sophokles Stof zu seinem Trauerspiel, αιας μαστιγοφορος, wo die Charakterzeichnung des Ajax und Ulysses dieselbe, als hier und im Homer ist; obgleich Herr Borhek in seiner Uebersezung des Sophokleischen Trauerspiels S. 172 meint, daß man aus Ulysses Karakter beim Sophokles sehe, daß Sophokles in einem edeldenkendern und aufgeklärteren Zeitalter gelebt, als Homer. Denn man lese nur im Hom. Od. 11, 547 — 61, mit wie reuigem Herzen Ulyß nach meh-
rern

er den Dolch in seine Gewelde vergrub [15]). Fürwahr der Thatenvergessenheit Schmach schlägt oft in Fesseln die starke Brust, welcher Redsamkeit entsteht, im verderblichen Zwist; aber dem tausendfarbigem Truge des Lügners reicht sie willig den Preis. Denn es ehrten die Danaer Odysseus durch die betrügerischen Richtersteine [16]); da begann Ajax, der goldnen Rüstung beraubt, mit dem Morde zu ringen.

Epodos 2.

Und warlich! sie hatten doch beide eine ungleiche Wundenzahl in die streiterhizten Körper der Feinde mit der Männerverjagenden Lanze gerissen, als sie gekämpft

rern Jahren seine Handlung verwünscht. — Ulysses Verschlagenheit, womit er sich überall durchhilft, Güter verschaft und Uebel entfernt, macht, mit Suada verbunden, den Hauptzug seines Karakters aus. In der Heldenzeit hieß das am Ulyß Weisheit, was nach der Denkart unsers Zeitalters zu urtheilen, eine unedle Schelmerei sein würde; so wie am Achill das Heldenmut hieß, was man jezt brutale Grimmigkeit nennen würde. Denn damals waren die feinern Abstufungen der Tugenden und Laster noch nicht abstrahirt, und die Grenzlinien, wo Anlagen zu großen Tugenden auch in Fehler und Laster übergehen, noch nicht gezogen.

15) Eigentlich nach dem Griechischen: **Als er den Dolch mit seinem Geweide umwälzt.** So sagt Virgil Aen. 10, 680 *mucrone sese induere* — de mucrone infixo, qui adeo a corpore et visceribus tegitur et absconditur, wie Heyne dort treffend erklärt.

16) Dies ist von der Stimmengebung auf Täfelgen oder calculis durch Aufschreibung des A (Ajax) und O (Odysseus) zu verstehen. Oder ists ein bloßes Dichterbild, womit der entscheidende Ausspruch der Griechen zum Vortheil des Ulysses bezeichnet wird? Das κρυ-φιος mag ich nicht eigentlich durch heimlich, sondern nach einem Dichtergebrauch des Worts durch falsch, betrügerisch, αδικος, wie der Scholiast sagt, erklären. So wird Ulyß vom Teukros in Sophokl. Ajax 4, 3. κλεπτης ψηφοποιος genant. Ulysses erzählt die Sache selbst, Hom. Od. 11, 542.

um den noch blutenden Leichnam Achills [17]), und in den Heldenverderbenden Tagen der andern Gefechte. — Aber es war freilich von Anbeginn die feindselige Suada der schmeichelnden Rede trugsinnende Gefährtin, war schadenfrohe Hohnessprecherin; sie — die die hochglänzende That unterjocht, und hoch den welken Ruhm der dunkelumhüllten erhebt.

Strofe 3.

Ferne! ach! ferne, o Vater Zeus, solch einen Sinn von meinem Geiste! Laß mich wandeln auf den schlichten Pfaden des Lebens, damit ich im Tode meinen Erzeugten nicht einen mißtönenden Namen verlasse! Viele der Sterblichen flehen dich um Schäze, viele um unermeßlicher Fluren Besiz. O laß, ich flehe dich, mich sein meiner Mitbürger Freude! laß mich preisen die preiswürdige That, und mit Tadel züchtigen den Frevler, bis der Staub meine Glieder bedeckt.

Gegenstrofe 3.

Wie der Baum vom belebenden Thau getränkt, sich erhebt, wachsen Tugenden, von den Weisen und Gerechten der Menschen erhoben, empor zum erfrischenden Aether [18]). Man-

17) Als Achilles vom Paris erschossen worden, wolten die Troer den Leichnam des Helden erbeuten; die Griechen aber errungen sich ihn in einem blutigen Gefechte. Dares Phrygius de excidio Trojae K. 36. erzählt die Sache anders; er gedenkt keines Gefechts um Achills Leichnam.

18) Diese Worte sind im Griechischen mehr verschlungen, als ich es in der Uebersezung gethan habe. Theils ist es gewönliche Dichtermanier, das Gleichniß mit in das Verglichene zu verweben; theils hat der griechische Syntax, und nur er, eine sehr große Freiheit, Worte zusammen zu fügen, willkürlich zu trennen, und weit zurück zu werfen, woraus denn auch Pindar, wie Schneider im Versuch über Pindar S. 136. bemerkt, große Vortheile zur Stärke und Kühnheit des Ausdrucks gezogen, und einen unschäzbaren Vorzug über römische und neuere Dichter erhalten hat. Anfangs, sagt Schneider, sind dergleichen Stellen dunkel, und der Ausdruck allzu-

Mannigfaltig ist das Frommen des Freundes; aber am glänzendsten ragt er in Kämpfen hervor; da strebt das Wonnegefühl seines Herzens den Blicken der Menschen zu zeigen die wahrhaftige That. — Zwar deine Seele, o Megas, auf dem Fittig des Gesanges zurückzuführen,

Epodos 3.

vermag ich nicht. Denn vergebliche Hofnungen zum Ziele zu führen, ist nur das Streben des Thoren. Aber auf den starken Pfeiler der Musen zu gründen deines Geschlechtes und der Chariaden [19]) Ruhm, ob der glorreichen Fußesschnelle

allzugedrungen, bis Gewohnheit und nähere Bekantschaft mit Pindars Manier ihre Härte zu mildern anfängt. — Daher seze ich auch lieber hinter δικαιος τε ein Komma, und konstruire das προς ὑγρον αἰθερα zu αὐξονται ἀρεταὶ weil der Gedanke dann geründeter und voller in sich zurück abläuft. — Für die Vergleichung mit ἱερσαις würde es passender sein, wenn der Dichter für σοφοις δικαιοις τε geschrieben hätte ὑμνοις δικαιοις. Wer ungewissenhaft mit dem Texte verfahren wolte, könte vielleicht mit einiger Wahrscheinlichkeit so lesen. Allein der Lyriker fesselt sich nun einmal nicht an die ängstlichen Regeln der Parallele. — Das ὑγρον nehme ich für befeuchtend, befruchtend, erquickend, weil ich es hier für bedeutend und nicht blos für malerisch halte, so daß die Idee darinne liegt: die Erhabenheit, die die Sänger den Tugenden und Thaten geben, nährt und erhält diese Thaten und Tugenden; der Aether, zu welchem sie sie gleichsam erheben, erfrischt und stärkt sie. Wer es für malerischen Zusaz hält, mag es den wolkigten oder den schwimmenden Aether übersezen. Vergl. Pyth. 5, 132. — Noch erinnere ich, daß alle Gedanken der dritten Gegenstrofe den Ruhm des Vaters des Siegers und seines Stammes im dritten Epodos vorbereiten.

19) Chariaden, ein Tribus unter den Aegineten, aus welchem Megas und Deinias war. — Pindar nennt seine Hymne einen Pfeiler der Musen, weil sie ein dauerndes Denkmaal des Ruhmes des Megas und seiner Familie bleibt. Man erinnere sich, um den Zusaz der Musen ganz zu verstehen, an die Vergleichung zwischen der Bildhauerkunst und Dichtkunst in Rücksicht auf die Erhaltung und Fortpflanzung des Ruhmes, im Anfange der fünften Nemeischen Ode.

schnelle, durch welche ihr zweimal gesiegt, das vermag ich. Es hat ja schon mancher der Sänger durch den Zauber seiner Lieder [20]) gelindert die Schmerzen des mühseligen Kampfes. Denn es jauchzte die lobpreisende Hymne der Biederthat schon lange, ehe noch die Zwietracht den Akostos und die Kadmeier empörte [21]).

Gurlitt.

20) Der Gedanke komt auch Isthm. 8, zu Anfange vor. — Ich glaube doch fast, daß ἐπαοιδαί zwar Gesänge hier bedeuten, aber doch mit dem Nebenbegrif des Zauberischen, Entzückenden, das darinne liegt. Und so denke ich konte sich der Lyriker allerdings die Freiheit nehmen, die Gesänge Zauberlieder, süße Zaubereien zu nennen. Damm erklärt es von eigentlichen Zaubereien und Beschwörungen, und legt also in die Worte des Dichters ein Gleichniß, wovon der Leser sehr leicht die Anwendung auf die Dichtergesänge machen könne. Er übersezt daher: Hat doch mancher Mann durch zauberische Zusprachen (Beschwörungen, Segensprechen) auch ein schweres Leibesübel ganz unschmerzhaft gemacht; und sezt dann in der Anmerkung die Beziehung hinzu: also wird mein Lied kräftig sein, euch für gehabte Mühe im Wettlauf zu entschädigen. Diese Erklärung dünkt mich ganz undichterisch Denn sie raubt dem Dichter die Bilder und Tropen seiner Sprache.

21) Statt des algemeinen Gedankens: Dichtergesänge gehen bis ins höchste Alterthum hinauf, sezt er als Dichter die bestimte Zeit des Krieges der sieben vereinigten Fürsten vor Theben gegen den Eteokles, entweder weil dieser der älteste jezt noch algemein bekante Dichtergegenstand der Griechen war, oder, wie Schmid glaubt, weil von da an die Nemeischen Spiele ihren Ursprung nahmen; so daß Pindar sagt: längst vor dem Ursprunge der Nemeischen und andrer Nazionalspiele der Griechen besangen schon Dichter die Helden. — Das Sujet vom Thebischen Kriege ist behandelt vom Sophokles im Oedipus und andern seiner Trauerspiele, vom Aeschylus im sieben gegen Theben, vom Statius in der Thebaide und vom Pindar Nem. 9.

6.) Ver-

6.

Vertheidigung Kassels gegen Herrn A — z.

(Deutsches Museum 1785 B. 2. S. 183.)

Kassel, d. Oktob. 1785.

Mein Herr!

Sie haben Kassel hart angegriffen; Sie haben es angeklagt, daß es den liebenswürdigen französischen Geschmack verlasse; Sie haben es beschuldiget, daß es den rohen deutschen dafür eintausche. Je übler Sie selbst diese Veränderungen finden, desto billiger ist es von einem patriotischen Kasseler, eine Vertheidigung zu unternehmen, und von Ihnen, dieselbe anzuhören. Ohne so kühn zu sein, mir einzubilden, daß ich zu einer ganz vollkommenen und meiner Vaterstadt würdigen Vertheidigung Fähigkeit und Kräfte genug habe, schmeichle ich mir doch mit der Hofnung, meinen lieben Mitbürgern wenigstens meinen guten Willen ausser Zweifel zu sezen, und ihnen vielleicht mächtigere Beschüzer zu erwecken.

Gleich zu Anfange muß ich Ihnen, mein Herr, sagen, daß Ihr Brief Aufsehen genug, und viel Mißverstand bei uns verursachet hat; und es zeigte sich sehr bald, wie ungerecht Sie mit uns umgegangen waren. Als ihn kaum zwei oder drei gelesen hatten, war sogleich die ganze Stadt voll von einem neuen Briefe über Kassel; und von den glänzenden Assembleezimmern bis zur schmuzigen Herberge der französischen Lampenpuzer ertönte alles von Freude und Triumf, daß das deutsche Schauspiel und seine Verehrer im Museum „erbärmlich heimgeleuchtet“ wären. Allmälig breitete sich der Aufsaz weiter aus, und es gab nun einige finstere, stumpfe Köpfe, welche darin

gerade das Gegentheil, und ich weis nicht ob Satire oder Ironie *) gegen die Französischgesinnten fanden. Was daraus für Zank und Uneinigkeit entstand, haben Sie schwerlich gehörig überlegt, sonst würden Sie mit der Wahl Ihres Tones gewiß mehr auf diese stumpfen Köpfe Rücksicht genommen haben, denn man muß sehr deutlich sein, wenn man für Kassel schreibt. „Das ist recht, daß die plumben Deutschen einmal abgeführt worden sind, wie es sich gehört;“ riefen die einen, und klopften in die Hände. „Ihr versteht es nicht, schrieen die andern. Es gilt euch! Man muß gar keine Augen im Kopfe haben, wenn man das nicht sehen will.“ Uebrigens hatten von beiden Theilen, wie gewönlich, die wenigsten, den Aufsaz selbst gelesen, und wußten nicht so recht eigentlich, wo er denn stehe. Da nun die Klopfer so zahlreich, und die Schreier so stark waren, so entstand eine Verwirrung, die sich nicht beschreiben läßt, und um nur herauszukommen, nahm man an, es gäbe zwei Aufsäze, und beide Theile hätten Recht. Dabei konte es nun aber freilich nicht bleiben; der Aufsaz ging aus Hand in Hand, und endlich wußte man denn wol, daß es nur Einen gebe. Aber man war nun übler daran, als vorher. Es ging Ihrem Briefe, wie der Bibel, wenn sie zwei Religionssekten unter die Hände kommt. Jeder fand Beweise für seine Meinung darin, und keiner konte den andern überzeugend widerlegen. Doch kam es zu einer Vereinigung; zwar nicht nach Hrn. Masius Theorie, aber Hr. Masius wird die Seinige schwerlich anders und besser ausführen: beide Theile behaupteten, daß der Aufsaz „weder gehauen

nach

*) Ironie, meine lieben Mitbürger, ist ursprünglich ein französisches Wort, dessen rechte Bedeutung man nicht recht mehr weis. Vielleicht hat es gar keine gehabt, denn pedantisch genug sieht es aus. Ich habe es auch weder in der Grammaire des Dames noch in den petites affiches finden können.

noch gestochen" sei, und damit ließ man es gut sein, und die Ruhe war in Abdera wieder hergestellt.

So weit die Geschichte; nun der Inhalt Ihres Aufsazes. Wenn Sie, mein Herr, das Endurtheil darüber zu hart finden, so muß ich doch selbst gestehen, daß Sie alles mögliche gethan haben, es zu verdienen. In der That gibt es Stellen darin, welche einander offenbar zu widersprechen scheinen, und so klar dem größten Theile nach Ihr lobenswürdiger Eifer für den französischen Geschmack ist, so kan man doch nicht leugnen, daß man hin und wider auf Züge stößt, von welchen unbegreiflich ist, wie sie mit dem übrigen aus demselben Kopfe fließen konten. Einige sind so plumb französisch, daß selbst Kasselische Damen dabei roth wurden, und sie zu übertrieben fanden, z. B. die Vergleichung der aufgeführten französischen Stücke mit den deutschen, wo unter jenen doch einige so schlechte, und unter diesen einige so offenbar gute vorkommen, daß man bei aller Kasselheit doch unmöglich Ihr Urtheil ganz billigen kan. Wenigstens ist es der Klugheit gemäß, ein wenig damit zurück zu halten, und etwas aufzuopfern, damit man nicht alles verliert. Dies ist um desto nöthiger, je gefährlicher uns der deutsche Geschmack wird, und je mehr der Irthum einreist, daß Frankreich in Wissenschaften und schönen Künsten bald von Deutschland werde lernen müssen. Ich erzähle Ihnen keine leeren Träume, mein Herr, die Sache ist nur zu gewiß, und durch wirkliche Vorfälle bestätiget. Ich weis schon Beispiele, daß man für nöthig hielt, französische Kutscher von Deutschen das lenken lernen zu lassen. Sie hätten also in Ihrem Briefe durchaus nicht zu weit gehen sollen, um die Deutschen nicht zu sehr zu erbittern. Denn so viel sie auch vertragen können, so wird doch die eisernste Geduld endlich mürbe. Und wenn sie erst einmal anfangen solten, sich zu schämen, verächtliche Affen der Franzosen zu sein, dann ist es um französischen Geschmack

und französisches Ansehen geschehen. Dann können keine Pariser Friseurs mehr an deutschen Höfen Chevaliers und Marquis werden, und keine Abentheurer für ihre französische Namen Jahrgehalte bekommen. Denn es ist nur zu gewiß, die Deutschen könten das ehrwürdigste Volk sein, wenn sie nicht das lächerlichste sein wolten.

Auf der andern Seite haben Sie aber auch Kassel zu viel gethan, indem Sie schon an seiner Standhaftigkeit für den einzigschönen Geschmack ganz verzweifeln. Ich bin dadurch, und durch einige andere Umstände auf eine Vermuthung gekommen, welche mir auf einmal alle Schwierigkeiten und Widersprüche in Ihrem Briefe aufklärt. Vermutlich sind Sie, m. H. nicht selbst in Kassel gewesen, kennen Kassel nicht selbst genau, sondern haben Ihren Brief zum Besten meiner Mitbürger aus allerlei Nachrichten zusammengesezt, welche man Ihnen gegeben hatte. Da könte es denn leicht sein, daß einer und der andere die Gefahr (klug zu werden, würde ein Deutscher hinzusezen) zu groß geschildert, und Sie dadurch irre geführt hätte.

Nein, m. H., so schlimm ist es mit uns noch nicht! Noch hört man bei uns (was ich bei uns nenne; das heißt, in guten Häusern) keinen deutschen Unsinn; wir bleiben treulich bei dem französischen. Noch sehen Sie keine Empörung gegen den schönen Kleidungsgeschmack. So wie eine neue Puppe von Paris kommt, sehen Sie in acht Tagen alle unsere Puppen darnach gebildet, und Wehe der, welche nicht die Puppe, sondern ihren Kopf bei ihrem Puze zu Rathe ziehen wolte! Sie würde verständig heißen, und wir leiden unter uns keinen Verstand. Aristides wurde von den Griechen verbannt, weil er nur gerecht war. Wer bei uns gar klug sein wolte, würde — verachtet. Darum hören Sie bei uns keine Gespräche, als von Stadtmährchen, neuen Moden, und Aergernissen, und finden weit und breit keine Gesellschaft,

deren

deren Zweck sogenante nüzliche, geistreiche, oder wizige Unterredung wäre. Wir kommen zusammen, um zu essen, zu trinken und zu spielen, und das alles kan der Dümmste von uns, so gut, als alle. Eben deswegen öfnen auch nicht Verdienste, Verstand und Kentnisse unsere Gesellschaftszimmer, sondern blos Stammbäume. Spielen und essen könten freilich andere geschmackvolle aufgeklärte Personen wol mit uns, aber Reden und Denken könten wir nicht mit ihnen; man muß ihnen also zeigen, daß wir zu erhaben sind, vernünftig zu sein, und von ihnen zu lernen. Ein Einziger läßt uns leider im Stiche, und stört die schöne Einheit des Ganzen. Ob er gleich vom höchsten Range ist, so lebt er doch eingezogen und unbescholten, wie ein Pfarrer. Nicht schlim genug, daß er selbst etwas weis, so schäzt er auch andere, die etwas wissen, ohne nach ihren unwissenden Ahmen zu fragen; ja, er schäzt sie sogar mehr, als uns. Aber wir lassen es ihm auch empfinden! Wenn ein reisender, aufgeklärter Mann ihn lobt, das heißt, ihn kennen gelernt hat, so sagen wir spöttisch: O, der hat eine Suppe bei ihm gegessen! Wenn er sich das Vergnügen macht, Männer von Wissenschaften und Kentnissen zu bewirthen: O das ist ein Pfiff. Er will sich Schmeichler erkaufen! Wenn man von seiner nüchternen, philosophischen Lebensart spricht, welche wir nun freilich nicht leugnen können: O, er ist ein Sonderling! Und wenn alles das nicht helfen will, so rufen wir aus: O, er ist ein Schwärmer! — Ueberdies habe ich noch einen Hauptstreich im Kopfe. Wenn wider einmal die Rede von einem vortreflichen Buche ist, welches er geschrieben hat, worin die gründlichste Gelehrsamkeit mit der edelsten Denkungsart und dem kräftigsten Ausdrucke vereinigt sein soll, will ich mit verachtendem Tone sagen: O, er ist ein Pedant! — Sehen Sie, mein Herr, daß wir noch nicht so schlimm und verwildert sind, als Sie befürch-

befürchten! Noch bleiben wir uns immer gleich, und es soll gewis den Philosophen so leicht nicht werden, uns zu ändern!

Auch bei dem übrigen Kassel ist es noch lange nicht so arg mit der deutschen Wut. Wo wolte es auch herkommen? Sie sehen und hören nichts, als Französisches, und ahmen um so leichter uns Lebendigen nach, da wir uns nicht schämen, einer Lumpenpuppe, und einem alten Trödelweibe in Paris nachzuahmen. Ueberdies giebt es in ganz Hessen keinen einzigen sogenanten schönen Geist, der nur einigen Ruf hätte, man hat also auch von deren sonst gefährlichem Einflusse nichts zu befürchten. Ein gewisser Herr Fr. (iedrich) von Eschstrut, den man auch Fr. (eiherr) von Eschstrut lesen könte, *) glaubte zwar ein paar Jahre her, heßische Gartenblumen zu lesen, bei seinem blöden Gesichte hat er sich aber vergriffen, und nur Gänseblumen gesammelt. Indessen würde er in Hessen auch mit dem schärfsten Gesichte zwar nichts bessers gefunden, aber das Sammeln unterlassen haben. Den zweiten und lezten, welcher uns und unserm Hasse gegen Schöngeisterei noch gefährlicher hätte werden können, (wie ein gar wiziger pädagogischer Aufsaz in den heßischen Beiträgen 1785. St 5. S. 61. beweist, worin besonders die ausserordentlichen Fähigkeiten zum Gesprächstone glänzen) diesen neuen Herkules deutscher Schöngeisterei und Philosophie werden wir glücklicher Weise, wie ich höre, bald aus unsern Mauern verlieren. Wir sind also, dem Midas sei es gedankt! auch von dieser Seite

vor

*) Wenigstens würde er es hoffentlich nicht übel nehmen, da er diesen seinen dritten Vornamen Fr. von ungefähr niemals ausschreibt, und da wir uns jezt alle Freiherren und Freifrauen nennen lassen, wie man schon von den Briefträgern erfahren kan.

vor allen verderblichen Neuerungen ziemlich sicher, und Ihre Klagen, mein Herr, wie Sie selbst sehen, wenigstens viel zu übertrieben.

Noch ein paar Worte vom deutschen Schauspiele. Was Sie darüber schreiben, komt zwar hier und da der Wahrheit näher, im Ganzen ist aber doch auch zu viel gesagt. Die Influenza war doch bei weitem so ausgebreitet nicht, als Ihr Brief behauptet; und jezt, da die Gesellschaft fort ist, beeifern sich unsere wizigen Köpfe recht, alle Tage ein neues, ärgerliches Geschichtchen von ihr auszubreiten. Alles zum Behuf unsers alten, lieben französischen Geschmacks; denn wir wissen wol, daß bei dem großen Haufen die Kunst verächtlich wird, wenn es der Künstler ist. Als es daher schien, die Meinung über Ihren Brief, daß er Satire sei, würde herschend werden, sprengten wir geschwind aus, Herr Grosmann habe ihn selbst geschrieben, um auch so seine ganze Wirksamkeit zu nichte zu machen. O, mein Herr, wir sind gar fein! Kennen Sie uns nur erst!

Eben so ging es mit allen Schauspielen, welche aufgeführt wurden. Im Vertrauen kan ich Ihnen wol sagen, daß einige theils an sich vortreflich waren, theils gut, und in einzelnen Rollen meisterhaft vorgestellt wurden. So spielte z. B. Herr Grosmann in Nicht mehr als sechs Schüsseln den Hofrath unverbesserlich, so natürlich in Bewegung und Tone, so ganz in seinem Karakter und wie in seinem Wohnzimmer, daß es unwiderstehlich war. Nicht weniger wahr spielte er den feinen teuflischen Marinelli in Emilia Galotti. Hr. Unzelmann stellte die so schwere und berühmte Rolle Hamlets mit vielem Ausdrucke und mit vieler Natur vor, und deklamirte fast durchgängig richtig; eben so derselbe als Banko in Makbeth. Es wäre zu befürchten gewesen, daß er wirklich dem französischen Geschmacke durch sein Spiel Abbruch gethan hätte,

hätte, aber zum Glücke können wir Shakespeare nicht verstehen, und folglich sind seine Stücke Unsinn. Den pedantischen und betrunkenen Magister im Alchymisten spielte er so ganz vortreflich, daß im heil röm. Reiche kein Magister sich selbst besser spielen könte, und wenn er auch — pädagogische Abhandlungen geschrieben hätte. Ueberhaupt muß ich bei dieser Gelegenheit anmerken, daß diese Schauspieler eine ausserordentliche Aufmerksamkeit auf alles Mögliche hatten, was zu ihren Rollen gehörte. Das ist nun freilich die Schuldigkeit jedes Künstlers; wir indessen waren es doch gar nicht gewohnt. Zwar Künstler sind nun wol auch unsere Franzosen eben nicht; — doch das sind verhaßte Dinge!

Um von der Aufmerksamkeit der Grosmannischen Gesellschaft etwas anzuführen, erwähne ich nur die Szene, da der Magister und Gustel (Dlle Bösenberg) betrunken aus dem Fußboden des Zimmers heraufkommen. Ausser dem Taumel, der lustigen Beweglichkeit aller Glieder, und der süßesten Freundlichkeit im Gesichte des Magisters, hatten sich noch beide auf das täuschendste das Glühen vom Weine ins Gesicht gemalt, und der gepuderte schwarze Rock des Magisters verrieth, wie frölich und sorglos sie geschmaust hatten. In einem andern Stücke spielen zwei Bediente, ein verstellter und ein wirklicher, welcher jenen wie ein höheres Wesen ansieht, und Anstand und Sitten desselben gern nachahmen mögte. Es war ein Meisterstück, wie Hr. Bösenberg das ausführte, und diese einzige Rolle mußte seinen Ruhm im Komischen festsezen. Mit der natürlichsten Plumbheit und Ungeschicklichkeit wolte er die Verbeugungen, die feine Artigkeit, die Leichtigkeit der Bewegungen des Andern nachmachen, und als er ihn mit ein paar Flaschen Wein bewirtete, hatte er sich mächtig gepuzt, und seine struppichten Haare dick eingepudert, aber vergessen, den Puder von der Stirne zu wischen. Mit ehrfurchts-

vollem

vollem Erstaunen hieng er mit seinen weitofnen gutmütig dummen Augen an dem Munde des andern, und drückte in jeder Miene Sehnsucht und Verzweiflung aus, dieses hohe Muster jemals zu erreichen. Bei dem allen beobachtete er die Grenzen zwischen komischen und niedrigen sehr genau, und erlaubte sich keine einzige Posse, wie etwa Mr. Suin. Hier war mir wieder vor Vergleichungen sehr bange; glücklicher Weise war aber dieses Komische für uns zu fein, wir fanden es also gar nicht, und Mr. Suin ist doch ein grösserer Mann, weil er besser beurtheilen kan, was für uns recht ist. Dazu komt, daß wir deutsch, so elend wir es auch sprechen, doch einigermaßen verstehen, und also leichter etwas tadelhaftes auftreiben können, als im französischen, wo uns der albernste Gedanke schön scheint, weil er französisch ist, und uns Mühe macht, ihn zu verstehen. Daß Dlle Bösenberg vortreflich singt, haben Sie selbst angeführt, aber auch Dlle Grosmann singt schön, und spielte einige Rollen z. B. Alceste, das Kammermädchen im Alchymisten, und einige naive Rollen recht gut. Kurz, unparteiisch betrachtet, waren wirklich wenige bei der Gesellschaft, welche in keiner Rolle etwas getaugt hätten; aber das that uns nichts. Hr. Grosmann versprach sich einmal in einem französischen Worte; das haben wir ihm nicht vergessen! Wenn jemand Hrn. Unzelmann zu loben anfing, lachten wir über seine lange Nase. Hr. Bösenberg — spielte nur niedrige, folglich unbedeutende Rollen. Dlle Bösenberg — spielte Prinzeßinnen nicht gut, folglich war es die Mühe nicht werth, auf sie zu sehen. Dlle Grosmann — hatte die Haare ins Gesicht gekämt, folglich konte sie keinen Geschmack haben. Und was unsern Triumf vollkommen machte, Dlle Schroot, welche immer Hauptrollen hatte, war wirklich schlecht, und hatte gar keine Vertheidiger; und einige andere waren anerkant mittelmäßig. So haben

haben wir uns glücklich durch alle Versuchungen geholfen, und in 14 Tagen, hoffe ich, soll das ganze deutsche Wesen wider vergessen sein. Ausser unserm Widerwillen gegen alles, was nicht ausländisch ist, hatten wir noch eine wichtige Ursache, gegen das deutsche Schauspiel gleichgültig zu sein: Es kostete viel. Da man nun so viel Geld zu Blonden und Uhrbändern braucht, so ist es ja natürlich, daß man alle Ausgaben scheut, welche weiter nichts, als schöne Künste und Seelenvergnügen betreffen.

Hiermit, mein Herr, empfehle ich mich Ihnen. Ich danke Ihnen für Ihr Theilnehmen an unserm guten französischen Geschmacke, und hoffe daß Sie auch meinem Patriotismus werden Gerechtigkeit widerfahren lassen. —

Z — a.

7.

Erbsünde.

Eine Priamel.

Sankt Theopompus sieht, wie das getränkte Kind
Die Brust der Mutter nagt, aus der ihm Segen rinnt;
Er sieht des Jägers Karl gehörnte Käfer *) spießen,
Und an des Buben Hand das Blut der Droßeln fließen;
Er sieht des Harpax Friz, der Kuchen sich verwahrt,
Und bis zum neuen Jahr des Neujahrs Gabe spart;
Und schwört: ihr Zweifler, ja, bei'm Fette meiner Pfründe,
Der alte Adam lebt! Dies ist geerbte Sünde!

Ich

*) Hirschkäfer.

Ich sehe rund um mich, und forsche tiefer nach;
Ist's wahr, was dieser Mann, ist's wahr, was Rousseau sprach!
Hell strömt aus Gottes Born, und trübt sich bald hienieden,
Der Strom der Schöpfungen. Der Genfer hat's entschieden.
Was soll Erbsünde der, die keine Sünde kennt,
Der Welt, die Unzucht Tand, und Frechheit Freimut nennt?
Kein Laster wütet mehr; verwiesen ist die Tugend:
Der Versler braucht sie nur als Zwillingsreim für Jugend.
Geehrt wird, was da glänzt, Gold oder Adelstand;
Sie zügeln unsern Ball, und herschen Hand in Hand.
Sie nennen Diebstal — Spiel, Gott lästern — freier denken,
Verläumden — Wiz und Geist, und Schuld bezahlen — schenken.
Ihr Auge, ach! so zart, verträgt in der Moral
Die Mittelfarben nur, so wie im Bildersaal;
Verbannt ist Schwarz und Weiß. Wer kan geerbte Sünden
In sündenloser Welt vornehmer Reichen finden?
Erbsünde giebt es doch? Ja, diese fällt mir ein:
Die Eine: bürgerlich und arm geboren sein.

Sander.

8.

Reise der Gräfin von Aunoy nach Spanien.

Fortsezung.

Sechster Brief.

San Augostino den 15. März 1679.

Wir reißten von Aranda bei einem Thauwetter ab, welches zwar die Luft viel wärmer, aber auch die Wege viel schlechter machte. Wir überstiegen den Berg Samosierra (der Altkastilien von Neukastilien scheidet) nicht ohne große Mühseligkeiten. Er ist hoch, und seine Tiefen waren mit Schnee angefüllt, so daß wir oft in Abgründe fielen, wenn wir auf dem ebensten Wege zu sein glaubten. Als wir nach Buitargo kamen, waren wir eben so naß, als in jener Nacht, wo die große Ueberschwemmung uns so erschreckte. Obgleich ich in einer Sänfte war, empfand ich doch das böse Wetter eben so sehr, als ob ich zu Fuße oder zu Pferde gewesen wäre. Die Sänften sind hier so schlecht gemacht, und so elend verwahrt, daß die Maulesel, wenn sie durch irgend einen Bach gehen, mit ihren Füßen das Wasser in die Sänfte werfen. Buitargo hat ein Schloß, das eben so regelmäßig gebauet, zwar nicht so groß, aber angenehmer ist als jenes zu Lerma. Ich besahe es mit meinen Begleitern; aber ich will Ihnen mit der Beschreibung desselben keine lange Weile machen.

Bald nach uns kam eine Kutsche an, die den Erzbischof von Burgos führte. Don Ferdinand kannte ihn, und versicherte mich, daß er der artigste Mann von der Welt sei, der mir, so bald er meine Anwesenheit erführe, seinen Besuch machen würde. Und dies war bis auf die

Silbe wahr. Es dauerte nicht lange, so führte ihn Don Friedrich, mein zweiter Reisegefährte, bei mir auf. Ich fand ihn sehr höflich; doch redete er wenig, und behielt die Ernsthaftigkeit, die seinem Stande und der spanischen Nation überhaupt eigen ist, beständig bei. Er bedauerte mich, daß ich eine so weite Reise bei so unfreundlicher Jahreszeit und so schlechtem Wege unternommen, und bat mich, in allen Stücken, worinnen er mir dienen könte, frei über ihn zu befehlen. Dies ist ein Compliment, das man hier zu Lande den Fremden gewönlich macht. Er hatte über seine Kleider einen violetsammetnen Priesterrock, dessen ganz gefaltene Aermel ihm bis an die Ohren reichten, und dazu eine Brille auf der Nase.

Bald darauf entfernte er sich, nachdem er mich vorher um Erlaubniß gebeten hatte, mir seine Olla, oder Potage schicken zu dürfen, weil sie fertig wäre, und ich doch zum Souper nichts bessers würde bekommen können. Ich dankte ihm, und sagte, daß eben der leztere Umstand mich verhinderte, sein gütiges Anerbieten anzunehmen: er würde sonst ein eben so schlechtes Souper halten müssen, wie wir.

Unterdessen war Don Friederich schon fortgegangen um die Olla zu holen. Er kam mit einem großen silbernen Topf zurück; fand sich aber arg betrogen, als er sah, daß der Topf mit einem Vorlegeschloß fest verwahrt war. Er lief und foderte den Schlüssel vom Koch, aber dieser war aufgebracht, daß sein Herr seine schöne Olla nicht selbst essen wolte, und gab vor, er müsse den Schlüssel verloren haben, er könne ihn nicht finden. Don Friederich ward böse, und gieng wider meinen Willen zum Erzbischof, um ihm die Impertinenz seines Koches zu klagen; dieser befahl seinem Major domo, daß er den Koch zur Auslieferung des Schlüssels zwingen solte. Der Major domo drohte dem Koch; aber dieser blieb ihm nichts schuldig. Die Zänkerei gieng so nahe bei meinem Zimmer vor,

daß ich alle Worte vernehmen konnte. Am besten gefielen mir die Antworten des Koches. Immer sagte er: No predo padecer la rina, sien de christiano viejo, hidalgo come el Rey y poco mas. Das ist: Ich bin nicht gewohnt, daß man mit mir so spricht! ich stamme von alten Christen her, und bin so edel als der König, und wol noch edler.

Auf diese Art pflegen sich die Spanier gemeiniglich groß zu machen. Dieser Koch war nicht blos ruhmredig, sondern auch starrköpfig: er gab die Schlüssel zum Topfe nicht her, man mogte ihm sagen, was man wolte, mithin blieb die Olla von uns ungegessen.

Von Buitargo aus ward der Weg besser, und wir bemerkten gar eigen, daß wir nicht mehr weit von Madrid wären. Das Wetter ward ungleich besser, und wir hatten keines Feuers mehr nöthig. Seltsam ist es aber, daß man in den Gasthöfen, die nahe bei dieser Stadt liegen, schlechter bedienet wird, als in andern, die hundert Meilen davon entfernt sind. Man glaubt sich eher einer großen Wüste, als der Residenz eines mächtigen Königs zu nähern. Ich versichere Sie liebe Cousine, daß ich auf der ganzen Strecke von Buitargo aus kein Haus, das mir gefallen hätte, und kein schönes Schloß gesehen habe. Ich bin erstaunt darüber, denn ich glaubte in diesem Lande, wie bei uns, schöne Spaziergänge, und kleine bezauberte Paläste zu finden, aber kaum bekömt man einige einzelne Bäume zu Gesichte, und eben jezt, da ich nur noch zehen Meilen von Madrid entfernt bin, ist mein Zimmer dicht neben dem Stall. Ein Loch, worinnen man am hellen Mittage Licht brennen muß! Und was für ein Licht! Besser wäre es gar keines zu haben! Es ist eine Lampe, die durch ihren düstern Schein Heiterkeit, und durch ihren übelriechenden Dampf Gesundheit raubet. Wir haben überall hin nach einem gezogenen Licht geschickt,

selbst

selbst zum Pfarrer, aber es war keines zu haben. Alles trägt hier das Gepräge der äussersten Armut.

Bei aller dieser Armseligkeit wissen sich die Spanier doch durch eine gewisse, wichtige Ernsthaftigkeit ein Ansehen zu geben; und selbst der Bauer geht mit abgemessenen Schritten. Sie haben eine ausserordentliche Begierde nach Neuigkeiten, und scheinen in die Befriedigung derselben ihre ganze Glückseligkeit zu sezen. Sie kamen ohne Umstände in mein Zimmer, mehrentheils barfuß, oder höchstens mit einem Stück Filz unter den Sohlen, das sie mit einem Stricke befestiget hatten. Sie baten mich, ihnen vom französischen Hofe zu erzählen, was ich wüßte, und wenn ich ihre Neugierigkeit befriediget hatte, so machten sie über meine Erzählung untereinander ihre Betrachtungen, in welchen ich ausserordentlich viel Geist und Lebhaftigkeit fand. Unter andern kam auch eine artige Bürgersfrau zu mir. Sie hatte ein Kind auf dem Arm, das überaus mager war. Das Kind hatte mehr als hundert kleine Hände, theils von Terra sigillata, theils von Agat am Halse, und überhaupt am ganzen Leibe herumhangen. Ich fragte die Mutter was dies bedeutete? Es wäre gut wider böse Augen, antwortete sie. Wirklich, sagte ich, man bekömt dann keine böse Augen? Ganz gewis, sagte sie, nur nicht so, wie Madam es verstehen. Es giebt hier zu Lande gewisse Leute, die solch ein durchdringendes Gift in ihren Augen haben, daß sie, wenn sie jemanden, besonders ein kleines Kind starr ansehen, verursachen, daß es an der Auszehrung stirbt. Ich habe einen Mann gesehen, sezte sie hinzu, der ein solches pestilenzialisches Auge hatte. Da er die Leute krank machte, wenn er sie mit diesem Auge ansah, so ward ihm befohlen ein Pflaster darüber zu tragen. Sein zweites Auge war nicht giftig. Wenn er zuweilen unter guten Freunden war, so brachte man Hühner herbei, und dann sagte er, wel-

ches von diesen wolt ihr todt gesehen haben? Man bezeichnete ihm eines; er sah es mit seinem giftigen Auge an, alsbald tummelte sich das Huhn in einem Kreise herum, und fiel nach wenig Minuten todt nieder. Meinem Kinde, schloß sie, ist dies Unglück von solch einem Auge verursacht, aber ich denke, diese Hände sollen es bald heilen. Diese Geschichten sind für jeden aufgeklärten Menschen unglaublich; aber hier schwört der gemeine Mann auf die Wahrheit derselben, und Leute, die dieser Augenpest bezichtiget werden, sind nicht selten von der Inquisition eingezogen worden. Eben diese Frau erzählte mir, daß die Inquisition ein altes Weib, die wahrscheinlich ihres Kindes Unglück verursacht hätte, in Verhaft nehmen lassen. Ich fragte sie, was der alten Frau geschehen würde. Wenn man gültige Beweise wider sie aufbringen kan, antwortete sie, so wird sie verbrant, oder stirbt im Gefängnisse. Das erträglichste Schicksal was sie erwarten kan, ist der Staupbesen. Man pflegt, sezte sie hinzu, solche Hexen einem Esel an den Schwanz zu binden, oder sie auch wol mit einer papiernen Müze, die mit allerlei Farben bemalt ist, und mit einer Inschrift, die ihr Verbrechen anzeigt, auf einen Esel zu sezen, und sie in diesem Aufzug durch alle Straßen der Stadt zu führen, wobei es jederman erlaubt ist, sie nach Herzenslust mit Koth zu werfen. Hievon nahm sie Gelegenheit, mir die Inquisition mit schrecklichen Farben zu schildern, Unter andern erzählte sie mir die Geschichte zweier Juden, Vater und Sohn, die in den Gefängnissen der Inquisition zu Sevilla eingekerkert waren. Nachdem sie vier Jahre darin geschmachtet hatten, fand der Sohn Gelegenheit, ein Loch durch die Mauer zu brechen, und mittelst desselben auf die Spize des Gefängnisthurms zu klettern. Von da ließ er sich an einem Seile, das er aus seinem Bettuche gedrehet hatte, herunter. Kaum war er auf die Erde, als er sich Vorwürfe machte,

te, daß er seinen Vater verlassen habe. So wie ihn dieser Gedanke faßte, vergaß er alle die Gefahren, die ihm drohten (denn er war schon wirklich mit seinem Vater zum Scheiterhaufen verurtheilt) stieg auf den Thurm zurück, von da in den Kerker, holte seinen Vater heraus, ließ ihn vor sich hersteigen, folgte ihm dann, und so waren beide in Freiheit. Eine wahrhaftig schöne That!

Soviel für heute, liebe Cousine.

Siebenter Brief.

Madrid, den 29sten März 1679.

— Sein Sie nicht böse, liebe Cousine, daß ich Ihnen nicht gleich bei meiner Ankunft in Madrid Nachricht von mir gegeben habe. Ich hatte mir vorgesezt, Ihnen zwar etwas später, aber dafür desto umständlicher zu schreiben.

Ich wußte, daß mir meine Freundin, um derentwillen ich diese ganze beschwerliche Reise unternommen habe, bis nach Alcouendas, welches nur sechs Meilen von Madrid entfernt ist, entgegen kommen wolte. Weil ich sie aber daselbst noch nicht antraf, so beschloß ich, sie zu erwarten. Don Friederich schlug mir vor, das Mittagsmal auf einem artigen Landhause, dessen Besizer er sehr wohl kante, einzunehmen. Wir giengen also durch Alcouendas, und kamen bald zu dem kleinen Palais des Don Augustin Pacheco. Er nahm uns mit vieler Freimütigkeit und Politesse auf, und zeigte eine ungeheuchelte Freude über unsere Ankunft. Wir trafen ihn in seinem Garten, der an Zierlichkeit und Schönheit den französischen nichts nachgab. Das Wetter war angenehm, und die Bäume wurden schon grün. Diese sind hier im März schon eben so weit heraus, als bei uns im Junius. Hier ist jezt die schönste Jahrszeit, und die

die Witterung recht dazu gemacht, um das, was man in Spanien la prima vera nennt, zu genießen. Denn wenn die Sonne erst höher kömt, so dörrt und versengt sie die Blätter der Bäume und Stauden.

Die Gemalin des Don Pacheco war noch nicht aufgestanden. Die Spanierinnen sind von Natur ein wenig träge, und mögen gern lange schlafen. Don Pacheco führte mich nach einem Spaziergange im Garten, in ihr Schlafzimmer. Meine Begleiter, Don Ferdinand und Don Friedrich blieben zurück, weil es in Spanien nicht Mode ist, daß Mannspersonen in das Zimmer einer Dame kommen, wenn sie noch im Bette liegt. Selbst ein Bruder hat diese Freiheit nicht, seine Schwester müßte denn krank sein. Donna Theresa empfieng mich mit so vieler Höflichkeit, als wenn wir schon lange Freundinnen gewesen wären. Sie lag im Bette ohne Nachthaube. Ihre Haare waren mitten auf dem Kopfe getheilt, hinten mit einem Bande zusammengebunden, und in einen Beutel von fleischfärbigen Taffet gesteckt. Ihr Hemde war sehr fein, und überaus weit. Auch die Aermel waren es. Vorne waren diese mit diamantenen Hemdeknöpfen zugeknöpft. Unter dem Kopfe hatte sie mehrere kleine Kissen, die mit Bändern zugemacht, und mit breiten, feinen Spizen besezt waren. Die Zudecke mit Blumen von Gold und Seide gestickt, war ungemein schön.

Sie bat mich um Erlaubniß aufzustehen. Als sie sich Schuhe und Strümpfe anziehen ließ, mußte der Schlüssel abgezogen und der Riegel vorgeschoben werden. Ich fragte sie, warum sie sich so verschanzte? Und sie antwortete, sie wüßte, daß spanische Kavaliers im Hause wären; und sie wolte lieber ihr Leben verlieren, als diese ihre Füße sehen lassen. Ich lachte laut auf, und bat sie, mir ihre Füße zu zeigen, weil es bei mir wol nichts zu sagen haben würde. Es ist wahr, die Füße einer

ner spanischen Dame sind ihrer Niedlichkeit wegen ausserordentlich, und ich habe Kinder von sechs bis sieben Jahren genug gesehen, deren Füße eben so groß waren.

Sobald sie aufgestanden war, nahm sie eine Tasse voll Roth, und malte sich mit einem dicken Pinsel nicht nur die Backen, das Kinn, die Oberlippe, die Stirne und das Ohrläppchen, sondern bestrich sich auch damit die flachen Hände, die Finger und die Schultern. Sie sagte mir, daß man sich Abends beim Schlafengehen, und Morgens beim Aufstehen in Spanien zu schminken pflege. Sie würde sich gar nicht schminken, sagte sie, wenn diese Mode nicht so allgemein wäre, daß man sich derselben, ohne lächerlich zu werden, nicht entziehen könte. Man mögte noch so eine frische Farbe haben, so sehe man doch neben den Andern immer blaß und kränklich aus, wenn man kein Roth auflegte. Eine von ihren Kammerfrauen räucherte sie von oben bis unten mit vortreflichen Räucherkerzen, indem sie den Rauch auf sie bließ; eine andere nahm Orangenblütwasser in den Mund, sezte die Zähne aufeinander, und sprizte es wie einen Regen über sie her. Dieses nennen sie rusliare. Sie sagte mir, nichts auf der Welt verderbte die Zähne so sehr, als dieses Sprizen; aber das Wasser röche viel besser darnach. Daran zweifle ich sehr, und mir würde es höchst unangenehm sein, wenn mir eine ekelhafte Alte das Wasser, was sie im Munde hätte, ins Gesicht sprizen wolte.

Sobald Don Augustin erfahren hatte, daß seine Gemalin angekleidet sei, so war er so gefällig, dem Don Ferdinand, und die übrigen, wider alle spanische Sitte in ihr Zimmer zu führen. Nach einer halbstündigen Konversation nahm mich Don Augustin bei der Hand, und führte mich in einen Saal, der mit Marmor ausgelegt war, und wo statt der Tapeten nichts als Gemälde zu sehen waren. Rund herum lagen hohe

 Polster,

Polster. Auf einem Tische war für die Herren gedeckt, auf der Erde aber war auf einem Teppich ein Tischtuch ausgebreitet, mit den Couverts für Donna Theresa, für mich, und meine Tochter.

Ich blieb bestürzt vor den Polstern stehen, denn ich war nicht gewohnt in dieser Stellung zu essen. Dennoch ließ ich mir nichts merken, und wolte den Versuch machen. Aber in meinem Leben saß ich nicht so unbequem. Die Beine schmerzten mich heftig; bald stüzte ich mich auf den Ellenbogen, bald auf die Hand; da mir aber alle diese Bewegungen keine Linderung verschaften, so beschloß ich für diesesmal das Essen zu entbehren. Donna Theresa merkte nichts von allem, weil sie glaubte, die Damen in Frankreich äßen wie in Spanien mit übereinander geschlagenen Beinen auf der Erde. Endlich bemerkten Don Ferdinand und Don Friederich meine Quaal, standen auf, und drangen in mich, mich zu Tische zu sezen. Ich hatte große Lust dazu, wenn Donna Theresa nur folgen wolte. Sie hatte nicht Herz dazu, weil Mannspersonen zugegen waren; aber Don Augustin sagte, sie solte ohne Umstände kommen; denn man müßte mir auch dadurch zeigen, wie willkommen ich seinem Hause sei. Es war lustig, die kleine Dame auf dem Stuhle zu sehen. Sie war auf demselben nicht minder verlegen, als ich auf dem Fußteppich. Auch gestand sie mit der angenehmsten Offenherzigkeit, daß sie noch nie auf einem Stuhle gesessen habe, und daß es ihr sogar nie in den Sinn gekommen wäre den Versuch zu machen. Die Mahlzeit ward sehr munter vollbracht, und ich gestehe, daß man mich auf keine feinere Art hätte bewirthen können, als es in diesem Hause geschah. Wir nahmen endlich mit schweren Herzen Abschied von diesen guten Leuten.

Nach Verlauf einer Stunde sah ich zwei Kutschen kommen, jede mit sechs Mauleseln bespannt, die geschwin-

der trottirten, als die besten Pferde. Nie hätte ich geglaubt, daß Maulesel so schnell auf den Füßen sein könten. Die beiden Kutschen und ihre Züge nahmen fast eine Viertel Meile ein. Die eine Kutsche hatte sechs ziemlich große Gläser, und war gebaut wie die unsere, nur daß die Decke sehr niedrig, und mithin sehr unbequem war. Auswendig war sie vergoldet: eine Verzierung, die nur Gesandten und Fremden vom Range erlaubt ist. Der Kutscher sizt nie auf dem Bocke, sondern auf einem Maulesel, und dies darum, weil einmal ein Kutscher das wichtige Geheimniß seines Herrn, welches er auf dem Bocke gehört, verrathen, und ihm dadurch große Verdrüßlichkeiten verursacht hatte. Von der Zeit an sizen die Kutscher immer auf dem ersten Maulesel. Ihre Zugstränge sind von Seide, oder auch von Hanf, und so ausserordentlich lang, daß ein Maulesel von dem andern mehr als drei Ellen entfernt ist.

In der vordersten dieser Kutschen saß meine Freundin mit drei spanischen Damen. In der andern, die nicht ganz so, wie die erste gebaut war, saßen die Hofmeister und Pagen. Sie hatte Schlagthüren von der Art, wie unsere alten Kutschen: man kan sie herablassen, und das Leder ist unten offen. Wenn die Damen aussteigen wollen, so lässet man sie herunter bis auf die Erde, um die Schuhe zu verbergen, denn die spanischen Damen lassen ihre Füße, wie gesagt, nie sehen. Es waren Gläser, zweimal so gros wie meine Hand, an den Seitenledern, wie auch an der Vorder- und Hinterseite der Kutsche, um den Bedienten dadurch zuzurufen. Nichts ist unsern Bodenfenstern so ähnlich, als diese. Die Decke ist mit einem Ueberzuge von grauen Berkan ausgeschlagen, von derselben hangen große lange Vorhänge von eben dem Zeug herab, die mit großen Knöpfen und Quasten befestiget sind. Dies sieht sehr

häßlich

häßlich aus, und man ist darin wie in einen Kasten eingespert.

Nachdem wir noch eine sandige Ebene von vier Meilen zurückgelegt hatten, kamen wir zu Madrid an. Die ganze Strecke bis dahin ist trocken und unfruchtbar, und kaum erblickt man hie und da einen einzelnen Baum.

Das erste was mir auffiel, war, daß Madrid weder Mauern noch Gräben hat. Die Thore sind, wenn ich so sagen darf, nur zugeklinkt; es ist kein Ort da, wo man sich vertheidigen könte, kein Fort, kein Kastell, kurz nichts, woraus man nicht die Besazung mit Orangen und Zitronen jagen könte. Aber jede Befestigung wäre auch hier unnüz. Die Berge, welche die Stadt umgeben, dienen ihr zur Schuzwehr, und ich bin in den Gebirgen durch Oerter gekommen, die man mittelst eines abgebrochenen Felsenstückes versperren kan, so daß hundert Mann einer ganzen Armee den Durchzug streitig machen können. Die Gassen der Stadt sind gerade, lang, und ziemlich breit, aber ein schlechteres Pflaster muß es in der Welt nicht geben. So langsam man hier auch zu fahren pflegt, so wird man doch von dem Schlagen der Kutsche gerädert. Auch muß keine Stadt in der Welt so unreinlich sein, als diese. Der Koth, der sich in stehenden Pfüzen und Morästen sammelt, geht den Pferden immer bis an den Bauchgurt. Die Kutschen gehen mitten darinnen; so daß man allenthalben davon besprizt und die Kleider ganz verdorben werden, wenn man nicht die Glasfenster oder die großen Vorhänge, wovon ich Ihnen gesagt habe, vorzieht. Oft dringt auch das Wasser von unten durch die Fallthüren, welche unten offen sind, in die Karossen. Es sind hier keine Thorwege, wenigstens sind sie sehr selten, und die Häuser wo welche sind, haben dennoch keinen Hof. Die Thüren sind sehr groß, und die Häuser sind geräumig,

schön

schön und bequem, ob sie gleich nur aus Backsteinen gebauet sind. Uebrigens sind sie wenigstens so theuer als zu Paris. Der erste Stock jedes Hauses gehört dem Könige. Er kan ihn vermiethen oder verkaufen an wen er will, wenn ihn der Eigenthümer des Hauses nicht selbst kauft. Dies geschieht aber gewöhnlich.

In allen großen Häusern laufen gewöhnlich zehn bis zwölf große Zimmer hintereinander fort. In einigen steigt ihre Anzahl bis auf zwanzig, und darüber. Man hat seine besondere Wohnungen für den Sommer und Winter; oft auch gar für den Herbst und Frühling. Da nun hier eine große Menge Bedienten gehalten werden, so muß man ausdrücklich benachbarte Häuser für sie miethen, worin man sie einquartiert.

Daß man hier so übermäßig viel Bediente hält, kömt von folgenden beiden Umständen her. Erstlich bekömt kein Bedienter für Kost und Lohn mehr als zwei Realen oder 2 Groschen 6 Pfennige täglich. Die adelichen Pagen bekommen nicht mehr, als monatlich 15 Thaler. Damit müssen sie sich unterhalten, und des Winters in Sammet, und des Sommers in Taffet kleiden. Sie essen aber auch nichts als Erbsen, Zwiebeln und dergleichen wohlfeile Lebensmittel. Daher kömt es, daß diese Pagen wie die Raben stehlen. Dies gilt auch von den andern Bedienten, die es oft so weit treiben, daß sie die Hälfte der Speisen essen, die sie auftragen sollen. Sie verschlingen das Fleisch so heiß, daß sie davon meist alle verdorbene Zähne haben.

Fast an allen Ecken der Straßen sind öffentliche Garküchen. Ihr ganzer Apparat sind große Kessel, die auf Dreifüßen kochen; dahin geht man, um allerlei elendes Zugemüse: Bohnen, Knoblauch, Zwiebeln und ein wenig Fleischbrühe, worin man das Brod tunkt, zu essen. Selbst die Pagen und Kammerfräulein der vornehmsten Häuser kommen in diese Garküchen; denn

man

man kocht in den Familien gewöhnlich nur für den Herrn, die Frau, und die Kinder. Dies ist die erste Ursache, warum man hier so viel Bediente unterhalten kan. Die zweite ist diese: Wenn ein Herr vom Stande stirbt, und hundert Bediente hinterläßt, so behält sie sein Sohn sämtlich, ohne die Anzahl derer zu vermindern, die er selbst in seinen Diensten hat. Stirbt eine Mutter, so treten alle ihre Bedientinnen bei der Tochter oder Schwiegertochter in Diensten, und dies erstreckt sich bis ins dritte und vierte Glied; denn man dankt sie nie ab. Man giebt ihnen ihre Wohnung in benachbarten Häusern, und bezahlt ihnen ihre Auslösung. Sie kommen von Zeit zu Zeit, und lassen sich sehen, nicht sowol um ihrer Herrschaft irgend einen Dienst zu leisten, als vielmehr um zu zeigen, daß sie noch leben. Als ich bei der Herzogin von Ossuna war, erstaunte ich über das Gedränge von Kammermädchen, Kammerfrauen und Kammerfräulein, wovon es in allen Zimmern wimmelte. Ich fragte sie, wieviel sie deren hätte? Jezt nur dreihundert antwortete sie, vor einiger Zeit hatte ich über fünfhundert. Welch eine Bedientenlast muß nicht erst der König, der es eben so macht, wie die Privatleute, auf dem Nacken haben! Man sagt mir, daß er nur allein in Madrid mehr als zehntausend solcher Personen Rationen auszahlen läßt.

Der König unterhält auch gewisse Spenden, wo man sich täglich eine gewisse Art von Lebensmittel, die nach dem Stande der Personen bestimt sind, holen kan. Die eine theilt Fleisch aus; eine andere Federvieh, Geflügel, Fische; eine dritte Chokolade, Baumfrüchte, Eis; eine vierte Kohlen, Wachslichter, Oel, Brod und so weiter. Auch die Gesandten und einige Grands unterhalten solche Spenden.

Nur die Gesandten und Fremden dürfen mehrere Pagen und Bediente hinter sich haben; andere nicht

mehr

mehr als zwei. Man nährt hier also drei bis fünfhundert zu Hause, um sich von dreien begleiten zu lassen. Dieser dritte ist ein Stalbedienter, der zu Fuß geht, und auf die Pferde acht giebt, daß sie sich nicht in die langen Zugriemen verwirren. Er trägt keinen Degen, wie die Laquayen.

Die adelichen Bedienten und Pagen folgen immer in einer andern Kutsche. Sie sind in allen Jahrszeiten schwarz gekleidet. Im Winter tragen sie Sammet, und ziemlich lange Mäntel von Tuch; im Sommer sind sie in Damast, oder Taffet gekleidet, und haben schwarze Mäntel von einem sehr leichten wollenen Zeuge. So lange sie Pagen sind, tragen sie keine Degen. Zum Ersaz derselben tragen sie mehrentheils einen kleinen Dolch, welchen sie unter der Weste verbergen.

Nur die Herren vom höchsten Range dürfen in Madrid selbst mit vier lang gespannten Maulthieren fahren. Wolte sich ein anderer diesen Vorzug anmassen, so schnitt man ihm auf öffentlicher Strasse die Stränge ab und verurtheilte ihn noch oben drein zu einer grossen Geldbuße. Hier ist es nicht genug, daß man reich ist, man muß auch vom Stande sein. Der König allein kan sechs Maulthiere vor seiner Kutsche, und den Kutschen seines Gefolges haben.

Seit einiger Zeit ist es hier Mode geworden, statt der Maulthiere, sich der Pferde zu bedienen. Diese sind von ausserordentlicher Schönheit, und es ist fast eine Sünde, sie vor die hiesigen Häuser-ähnlichen Kutschen zu spannen. Auch ist das Pflaster so schlecht, daß binnen zwei Jahren ihr Huf total verdorben sein muß. Sie sind sehr theuer, und nicht stark genug für die Kutschen.

Vor zwei Tagen fuhr ich mit meiner Freundin vor das Bernardinerthor spazieren. Wir trafen daselbst den Antonio de Toledo, einen Sohn des Herzogs von Alba, den Herzog von Uzeda, und den Graf von Alkamira.

Don

Don Antonio hatte einen Zug von isabelfarbenen Pferden, der so schön war, daß ich mich nicht enthalten konte, es ihm zu sagen als er bei uns vorbei fuhr. Er rief mir nach spanischer Sitte zu, daß er sie mir zu Füssen legte. Als wir des Abends zu Hause kamen erschien ein Edelmann, brachte eine Empfehlung von Don Antonio, und sagte, die sechs Isabellen seines Herren wären in meinem Stalle. Meine Freundin lachte, und antwortete ihm für mich: Ich sei in Madrid noch so neu, daß ich nicht wüßte, daß man nichts loben müßte, was solch einem galanten Kavalier, als Don Antonio, gehörte. Aber es sei nicht gewöhnlich Geschenke von so hohem Werth anzunehmen, sie bäte ihn also, die Pferde wieder mitzunehmen. Als er dies nicht wolte, schickten wir sie selbst zurück. Don Antonio schickte sie von neuem; wir sie von neuem zurück; und es schien, als wenn wir die ganze Nacht mit Hin- und Herschicken würden zubringen müssen. Endlich mußte ich noch an ihn schreiben, und mich sogar böse stellen, um ihn zu vermögen, daß er seine Pferde behielt.

Es ist hier die Gewohnheit, junge, und artige Mädchen aus guten Familien bei vornehmen Damen unterzubringen. Ihr gewönliches Geschäft ist Stickerei. Man muß ihnen aber auf die Finger sehen, sonst arbeiten sie wenig, und schwazen sehr viel. Auch hat man Zwerge und Zwerginnen, die höchst widrig aussehen. Besonders häßlich sind die vom weiblichen Geschlechte. Ihr Kopf ist dicker, als ihr ganzer Körper, und ihre Haare hangen um den Kopf herum, bis auf die Erde. Anfangs weis man nicht, was man sieht, wenn man diese kleinen Figuren zu Gesicht bekömmt. Sie tragen prächtige Kleider, und sind die Vertrauten ihrer Gebieterin; deshalb haben sie auch viel Willen.

Zu gewissen Stunden begeben sich alle Frauenzimmer eines jeden Hauses mit ihrer Gebieterin in die Kapelle, um den Rosenkranz laut abzubeten. Sie bedienen sich

keiner

keiner Bücher zum Gebet, oder wenn es ja geschieht, so ist es äusserst selten. Ueberhaupt fingern sie unaufhörlich an ihrem Rosenkranz. Jede Dame hat einen am Gürtel, der beinahe so lang ist, daß er auf der Erde schleppt. Sie beten ihn ohne Unterlaß auf der Gasse, beim Lombre, sogar bei verliebten Handlungen, beim Lügen und beim Verläumden. Selbst wenn sie in größten Gesellschaften sind, zittern sie mit ihren Lippen. Sie können leicht denken, liebe Cousine, wie groß ihre Andacht dabei sein muß.

Vor einigen Jahren trugen die hiesigen Frauenzimmer sogenante Guard Infands von erstaunlicher Größe. Eine höchst unbequeme Tracht, für die keine Thür weit genug war! Jezt haben sie dieselben abgelegt, und tragen sie nur noch, wenn sie vor der Königin, oder dem König erscheinen. Bei Besuchen in der Stadt tragen sie Sakristanos. Sie sind von dickem Messingdrat gemacht, der mitten um den Leib einen Zirkel bildet. An diesem sind Bänder befestiget, woran ein zweiter Zirkel von Drat hängt; der weiter ist, als der obere, so trägt man fünf, bis sechs Reife bis zur Erde hinab von welchen die Röcke ausgespannt, und gehalten werden. Röcke trägt man hier so viel, daß man glauben solte, die kleinen Spanierinnen erstickten darunter. Der oberste Rock ist immer von starkem schwarzen Taffet, oder von grauem einfärbigen Ziegenhaar, und bis an die Knie eingeschlagen. Diese Röcke sind vorn, und auf den Seiten so lang, daß sie die Erde berühren, hinten aber nicht. Alles dies geschieht, um die Füsse der Damen zu bedecken. Ich habe mir sagen lassen, daß, wenn eine Dame einem Kavalier schon alle ersinnliche Gefälligkeiten erwiesen hat, so giebt sie ihm doch nur erst dadurch daß sie ihm ihren Fuß zeigt, den höchsten Beweis ihrer Zärtlichkeit. Dies ist die allerhöchste und lezte Gunst, die bei einer Dame zu gewinnen ist. Es muß aber auch

nichts artigers in der Welt geben, als der Fuß eines spanischen Frauenzimmers. Er ist so klein, daß die Schuhe nicht grösser sind, als Puppenschuhe. Sie tragen sie von schwarzen Saffian, geschlizt mit färbigem Taffet gefüttert ohne Absäze, und so fest anliegend wie Handschuhe. Wenn sie gehen, so scheinen sie zu fliegen, und wir würden diese Art zu gehen nimmer lernen. Sie drücken die Ellenbogen dicht an den Leib, und gehen ohne die Füsse von der Erde aufzuheben, wie man auf dem Eise fortgleitet.

Ich komme wieder auf ihre Kleidung: Unter jenem einfärbigem Rocke tragen sie wenigstens noch ein Duzend, wovon immer einer schöner ist, als der andere. Sie sind von reichen Stoffen, und mit Tressen, oder mit silbernen, und goldenen Spizen besezt. Glauben Sie nicht, daß ich es übertreibe, wenn ich sage ein Duzend. Zur Sommerszeit in der übermäßigsten Hize ziehen sie nicht mehr als sechs, oder sieben an; unter welchen einige von Sammet, oder dickem Atlas sind. Zu allen Zeiten haben sie einen weissen Unterrock an, den sie Sabinagua nennen. Er ist von schönen englischen Spizen, oder von Nesseltuch mit Gold gestickt, und wenigstens vier Ellen weit. Ich sah einige, die bis auf fünf- und sechshundert Thaler kosteten.

Im Hause tragen sie weder Sakristanos, noch Schappinen. Dies ist eine Art hoher Schuhe von Brokat, oder Sammet, mit Goldplatten besezt. Durch diese Maschienen wird ein Frauenzimmer um einen halben Fuß höher als sie von Natur ist. Auch gehen sie darin sehr übel, und sind immer in Gefahr zu fallen. In ihren Schnürleibern haben sie fast gar kein Fischbein; die weitesten haben den dritten Theil einer Elle im Umfang. Vorn gehen diese Schnürleiber hoch hinauf, hinten aber sind sie so weit ausgeschnitten, daß man bis auf die Mitte des Rückens sehen kan. Dies ist kein reizender Anblick,

denn

denn sie sind erschrecklich mager. Es würde ihnen aber auch nicht lieb sein, wenn sie mehr Embonpoint hätten. Sie halten Wohlbeleibtheit für einen Hauptfehler. Ueber dies sind sie auch sehr braun, mithin muß diese dünne schwarze Haut, die auf die Knochen gleichsam geleimt ist, auf diejenigen, die es nicht gewohnt sind, eine höchst-widrige Wirkung thun. Dazu kömmt, daß sie ihre Schultern eben so übermäßig roth bemalen, als ihre Wangen.

Sie haben fast alle feine, regelmäßige Züge. Ihr Blick, ihre Mienen, und tausend andere kleine Bewegungen haben einen Anstrich von Kokketterie, und ihre Gemüthsart straft ihr Aeusseres nicht Lügen. Sie halten es für keine Schönheit einen hohen Busen zu haben, und tragen alle Sorge, daß sie keinen bekommen. Wenn der Busen anfängt sich zu wölben, so legen sie kleine Bleiplatten darauf, und wickeln sich, wie Wiegenkinder. Und es ist wahr, sie erreichen durch diese Operation ihren ganzen Zweck: ihr Busen ist so eben, wie ein platt Papier, die Vertiefungen abgerechnet, die aus ihrer Magerkeit entstehen, und die in grosser Anzahl vorhanden sind.

Ihre Hände sind ohne Fehler, klein, weiß, und schön gebaut. Ihre grossen Aermel, die sie da, wo die Hand anfängt, zubinden, machen, daß sie noch kleiner scheinen. Diese Aermel sind von Taffet von allerlei Farben, und haben Manschetten von breiten Spizen. Das Leibstück ist gewöhnlich von Gold- oder Silberstoffe, von munterer, frischer Farbe; die Aermel daran sind enge, und anstatt der Hemdenärmel sieht man nur die von Taffet.

Personen vom Stande haben sehr feine Wäsche, alle andere fast gar keine, denn sie ist äusserst theuer, und selten. Ueberdies hat der Spanier den seltsamen Ehrgeiz, lieber keine, als grobe Wäsche haben zu wollen. Mancher, der sechs gröbere Hemden haben könte, kauft

sich lieber ein einziges recht feines, und bleibt, während es gewaschen wird, im Bette, trägt auch wol, welches nicht selten der Fall ist, die Kleider auf der bloßen Haut. Und doch wird diese feine Wäsche von den Wäscherinnen abscheulich behandelt. Sie legen sie auf harte, scharfe Steine, und zerpochen sie mit großen Stöcken, damit sie von dem Stein fein zerrissen werde.

Um den Hals tragen die Damen eine weiße Spize, die mit Seide, Gold, oder Silber gestickt ist. Sie tragen ganze Gürtel von Medaillen und Reliquienbüchsgen um den Leib. Manche Kirche hat, glaube ich, nicht so viel aufzuweisen. Auch tragen sie den Strick irgend eines geistlichen Ordens, entweder der Franziskaner, oder der Carmeliter, oder sonst eines andern. Es ist ein dünner Strick von schwarzer, weißer, oder brauner Wolle, den sie über die Kleider binden, und der bis an den Saum des Rockes herabhängt. Er hat verschiedene Knoten, die gewönlich mit Knöpfen von Edelgesteinen geziert sind. Sie geloben bei irgend einem unbedeutenden Vorfall einem Heiligen, daß sie seinen Strick tragen wollen, und diesen tragen sie denn auf ihre ganze Lebenszeit.

Juwelen findet man hier unter den Damen wie gesäet, aber sie sind meist geschmacklos gefaßt. Vor der Brust tragen sie große Schilder von Diamanten. An denselben hängen Perlenschnüre, oder zehen, bis zwölf Diamantschleifen herab. Halsbänder tragen sie nie, aber wol Armbänder, Ringe und Ohrgehänge, die länger sind, als die Hand, und so schwer, daß man nicht begreift, wie sie solche tragen können' ohne den Ohrzipfel abzureissen. Sie hängen alles daran, was ihnen artig scheint. Ich habe einige gesehen, die ziemlich große Uhren daran befestiget hatten; einige hiengen Schlösser mit kostbaren Steinen besezt, ja so gar kleine, schön gearbeitete, englische Schlüssel, oder Schellen daran. Sie heften kleine Heiligenbilder, und Agnus Dei auf die Aermel, Schultern

tern und aller Orten hin. Der Kopf ist ganz mit Puznadeln besteckt Einige stellen kleine Fliegen von Diamanten vor, andere Sommervögel, woran die Steine die Farben bilden. Ihren Kopfpuz machen sie auf verschiedene Art, aber allezeit bleibt der Kopf unbedeckt. Sie theilen das Haar auf der Seite, und legen es queer über die Stirn hin; es ist so glänzend, daß ich, ohne zu übertreiben, versichere, daß man sich darinnen bespiegeln könte. Manchmal machen sie sich auch Locken von falschen Haaren, welche sie zerstreut über die Schultern herabfallen lassen; dieses thun sie aber nur, um ihre eigenen Haare nicht zu verwirren, welche unvergleichlich schön sind. Sie machen sich gewöhnlich fünf Zöpfe, woran sie Knoten von Bändern knüpfen, oder mit Perlenschnuren umwinden. Sie knüpfen sie alle an den Gürtel, und im Sommer, wenn sie zu Hause sind, stecken sie selbige in einen Beutel von färbigen Taffet, der mit weißen Spizen besezt ist. Sie tragen keine Müzen weder Tag, noch Nacht. Ich habe einige gesehen, welche, gleich den kleinen Kindern bei uns, den Kopf mit Federn belegt hatten. Diese Federn sind sehr fein, und mit mancherlei Farben gesprenkelt, welches sie noch schöner macht. Ich weis nicht, warum man in Frankreich nicht ein gleiches thut.

Ich habe die Prinzessin von Monteleon besucht. Man kan schwerlich eine größere Pracht sehen als in ihrem Hause. Sie wohnt in hohen Zimmern, welche mit goldgewirkten Tapeten ausgeschlagen sind. In einem grössern Zimmer, welches länger ist als breit, sieht man Glaßthüren, die in kleine Kabinetter oder Zellen gehen. Die erste gehört der Herzogin von Terra-Nova; sie ist grau tapezirt, hat ein Bett von ähnlicher Farbe, und das übrige ist ganz einfach. Neben ihr schlief ihre Tochter die Herzogin von Monteleon. Sie ist Witwe, und ihr Kabinet war eben so eingerichtet, wie das ihrer Mutter. Weiterhin findet man die Kammer der Prinzessin von Mon

teleon, welche eben nicht grösser ist, als die andern. Aber ihr Bett ist von Damast, grün und Gold, mit Silberbrokat gefüttert, und einer spanischen Tresse besezt. Um das Bettuch gieng eine englische Borte eine halbe Elle breit. Gegen über waren die Kammern der jungen Prinzessinnen von Monteleon und von Hijar, wo alle Meubeln von weissen Damast waren. Endlich kam die Kammer der Herzogin von Hija, die mit carmoisin Sammet auf goldenem Grunde meublirt war. Diese Kammern insgesamt waren nur durch Verschläge von wohlriechendem Holze von einander abgesondert.

Ich fand eine große Gesellschaft Damen in der Gallerie, deren Boden mit einem sehr reichen Fußteppich bedeckt war. Rund herum lagen Küssen von carmoisin rothen Sammet mit Gold gestickt, und an den Seiten standen große Kabinetter, oder Schränke, von ausgelegter Arbeit mit guten Steinen besezt, welche aber nicht in Spanien gemacht waren. Dazwischen standen silberne Tische unter Spiegeln, die sowol ihrer Größe, als ihrer kostbaren Rahmen wegen, wovon die geringsten silbern sind, Bewunderung verdienten. Was mir am schönsten gefiel, waren ihre Escaparatas. Dieses ist eine Art kleiner Kabinetter, oder Puzschränke, wovor eine Thür von einem grossen Glase ist. Sie sind mit allem angefüllt, was man sich von Ambra, Porzelain, Kristal, Bezoarstein, Korallenstauden, Perlenmutter, Golddrat, und andern Kostbarkeiten nur seltenes vorstellen kan.

Es waren unserer mehr als sechzig in der Gallerie, und nicht ein einziger armer Chapeau darunter. Die Damen saßen alle auf der Erde und hatten die Beine kreuzweise unter sich geschlagen. Es war nur ein einziger Armstul da, der mit Seide gestickt, und sehr schlecht gemacht war. Ich fragte für wen er da sei? Man antwortete mir, für den Prinz von Monteleon, der aber nicht eher in das Zimmer käme, bis alle Damen dasselbe verlassen

lassen hätten. Ich konte nicht auf ihre Art sizen bleiben, sondern ich sezte mich auf die Kissen. Es saßen gemeiniglich fünf oder sechse bei einander und hatten einen kleinen Feuerheerd voll brennender Olivenkernen in der Mitte. Wenn eine Dame zum Besuch kam, so meldete sie ein Zwerg oder eine Zwergin, welche dabei allzeit ein Knie auf die Erde sezten, der Gesellschaft an. Die Damen küssen einander nicht, wenn sie sich empfangen, vielleicht aus Furcht, daß sie sich die Tünche vom Gesichte verwischen mögten. Sie nennen sich untereinander Du, und bedienen sich nie der Worte Madam, Mademoiselle, Durchlaucht, oder dergleichen, sondern nennen sich blos Donna Maria, Donna Clara, Donna Theresa u. s. w. Ich erkundigte mich, woher diese Vertraulichkeit käme, und man sagte mir, um sich nicht zu entzweien. Weil sie sehr mannigfaltige Arten hätten sich zu tituliren, wodurch sie, wenn sie Lust hätten, alle Unterschiede des Standes, und des Ranges ausdrücken könten, und da man diese Unterscheidungen nicht leicht machen könte, ohne daß eine oder die andere ein wenig gekränkt würde, so hätten sie das Mittel ergriffen, sich einander ohne Titel anzureden. Hiezu kömt, daß sie sich nie unter ihren Stand verheirathen, und daß sie mithin immer darauf rechnen können, daß sie unter einer Gesellschaft von vornehmer Geburt sind. Selbst die Frauen der vornehmsten obrigkeitlichen Personen kommen nicht zu den Hofdamen, und ein Mann vom Stande heirathet immer eine Frau vom Stande. Man findet nicht den Bürgerstand auf den Adel gepfropft, wie in Frankreich; sie wagen also nichts, wenn sie sich mit einander gemein machen.

Wenn hundert Damen nacheinander kommen, so stehen auch alle Anwesende eben so vielmal auf, und ziehen ihnen wie in einer Prozeßion, bis in das Vorzimmer entgegen. Das erstemal ermüdete mich dieses Hin-

und Herziehen so sehr, daß ich alle meine gute Laune verlor.

Man sprach von allen Neuigkeiten des Hofes und der Stadt. Ueberhaupt ist die Unterhaltung der spanischen Damen sehr ungezwungen und angenehm, und ich muß bekennen, daß sie eine Lebhaftigkeit haben, die wir nie erreichen. Sie sind schmeichlerisch, und loben gern, aber auf eine anständige Art, die nie ohne Wiz und Einsicht ist. Ich erstaunte, mitten unter so viel Feuer und Lebhaftigkeit so viele Gedächtnißkräfte bei ihnen zu finden. Ihr Herz ist zärtlich, oft weit zärtlicher, als es sein solte. Sie lesen wenig, und schreiben fast gar nicht. Doch wissen sie sich das Wenige, was sie lesen, sehr zu Nuzen zu machen, und was sie schreiben, ist kurz und bündig.

Ich wunderte mich nicht wenig, in eben dieser Gesellschaft verschiedene junge Damen zu sehen, die große Brillen, welche an den Ohren befestiget waren, auf den Nasen hatten; und noch mehr wunderte ich mich, als ich sie nichts arbeiten sah, wozu sie Brillen gebraucht hätten. Meine Neubegierde vermochte mich zu einer Frage an die Marquise della Rosa, zu welchem Zweck sie diese Gläser auf den Nasen hätten? Sie lachte über meine Frage, und sagte, es geschähe um des Ansehens willen, welches die Brillen gäben. Nicht aus Noth, sondern um sich Ehrfurcht zu verschaffen, sezte man sie auf. Zugleich erzählte sie mir folgende Geschichte, welche die Ehrwürdigkeit der Brillen völlig ausser Zweifel sezte.

Vor einiger Zeit hatten die Jakobinermönche einen wichtigen Prozeß, dessen Ausgang sie so sehr beschäftigte, daß sie alles in Bewegung sezten, um das Glück auf ihre Seite zu bekommen. Ein junger Jakobin hatte vornehme Anverwandte, deren Wort in dieser Sache viel galt. Diesem versicherte der Prior, daß er sich alles

von

von der Dankbarkeit des Ordens versprechen könne, wenn der Prozeß durch seine Fürsprache gewonnen würde. Sie gewannen den Prozeß. Der junge Pater ausser sich vor Freuden, rante, um dem Prior diese glückliche Nachricht zu bringen, und schöpfte zugleich Mut, ihn um eine Gunst zu bitten, deren Bewilligung sein ganzes Glück machen würde. Aber der Prior umarmte ihn, und rief noch, ehe er sein Anliegen anbringen konte: Hermano ponga las ojalas, das ist, ich erlaube dir, lieber Bruder, eine Brille aufzusezen! Der junge Pater war entzückt über diese Erlaubniß, und hatte nun nichts mehr zu wünschen übrig.

Der Marquis von Astorga, sezte sie hinzu, welcher Vicekönig von Neapel war, ließ sein Brustbild in Marmor hauen, und vergaß nicht, ihm ein Brille aufsezen zu lassen.

Ueberhaupt ist diese Mode hier so gewöhnlich, daß die Brillen, wie man mir sagt, eben so verschieden sind, als der Rang der Menschen. Je höher man sein Glück treibt, desto größer werden die Brillengläser, und desto höher trägt man sie. Die Grandes von Spanien tragen sie so groß wie eine Hand. Diese Art nennt man zum Unterschiede Ocales. Sie befestigen sie hinter den Ohren, und legen sie eben so wenig ab, als ihre Golille (steifen Kragen.)

Ehedem verschrieben sie sich die Gläser dazu aus Venedig; aber seit der Unternehmung des Marquis della Cueva, der mit zwei andern das Zeughauß zu Venedig durch Brenspiegel in Brand sezen wolte, um dem König von Spanien die Eroberung dieser Stadt zu erleichtern, geschieht es nicht mehr. Denn damals ließ der Rath von Venedig aus Rache über diese gefährliche Unternehmung eine große Menge Ocales machen, die er an seinen Gesandten nach Madrid schickte. Dieser beschenkte den ganzen Hof damit, und alle, die sie auf-

sezten, wären beinahe blind davon geworden; denn es waren lauter vortreflich gearbeitete Brengläser, die so künstlich eingefaßt waren, daß sie, wenn auch nur der kleinste Sonnenstral darauf fiel, alles versengten. Nun geschah es, daß bei einer Versamlung des Staatsraths die Fenster offen geblieben waren, daß also die Sonnenstralen ohne Hindernisse auf die Brillen fallen konten. Plözlich entstand ein seltsames Feuerwerk, daß den Augenbraunen und den Haaren der wohlweisen Herren den Untergang drohte. Das Schrecken dieser ehrwürdigen Gesellschaft, liebe Cousine! denken Sie sich selbst, und messen Sie dieser Anekdote ihren Theil vom Glauben nach Belieben zu.

Die Prinzeßin gab uns eine Kollation. Ihre Kammerfrauen kamen, achtzehn an der Zahl, und jede trug ein großes, silbernes Becken, mit troknen Konfituren angefüllt, die man in vergoldetes und ausdrücklich dazu geschnittenes Papier eingewickelt hatte. In dem einen Papier ist eine Pflaume, in dem andern eine Kirsche, in dem dritten eine Aprikose u. s. w. Es giebt alte Damen, die von diesen Dingen soviel essen, daß sie plazen mögten, und dann haben sie noch fünf oder sechs Schnupftücher, die sie ausdrücklich dazu mitbringen, um sie mit Konfituren anzufüllen. Sie befestigen diese Schnupftücher mit dicken Bindfaden inwendig an ihrem Sacristano rund herum, und dieses sieht aus wie ein Vorrathsgewölbe, in welchem an allen Hacken Federwildpret hängt. Hierauf reichte man Chokolate und kleine trokne Brödchen herum. Ich kenne Frauenzimmer, die sechs Tassen nacheinander trinken können, und noch dazu täglich zwei oder dreimal. Nun nimt es mich gar nicht mehr Wunder, daß sie so mager sind, denn nichts ist hiziger als dieses Getränk.

Es waren auch verschiedene in der Gesellschaft, welche Siegelerde aßen. Sie finden viel Geschmack an diesem Gericht, obgleich es ihnen Verstopfung, Magen-

und

und Bauchgeschwulst und eine gelbe Farbe verursacht. Ich dankte für diesen so geschäzten Leckerbissen, denn lieber hätte ich Kieselsteine verschlucken wollen. Wenn man sich ihnen gefällig machen will, so muß man ihnen dergleichen Bucaros oder Stücke von Siegelerde vorsezen. Oft legen ihnen ihre Beichtväter keine andere Buße auf, als daß sie den ganzen Tag keine Bucaros essen sollen. Unter andern vorzüglichen Eigenschaften schreibt man dieser Erde auch die zu, daß sie kein Gift leide, und ein Heilmittel wider mancherlei Krankheiten sei.

Sobald die Kollation vorbei war, brachte man Licht. Ein kleiner alter Mann, welcher Pagenhofmeister war, trat herein, sezte mitten in der Gallerie ein Knie auf die Erde, und sagte ganz laut: Gelobet sei das heilige Sakrament! Worauf alle mit einem Munde antworteten: In Ewigkeit! Man beobachtet diese Gewohnheit, wenn man Licht bringet. Darauf kamen vier und zwanzig Pagen paarweise herein, sezten Paar und Paar das Knie auf die Erde, und jeder trug entweder zwei große silberne Leuchter, oder einen Belon. Als sie dieselben auf die Tische oder die Escarpatas gesezt hatten, begaben sie sich unter eben der Zeremonie zurück. Hierauf machten die Damen einander große Komplimente, die sie mit einem Wunsche begleiteten, wie wenn jemand genieset hat. Die oben erwähnten Belon sind große Lampen, die auf einem hohen, und unten sehr breiten silbernen Fuß stehen. Sie haben acht Röhren, auch weniger, durch welche der Tocht geht. Dies macht erstaunlich hell, und man vermehrt diese Helligkeit noch dadurch, daß man ein polirtes Silberblech darhinter stellt, von welchem der Schein zurückprallt. Ihr Rauch ist nicht beschwerlich, denn das Oel, das man darinnen brennt, ist so gut, wie unser Provenzer. Nachdem alle diese Leuchter an Ort und Stelle

ge-

gesezt waren, befahl die Prinzeßin von Montaleon ihren Kammerfrauen ihre Brautkleider zu bringen, um sie mir zu zeigen. Sie brachten dreißig silberne Körbe, so weit und tief, wie die Wäschkörbe bei uns, worinnen man das Tafelzeug trägt. Auch waren sie so schwer, daß an jedem vier Personen zu tragen hatten. In diesen Körben war alles, was man nur schönes und reiches nach Art dieses Landes sehen kan. Sie zeigte mir auch ihre Juwelen, die bewundernswürdig waren. Aber die Steine waren so schlecht gefaßt, daß man von dem größten Diamanten nicht mehr sah, als man von einem für dreißig Louisdor würde gesehen haben, wenn er zu Paris wäre gefaßt gewesen.

Weil ich Ihnen, liebe Cousine! immer gern neue Nachrichten schreiben mögte, so kan ich Ihnen nicht so oft schreiben, weil man nicht alle Tage dergleichen reiche Ernten hat. Verzeihen Sie mir, die Länge, und die Unordnung dieses Briefes, ich sage Ihnen alles, was mir vor die Augen kömt, oder beifällt, erzähle auch nicht immer zum besten, aber Sie lieben mich, liebe Cousine! und dies macht mir Mut.

Leben Sie wohl!

(Die Fortsetzung folgt.)

9.

Preis der Donaumädchen.

Nicht bloß im Sachsenlande
Gibts Mägdlein, fein und schön.
Man kan am Donaustrande
Sie fast noch hübscher sehn.

Dort

Dort ist die Burg am Regen
Von Herzen mir gegrüßt,
Weil sie recht einen Segen
Von Mägdlein in sich schließt.

Sie sind so gut und ehrlich;
So frei von arger List,
Daß es mit Worten schwerlich
Recht zu beschreiben ist.

Und ach! was sie vermögen
Empfand ich sonst noch nie.
Der Sachsen Mädchen zögen
Den Kürzern gegen sie.

Da, wo sich die Karthause *)
Hoch über's Thal erhebt,
Wo in der engen Klause
Sankt Brunos Jünger lebt;

Wo von der Klostermauer
Fern aller Lerm entflieht,
Und melancholscher Schauer
Die Zellen durchzieht;

Da liegt an heilger Stelle,
Berühmt durchs ganze Land,
Die kleine Betkapelle,
Wo ich mein Mädchen fand;

Wie

*) Sankt Pruel, das einzige Karthäuserkloster in Baiern. Es liegt eine kleine Stunde von Regensburg auf einer Anhöhe, von der man das ganze Thal übersehen kan. Nahe dabei liegt ein angenehmes Tannenwäldchen. Der heilige Bruno war wie bekant, der Stifter des Karthäuserordens.

Wie sie vor Andacht glühte,
Umstralt von Engelsglanz,
Und betend niederkniete
Mit ihrem Rosenkranz.

Vom hochverehrtem Kreuze
Wich fast ihr Auge nicht,
Und froher Unschuld Reize
Umflossen ihr Gesicht.

Wie war ich da so trunken
Von ihrem süßen Blick,
Und um und um versunken
In frommer Liebe Glück!

Ich kan sie nicht vergessen,
Gott weis es, wie sie da
Hat neben mir gesessen,
Und wie mir da geschah.

Drum kan ich auch nichts denken,
Als nur alleine sie;
Ach! Mögt' er mir sie schenken,
Dann würd' ich from wie sie!

Aus meines Herzens Fülle
Fleh' ich, o Gott, zu dir:
Ist es dein heilger Wille,
So gieb das Mädchen mir!

Ludwig Giseke.

10.
Eine neue Erscheinung.

Jezt, da man ganze Bände sammeln könte voll Klagen der Schriftsteller, daß sie beurtheilt wurden, trete ich auf, um mich zu beklagen, daß ich nicht beurtheilt werde.

Noch vor Ostern 1785 erschien eine kleine Schrift über den Religionseid. Jezt im Dezember habe ich noch nicht eine einzige Anzeige davon gefunden, auch von keiner gehört; und doch hat der Verleger selbst Exemplare in mehrere Rezensirbaden geschickt. Sogar die Algem. Litteraturzeitung, welche doch unumschränkte Ansprüche auf Vollständigkeit macht, hat das Schriftchen nicht erwähnt, und doch ist es deutsch, und steht im Meßverzeichnisse! Ich will nicht gelobt sein; ich bin sogar mit dem grösten Theile des Schriftchens jezt im ganzen Ernste unzufrieden; aber das hindert nicht, daß ich nicht dennoch glauben solte, daß es gut wäre, wenn das Schriftchen gelesen würde. Und so unvollkommen es auch ist, solte es denn so ganz unglaublich schlecht und unbedeutend sein, daß es nicht einmal des Nennens werth wäre? des Nennens in einer allgem. Litteraturzeitung, welche sich verbindlich gemacht hat, alle deutsche Werke zu nennen, und welche sogar das Romanenjournal ausführlich genug — ausschimpfte?

Ich schrieb nicht aus Eitelkeit. Denn mein Name ist unbekant, und soll, muß sogar in diesem Falle unbekant bleiben. Nicht aus Gewinsucht. Denn was wäre an einem paar Bogen zu gewinnen? Uebrigens habe ich die Handschrift dem Verleger geschenkt, wie man sich von diesem gerichtlich könte beweisen lassen, wenn er sich

ohne Gefahr nennen dürfte. Ich schrieb über eine sehr ernsthafte und wichtige Sache, welche vieler tausend Menschen Gewissensruhe und Rechtschaffenheit betrift, mit vollem Herzen, um Aufmerksamkeit auf diese Sache zu erwecken; und wäre mit der Erreichung dieser Absicht zufrieden gewesen, wenn auch übrigens das ganze Schriftchen gefallen wäre, von welchem ich doch überzeugt bin, daß es einige Wahrheiten gewiß enthält. Wer ein wenig mit den Zeichen unserer Zeit bekant ist, und das Schriftchen lesen will, wird gewisse gute Gründe finden, zu erwarten, daß es, ohne Rücksicht auf seinen Werth oder Unwerth in unsern kritischen Blättern schon seines Titels wegen werde Lärm gemacht haben. Das erwartete ich auch, und mußte es meiner Absicht wegen wünschen. Das wirklich erfolgte Gegentheil ist in der That nicht natürlich, ob man sich gleich aus der Beschaffenheit des Schriftchens und seines Gegenstandes das Stillschweigen erklären kan. Merkwürdig ist es aber, daß man nun diesen neuen ungewöhnlichen Weg einschlägt, Sachen, welche man nicht gelesen wissen will, zu unterdrücken. Daß dieses die wahre Ursache des Stillschweigens sei, beweist noch ein merkwürdiger Umstand. Herr Prof. Cäsar in Leipzig hat im 2ten Stück seiner philosophischen Denkwürdigkeiten die erwähnte Abhandlung über den Religionseid wirklich, und zwar recht vortheilhaft angezeigt, aber von dem Titel des Werkchens nicht eine Silbe erwähnt. Zufall ist das nicht; Druckfehler auch nicht; das beweist die Behutsamkeit, womit er sich darüber erklärt, und die Sorgfalt, womit er ja alle Wörter und Ausdrücke, welche etwa auffallen könten, in den aus der Abhandlung angeführten Stellen verändern mußte; man weis nun, was es ist.

Weissenfels,
gedruckt bey Caspar Simon Jsens sel. Erben.

Deutsches Museum.

Viertes Stück. April, 1786.

1.

Lodona *)

In der Vorzeit Tagen verließ Diana des Cynthus
Gipfel und schweift' umher in Windsors schattigem Haine.
Bald erblickte man sie durch luftige Wildniße irrend,
Bald am spiegelnden Quell, bald weilend in pfadlosem Dickig.
Halbgestiefelt, bewafnet mit silbernen Bogen, durchstrichen
Ihre Nymfen beim Morgenroth die thauenden Fluren.
Vor den andern berühmt war eine Nymfe des Feldes,
Thamesis, deine Gezeugte: Sie hieß die schöne Lodona.
Und Lodonens Schicksal, versenkt in die Nacht des Vergessens,
Soll nun singen die Muse: denn was sie singet, ist ewig.

Kaum unterschied der wachsende Mond und die goldene Zona
Von der Nymfe die Göttin. Lodona verschmähte der Schönheit
Rühm und die Sorge für sie. Ihr Gewand befestigt' ein Gürtel,
Eine Flechte das Haar. Ihr klang ein farbiger Köcher
An der Schulter; es traf ihr Pfeil die flüchtigen Rehe.
Einst

*) Pope's Windsor-forest. 165—218.

Einst in der Hitze der Jagd entirrete sie den belaubten
Grenzen des Hains und Pan ersah' und liebt' und verfolgte,
Brennend von heißer Begier, die Flüchtige. Stärker entflammte
Ihre Flucht den Verfolger. Wohl schnell entfliehet dem Adler,
Wenn er furchtbar die Luft durchschneidet, die bebende Taube;
Schnell wird die bebende Taube vom Adler verfolgt durch die Lüfte.
Schneller entfloh mit geflügeltem Lauf Lodona dem Gotte,
Schneller noch drängte der liebende Gott die Spuren der Nymfe.
Schon ermattete sie im Lauf, erblaßte, vernahm schon
Dicht auf der Ferse den schallenden Tritt des Verfolgers. Sein Schatten
Reichte sie schon; vor ihr her verlängt' ihn die sinkende Sonne.
Ha! nun keuchte sein kürzerer Athem mit heißerem Hauche
Schon an den Nacken der Nymf' und theilte die fliegenden Locken.
Ach! sie fleht' umsonst zu Thamesis, ihrem Erzeuger,
Fleht' umsonst zu Diana, daß sie die Beleidigte rette.
„Cynthia! laß mich, obgleich verbannt aus deinem Gefolge,
Wieder erreichen den Hain, erreichen die heimischen Schatten,
Da zu klagen, zu weinen!“ Sie sprach's kaum athmend, und kraftlos, —
Sank in Thränen dahin: — und siehe! zerschmelzend zum sanften
Silbernen Strom' entrieselte sie. Jungfräuliche Kälte
Blieb noch dem silbernen Strom. Noch murmelt er Klagen und weinet;
Trägt noch den Namen, den einst die Unglückselige führte; *)
Tränkt

*) Der Fluß Lodden.

Tränkt noch den Wald, den sonst Lodona jagend durchstreifte.
Cynthia badet sich oft in ihrem keuschen Gewässer,
Und vermehrt mit himlischen Zähren die schwellenden Fluten.
Oft betrachtet im Spiegel des Stroms der sinnende Schäfer
Umgestürzte Gebirg' und Luft und des hangenden Waldes
Wasser-Landschaft; betrachtet das bebende Laub in den Wellen;
Siehet die weidenden Heerden auf klarer bläulicher Fläche;
Sieht, wie der schwimmende Wald grün färbt die gleitenden Wogen.
Langsam rollt der weilende Strom durch das Zaubergefilde,
Bis er sich rauschend und schäumend ergießt in des Thamesis Fluten.

v. Halem.

2.

Reise der Gräfin von Aunoy nach Spanien.

(Fortsezung.)

Achter Brief.

Madrid, den 27. April 1679.

Die Kirchen zu Madrid sind schön und prächtig. Frauenzimmer vom Stande kommen fast gar nicht hinein, weil sie gewöhnlich in ihren Häusern eigene Kapellen haben. Doch giebt es gewisse Tage im Jahre, wo sie nicht unterlassen, sich einzufinden. Hieher gehören die Tage der Charwoche, wo sie beichten und sich Ablas holen.

Man bedient sich fast in allen Kirchen gewisser Teller von Binsen geflochten, die man unter die Knie legt.

Wenn eine Person vom Stande oder eine fremde Dame kömt, so breitet der Kirchendiener einen großen Teppich vor ihr aus, sezt einen Betschemmel darauf, und legt ein paar Kissen dazu; oder man führt die Fremden in kleine Betstübchen, die ausgemalt, vergoldet, und mit Fenstern versehen sind.

Des Sonntags ist der Hochaltar mit mehr als hundert Wachskerzen erleuchtet, und mit einer ungeheuern Menge Silberwerk besezt. Oft macht man in den Kirchen ganze Lustbeete von Rasen, die mit Blumen und mit Springbrunnen, deren Wasser in Becken von Silber, Marmor, oder Porphyr herabfällt, verziert sind. Um diese sezt man eine große Anzahl Orangenbäume von Mansgröße in prächtigen Kübeln, und läßt kleine Singvögel darin herumfliegen.

Die Frauenzimmer, welche ausser Hause in die Messe gehen, hören wohl ein Duzend nach einander, und lassen dabei solch eine Zerstreuung sehen, an welcher man sehr deutlich merkt, daß sie mit etwas ganz anderm, als mit ihrem Gebete beschäftiget sind. Sie tragen Müffe, die über eine gute halbe Elle lang sind, von den schönsten Zobelfellen, die man nur sehen kan, und wovon einer wenigstens vier bis fünf hundert Thaler kostet. Sie müssen ihre Arme so weit ausstrecken, als sie können, um nur mit den Spizen ihrer Finger bis an die Oefnung ihrer Müffe zu reichen. Weil die Spanierinnen sehr klein sind, so sind ihre Müffe fast so groß, als sie selbst. Des Winters und Sommers haben sie Fächer, die sie während der Messe unaufhörlich in Bewegung erhalten.

Die Kavaliers (ich meine die Stuzer unter ihnen) stellen sich nach der Messe gewöhnlich um den Weihkessel, und reichen den Damen unter artigen Schmeicheleien das Weihwasser. Jezt hat der päbstliche Nuntius diese Gewohnheit bei Strafe der Exkommunikation untersagt.

Es soll auf Bitten eines eifersüchtigen Ehemanns geschehen sein.

Wenn wir in unserer französischen Kleidung eine Kirche besuchen, so versammelt und umringt uns alles. Am lästigsten sind mir die schwangern Weiber. Diese sind neugieriger als die andern, und man muß sie mit möglichster Schonung behandeln. Denn man behauptet hier, sie kämen mit einem todten Kinde nieder, wenn man ihnen etwas versagte. Sie haben also das Recht, die Leute zu zerren, ihnen die Handschuhe auszuziehen, sie um und um zu drehen, wie sie wollen.

Anfangs verstand ich keinen Scherz, und redete derb mit ihnen. Einige fiengen an zu weinen und kamen nicht wieder; aber die übrigen liessen sich nicht so leicht abschrecken: sie wollten meine Schuhe sehen, meine Strumpfbänder, was ich in meinen Taschen hätte u. s. w. Wenn ich über diese Ungezogenheit böse ward, so bat mich meine Freundin immer, sie nicht hart zu behandeln, weil wir Gefahr liefen, vom Pöbel gesteinigt zu werden. Meine Kammermädchen werden von diesen Weibern noch ärger geplagt: ich schäme mich ihnen zu sagen, wie weit die Neugierde derselben geht.

Ich bin von Herzen froh, daß die Fasten vorbei sind. In der ganzen Welt muß es sich nicht so übel fasten lassen als hier. Man hat hier keine Butter, wenigstens ist sie ungeniesbar. Sie kömt über dreißig Meilen her, und ist wie Bratwurst in Schweinsblasen gefüllt. Sie ist gewöhnlich voller Würmer, und doch überaus theuer. Zwar kan man sich im Nothfall mit Oel, welches hier vortreflich ist, behelfen, aber es bekömt nicht allen Leuten, mir wenigstens nie.

Auch die Fische sind hier sehr selten. Weil Madrid auf allen Seiten über achtzig Meilen vom Meere entfernt ist, so ist es unmöglich, sie frisch zu bekommen. Es giebt wenig Fische aus süßem Wasser. Man macht

sich auch aus allem diesen nichts. Niemand beobachtet die Fasten, eben weil es so schwer ist Fastenspeise zu bekommen. Gewöhnlich kauft man sich beim Nuntius einen Freiheitszettel, der nach unserm Gelde etwa fünf Groschen kostet.

Die Fleischbänke sind hier in den Fasten, wie in allen übrigen Jahrszeiten offen. Aber die Art, wie man das Fleisch verkauft, ist äußerst unbequem. Es ist beim Fleischhauer eingeschlossen, und man redet mit ihm durch ein kleines Fenster. Fodert man ein halbes Kalb, oder anderes Fleisch, so nimt er sich entweder gar nicht die Mühe zu antworten, oder er giebt statt einer Kalbskeule, nachdem er sich das Geld im voraus hat bezahlen lassen, eine Schöpsenkeule her. Giebt man sie ihm wieder, und sagt, man habe sie nicht gefodert, so nimt er sie zurück, und giebt statt ihrer ein Rückenstück von einem Rinde heraus. Giebt man ihm auch dies zurück, und schreiet ihm zornig zu, man wolle eine Kalbskeule haben; so scheint ihn dies nicht zu rühren: er nimt sein Rindfleisch zurück, wirft das Geld hin, und macht sein Fenster gelassen zu. Wird man aufgebracht, und geht zu einem andern, so macht er es eben so. Es ist also am besten, man fodert so viel Fleisch, als man braucht, und nimt dann die Sorte, die sie einem geben. Das Fleisch sieht hier unangenehm aus: es ist mager, trocken, und schwarz, aber doch saftig und nährend, und man braucht nicht so viel zu einer guten Suppe, als in Frankreich.

Der Wein scheint mir hier nicht sonderlich zu sein. Der vortrefliche spanische Wein, den wir in Paris trinken, ist eigentlich hier nicht zu Hause. Er komt aus Andalusien und von den canarischen Inseln, muß auch über das Meer verfahren werden, wenn er die Stärke und Süßigkeit bekommen soll, die man an ihm rühmt. Zu Madrid ist er ziemlich stark, oder vielmehr gar zu stark; aber er hat keinen angenehmen Geschmack. Dazu komt,

daß

daß man ihn in bockfellenen Schläuchen aufbehält, weshalb er immer brandig und nach Pech riecht und schmeckt. Wohlfeil genug ist er. Man kan für einen oder zwey Pfennig kaufen. Diese Art wird aber nur von armen Leuten getrunken.

In Ansehung der Ergözlichkeiten macht die Fastenzeit keine Veränderung: sie sind mehrentheils so geräuschlos, daß sie für alle Zeiten des Jahres passen. In der Charwoche findet sich alles in den Kirchen ein, um Ablas zu bekommen. Besonders geschieht dies vom Mittwochen bis auf den Freitag. Während diesen drei Tagen haben die wahren Bußfertigen, die Verliebten und die Heuchler freies Feld. Es giebt Damen, die unter dem Scheine der Andacht in gewissen Kirchen sich einfinden, wo sie ihre Liebhaber, die ihnen oft seit einem Jahre dies Rendesvous bestimmt oder abgebettelt hatten, anzutreffen versichert sind. Obgleich sie von einer Menge Kammerfrauen oder vielmehr Aufseherinnen begleitet sind, giebt ihnen doch die Liebe Mut und Geschicklichkeit, ihren Argusaugen zum Troz, sich hinwegzustehlen, und in ein benachbartes Haus zu schlüpfen, um dort mit ihrem Liebhaber für den Zwang des ganzen Jahres sich schadlos zu halten. Hierauf kehren sie nach der Kirche zurück, wo sie ihre Kammerfrauen beschäftigt finden, sie zu suchen. Sie schmählen mit ihnen, daß sie nicht besser Achtung gegeben, ihnen zu folgen; und der arme Mann, der seine zärtlich geliebte Gattin das ganze Jahr hindurch treulichst bewacht hat, verliert sie zu einer Zeit, wo sie ihm am getreuesten hätte sein sollen.

Ein höchst unangenehmes Schauspiel, welches während der Fastenzeit sehr oft wiederholt wird, ist die Geisselung der Büßenden. Ich glaubte in Ohnmacht zu fallen, als ich es das erstemal sahe. Denken Sie sich einen Menschen, der sich den Rücken mit einer Dratpeitsche zerfleischt, und Ihnen unvermuthet so nahe komt, daß er

Sie mit seinem Blute bespritzt! Sie müssen sich durch diesen Blutregen noch geehrt glauben, denn der Büßende thut es als Zeichen einer feinen Galanterie. Es giebt hier Regeln, wie man sich mit Anstand geisseln kan, und Leute, die in dieser Kunst Unterricht geben, wie man im Tanzen und Fechten unterrichtet.

Diejenigen, welche sich geißeln, tragen eine Art von Weiberrock von feinem Batist, der bis auf die Schuhe herunter reicht. Rund herum hat er lauter kleine Falten, und ist so weit, daß oft funfzig Ellen dazu gebraucht werden. Auf dem Kopfe tragen sie eine Müze dreimal höher als ein Zuckerhut und von eben der Gestalt. Von derselben hängt ein großes Stück Leinwand herab, welches ihnen das Gesicht und den Vordertheil des Leibes bedeckt. In der Gegend der Augen sind zwei kleine Löcher darin, damit sie sehen können. Gerade auf den Schultern sind zwei große Löcher in dem Rücken ihres Kamisols, welches hier so fest angeschnürt ist, daß das Fleisch auf den Schultern, durch die eingeschnittenen Löcher gepreßt wird. Diese beiden Oefnungen werden allein von den Geißeln berühret. Sie tragen weiße Fuß- und Handschuhe, und eine Menge Bänder, womit die Ermel des Kamisols gebunden sind, und die gerade herunter hängen. Auch an ihre Geißel knüpfen sie eins, welches sie gewöhnlich von ihrer Geliebten bekommen haben.

Wer die Bewunderung des Volks durch seine Geisselung erhalten will, darf seinen Arm nicht dabei bewegen, sondern muß sich die Hiebe nur durch die Bewegung der Hand, und des vordern Gelenkes ohne Uebereilung geben. Der Geißler geht mit abgemessenen Schritten durch die Straßen, tritt vor das Fenster seiner Geliebten, und zergeißelt sich da mit einer erstauenswürdigen Geduld. Die Dame seines Herzens sieht diesem artigen Auftritte durch die Gitter ihres Fensters zu, ermuntert ih-

ren Liebhaber durch Zeichen, daß er nicht ablassen soll, sich zu zerfleischen, bis er lebendig geschunden ist, und bezeigt ihm den Gefallen, den sie an dieser feinen Galanterie findet. Wenn die Geißler einem hübschen Frauenzimmer begegnen, so wenden sie sich, während sie zuhauen, so geschickt, daß sie ganz mit Blut besprizt wird. Dies ist eine große Höflichkeit, welche die Dame nach Gebühr dankbar erkennen muß.

Wenn es Nacht wird, fangen auch die Hofleute an, diesen seltsamen Spaziergang zu thun. Gewöhnlich sind es junge Etourd'is, die allen ihren Freunden von ihrem Vorhaben Nachricht geben. Dieses Jahr geißelten sich der Marquis von Villa Hermosa, und der Herzog von Bejar. Der Herzog ging ungefehr Abends um neun Uhr aus dem Hause. Hundert Wachsfackeln wurden paarweis vor ihm hergetragen. Sechzig seiner Freunde gingen voran, und hundert andere folgten ihm. Alle hatten ihre Pagen und Lakaien bei sich, dieses machte einen ewig langen Zug. Man weis es vorher, wenn Leute von so hohem Range sich geißeln werden. Alle Damen stehen an ihren Fenstern; die Balkons sind mit Teppichen belegt, und mit Fackeln erleuchtet, um besser zu sehen und besser gesehen zu werden. Der Ritter der Geißel zieht mit seinem Gefolge vorüber, und salutirt die hohen Zuschauer gebührend.

Nicht selten sezt es bei diesen Prozessionen Händel: wenn nämlich der eine Geißler in Mut und Ansehn den Vorzug vor den andern behaupten will. Dies war gerade der Fall zwischen dem Herzog und Marquis. Beide wolten den Rang auf der Strasse behaupten, und keiner wolte ihn dem andern zugestehn. Die Fackelträger wurden handgemein, stiessen einander die Fackeln ins Gesicht, und verbranten sich Haare und Bart. Die Freunde des Einen zogen die Degen wider die Freunde des andern, und die beiden Hauptpersonen dieser andächtigen Posse be-

arbeiteten einander mit ihren Bußpeitschen, und als diese unbrauchbar waren, mit ihren Fäusten. Karnschieber können sich nicht so niedrig betragen, als bei dieser Gelegenheit dieser Herzog und dieser Marquis. Endlich wich der Herzog dem Marquis; man las die zerschlagenen Geiseln wieder zusammen, trug die Verwundeten nach Hause, und die Prozession gieng nun mit grösserer Feierlichkeit und Würde ihren Gang fort.

Zu Hause erwartet die Büssenden eine gut besezte Tafel, an diese sezen sie sich, nachdem sie ihre Wunden mit Salz und Essig haben waschen lassen, und ernten nun von ihren Freunden alle die Lobsprüche ein, die sie durch ihren Heldenmut vollkommen verdient zu haben glauben.

Aber es giebt auch wahre Bußfertige, die man nicht ohne die äußerste Rührung ansehen kan. Sie sind eben so gekleidet wie jene, nur daß sie von den Schultern bis auf den Gürtel nackend, und in eine schlechte Matte so fest eingeschnürt sind, daß die entblößten Theile, auf welche die Geiselhiebe fallen sollen, durch die Pressung braun und blau werden. Ihre Arme sind in eben diese Matte eingewickelt, und werden ganz ausgestreckt getragen. Sie haben sechs oder sieben Degen, die auf Rücken und Armen stecken, die sie verwunden, wenn sie sich stark bewegen oder wenn sie einen Fall thun. Lezteres begegnet ihnen oft, denn sie gehen barfuß und das Steinpflaster ist so uneben und scharf, daß man sich nicht darauf erhalten kan, ohne die Sohlen zu verwunden. Andere tragen statt der Degen Kreuze, die so schwer sind, daß sie von ihrer Last zu Boden gedrückt werden. Dies sind nicht immer Leute vom Pöbel, es sind oft Personen vom höchsten Stande darunter. Leztere lassen sich gewöhnlich von ihren Bedienten, die verkleidet sind, begleiten. Sie tragen Wein, Essig, und andere stärkende Sachen, um ihre Herren, die oft vor Schmerz und Mattigkeit wie todt zu

Boden

Boden fallen, von Zeit zu Zeit zu erquicken. Gewöhnlich sind dies Bussen, welche die Beichtväter ihren Beichtkindern auflegen. Vom ersten Tage der Charwoche an, bis auf den Sonntag nach Ostern kan man nicht über die Gasse gehen, ohne auf Schaaren solcher Büssenden zu stossen. Am Charfreitage vereinigen sie sich zu einer einzigen allgemeinen Prozession, die aus allen Kirchspielen und allen Geistlichen zusammengesezt ist. Nachmittags um vier Uhr nimt dieser Zug seinen Anfang, und Abends um acht Uhr ist er noch nicht geendigt. An diesem Tage zeigen sich die Damen in ihrem prächtigsten Anzuge auf den Balkons.

Man fürchtet hier, daß einige Leute unterlassen mögten, am Osterfeste ihre Andacht zu verrichten. Deßhalb geht in jedem Kirchspiele ein Geistlicher in alle Häuser, und erkundigt sich bei dem Hausherrn, wie viel Kommunikanten bei ihm wohnen. Die Namen derselben schreibt er sorgfältig auf. Wer dann das Abendmahl genossen hat, bekömt eine schriftliche Bescheinigung darüber. Den ersten Sonntag nach Ostern geht der Priester von neuem in alle Häuser und sammelt diese Bescheinigungen ein. Findet er nun nicht so viel Zettel, als er Namen in seiner Kontrolle hat, so hält man eine genaue Nachfrage nach denen, die ihre Andacht zu verrichten unterlassen haben.

Man pflegt hier die Todten gewöhnlich in den Habit irgend eines Ordens zu kleiden. Sind es Frauenzimmer, so giebt man ihnen das Ordenskleid der Karmeliterinnen mit ins Grab. Dieser Orden wird hier so hoch geachtet, daß selbst Prinzessinnen vom Geblüt ihn annehmen. Die Königinnen sogar sind, wenn sie Wittwen werden, gezwungen, den Rest ihres Lebens in diesem Orden zuzubringen, wenn es nicht der König ausdrücklich anders verordnet hat. Wird eine Königin von ihrem Gemal verstoßen, so ist es eben der Fall. Man

nent

nennt diese Nonnen las Descalzas Reales, oder königliche Barfüßerinnen. Auch die königlichen Maitressen müssen, sobald der König mit ihnen gebrochen hat, Nonnen werden.

Während der Fasten, auch nicht selten zu andern Zeiten des Jahres, sieht man hier an allen Ecken der Straßen Prediger, die sehr schlechte Predigten halten. Sie sind ganz ohne Nuzen, und werden nur gehalten, um den Eifer und die Bekehrungsbegierde zu befriedigen. Die getreuesten Zuhörer bei solchen Reden sind die Blinden, die hier die Stelle der Sänger am Pont neuf zu Paris vertreten. Sie gehen unter der Leitung eines kleinen Hundes durch die Straßen, und singen Romanzen und Cacaras (versificirte alte Geschichten oder Stadtneuigkeiten, die das Volk gern hört) und begleiten ihren Gesang mehrentheils mit einer kleinen Trommel.

Die Meubel, die man hier sieht, sind äusserst kostbar, aber nicht so geschmackvoll gearbeitet, als die französischen. Sie bestehen in Tapeten, Kabinettern, Gemälden, Spiegeln und Silberwerk. Von diesen Sachen giebt es hier eine erstaunliche Menge, und es ist kein Wunder, da die Vicekönige von Neapel, Sicilien und Sardinien, und die Statthalter von Mailand, von Indien, und von den Niederlanden alle Kunstprodukte und natürliche Schäze dieser Länder angehäuft, und hieher gebracht haben.

Vor einiger Zeit starb der Herzog von Albuquerque; man sagt mir, daß man volle sechs Wochen gebraucht habe, um sein Gold- und Silbergeschirr zu wägen und aufzuschreiben. Man fand unter andern vierzehn hundert Duzend Teller, fünf hundert große und siebenhundert kleine Schüsseln, und so den übrigen Hausrath nach Verhältniß; sogar vierzig silberne Leitern, um darauf den Schenktisch zu besteigen, der in der Pracht eines Hochaltars in einem großen Saale aufgestellt war.

Die

Die Haushaltung der hiesigen Großen ist unbeschreiblich nachlässig. Viele kommen nie in ihre Staaten (so nennen sie ihre Landgüter, Städtchen und Schlößchen) sondern bringen ihr Leben in Madrid zu, und verlassen sich auf ihre Beamten, die ihnen nur solche Berichte abstatten, wie sie für ihr eigenes Interesse die vortheilhaftesten sind. Sie geben sich nicht einmal die Mühe, sich zu erkundigen, ob ihre Berichte wahr oder falsch sind; dies wäre wirthschaftlich, mithin unter ihrer Würde. Auch ihre häusliche Wirthschaft wird auf einen sehr schädlichen Fuß betrieben. Man weis hier gar nicht, was das heißt, sich mit Vorrath versehen. Man kauft für jeden Tag ein, was man braucht, und meist immer auf Conto. Auch bekümmert man sich nicht darum, was der Krämer, der Fleischer und Becker in sein Buch schreibt, oder wie theuer er seine Waaren ansezt. Man untersucht und bestreitet dies nie.

Oft stehen funfzig Pferde in einem Stalle, und für kein einziges ist Stroh und Hafer da. Sie sterben fast vor Hunger. Aber der Herr ist selbst nicht viel besser daran. Stößt ihm des Nachts eine Unpäßlichkeit zu, so weis man schlechterdings nicht, was man anfangen soll; denn es ist weder Wein, noch Wasser, noch Kohlen, nicht einmal Licht im Hause, weil die Bedienten die Mode haben, dasjenige, was von dem übrig geblieben ist, was man für einen Tag eingekauft hat, mitzunehmen, und zu verbrauchen. So muß man den andern Morgen alles vom neuen anschaffen.

Wenn man bei Kaufleuten etwas ausnimt, macht man es nicht klüger. Ein Mann oder eine Frau vom Stande würde lieber sterben, als um Zeug, Spizen, Juwelen u. d. gl. handeln, oder sich auf ein Goldstück herausgeben lassen. Das übrige lassen sie dem Kaufmann dafür, daß er sich die Mühe genommen hat, ihnen eine Waare, die nicht fünf Pistolen werth ist, für zehen zu

verkaufen. Man weis hier so wenig von Haushaltung und Sparsamkeit, daß man das Geld, welches ein Vater seinen noch unmündigen Kindern hinterläßt, in einen wohlverwahrten Kasten verschließt, und es nicht auf Interesse austhut. Der Herzog von Frias, z. B. hinterließ drei Töchter, und sechsmal hundert tausend Thaler baares Geld. Man that das Geld in drei Koffer, und heftete auf jeden den Namen einer der Töchter. Die älteste war damals noch nicht ganz sieben Jahr; jezt ist sie nach Flandern an den Fürsten von Lingen verheirathet. Die Vormünder behielten die Schlüssel zu dem Koffer, der für sie bestimmt war, und öfneten ihn nicht eher, als bis sie das Geld ihrem Gemale auszahlten. Wie viel Zinsen giengen da nicht verloren! Aber sie sagen: so sei es besser, als wenn sie das Geld auslichen, und Kapital und Zinsen verlören.

Noch muß ich nicht vergessen, Ihnen zu sagen, daß hier das Vaterland der Thronhimmel ist. Die Prinzen und Herzoge und Titulados halten sich eine große Anzahl derselben. Wenn in ihren Häusern dreißig Zimmer hinter einander sind, so werden sie auch dreißig Thronhimmel finden. Meine Freundin, die der König zur Marquise von Kastilien gemacht hat, zählt ihrer zwanzig in ihrem Hause. Sie können sich nicht vorstellen, liebe Cousine, was ich mir für ein Ansehn unter solch einem Thronhimmel geben kan. besonders wenn man mir die Chokolade bringt. Denn drei oder vier Pagen, schwarz, wie Notarien, gekleidet, bedienen mich auf den Knieen. Ein Gebrauch, an den ich mich gar nicht gewöhnen kan, und doch ist er hier so gäng' und gäbe, daß ein Schusterjunge, glaub' ich, das Knie auf die Erde sezen würde, wenn er seinem Meister einen alten Schuh überreichte.

Man verändert hier den Hausrath verschiedenemal im Jahre. Die Winterbetten sind von Sammt, mit starken goldenen Tressen besezt, aber sie sind so tief, und

die

die Bettseiten so hoch, daß man darinnen wie begraben ist; die Franzen am Bettkranze hängen beinahe bis auf die Bettdecke herab; so, daß man denjenigen, der darin liegt, kaum sehen kan. Im Sommer aber hat man weder Vorhänge, noch sonst etwas um das Bette. Zuweilen spannt man buntfärbige Gaze darüber, um die Mücken abzuhalten.

Den Winter bringt man in den obern Stockwerken zu. Oft zieht man bis in das vierte hinauf, um der Kälte zu entgehen. Die Sommerwohnungen sind parterre und sehr bequem. Das Pflaster in denselben ist von einer gewissen Materie gemacht, die, wenn man acht bis zehn Eimer Wasser darauf gegossen hat, in einer halben Stunde wieder trocken ist, und eine angenehme Kühle behält. Des Morgens benezt man alles auf diese Art und legt dann Teppiche von feinen Binsen darüber. Mit eben solchen Binsen sind auch die Wände der Zimmer bekleidet. Glauben Sie nicht, daß nur vornehme Leute solche Sommerwohnungen auf ebener Erde haben. Jeder legt sich eine zu, so gut er kan, und wäre es auch nur ein kleiner Keller, so bewohnt er ihn mit Vergnügen.

Neunter Brief.

Madrid, den 29. Mai 1679.

— Der königliche Palast liegt gegen Mittag an dem äußersten Ende der Stadt auf einer Anhöhe, die bis an das Ufer des Manzanares sanft hinabsteigt. Man gelangt zu demselben durch die Calle mayor, das ist die große Straße, die auch in der That sehr lang und breit, und mit verschiedenen ansehnlichen Gebäuden geziert ist. Vor dem Palast ist ein weitläuftiger Plaz. Niemand, sein Rang sei auch noch so hoch, fährt mit der Kutsche bis in den Hof. Man läßt unter dem großen gewölbten Bogen des Thores halten. Unter demselben stehen eini-

ge Hellebardiers. Als ich fragte, warum solch ein grosser König solch eine kleine Leibwache hätte, antwortete ein Spanier: Wie, Madam, gehören wir nicht alle zu seiner Leibwache?

Der Palast ist von sehr weissen Steinen erbauet. An beiden Enden der Vorder-Fronte sind Pavillons von Backsteinen; das übrige ist unregelmäßig. Das Schloß hat zwei viereckigte Höfe, die auf allen Seiten mit Gebäuden umgeben sind. Sonderbar ist der Umstand, daß alle Statuen, welche Frauenzimmer vorstellen, auf Backen und Schultern roth geschminkt waren. Die Zimmer sind prächtig, aber größtentheils dunkel, weil sie theils gar keine, theils nur sehr kleine Fenster haben. Die Spanier sagen, die Hize sei so groß, daß man der Sonne so wenig Zugang als möglich verstatten müsse. Es ist aber auch gewiß, daß das Glas sehr selten und theuer ist. Es giebt viele Häuser, die keine Scheiben in den Fenstern haben, und wenn man ein vollkommen gutes Haus bezeichnen will, so sagt man: Es ist ein Haus mit Fensterscheiben.

Die Gärten sind der Würde des Palastes nicht angemessen, und weder so groß, noch so gut unterhalten, als sie sein solten und könten.

Königliche Lustschlösser sind: Buen-Retiro, Casa del Campo, Florida, und Carzuela. Buen-Retiro liegt vor einem der Stadtthore. Der Graf von Olivarez ließ anfangs da, wo es steht, ein kleines Haus bauen, um darin einige seltene Hüner, die man ihm geschenkt hatte, zu verwahren. Weil er oft dahin kam, um sie zu sehen, so gefiel ihm endlich die schöne Aussicht von dort herab so sehr, daß er ein weitläuftigeres Gebäude an die Stelle seiner Galinera sezte, welches nach und nach zu seiner jezigen Weitläuftigkeit heranwuchs. Vier große Hauptgebäude und vier starke Pavillons bilden ein vollkommenes Viereck, welches den einzigen Fehler hat, daß

es

es zu niedrig ist. Die Zimmer sind weitläuftig, prächtig, mit schönen Gemälden geziert, und schimmern von Gold und lebhaften Farben. Der Park, welcher an das Schloß stößt, hat wenigstens eine Meile im Umfang, und ist mit einzelnen Pavillons, mit Grotten, Kaskaten, Springbrunnen, Teichen und bedeckten Gängen verschönert.

Casa del Campo, hat eine schöne Lage am Ufer des Manzanares, ist nicht groß, und dient zur Menagerie. Ich habe hier Löwen, Bären, Tiger, und andere wilde Thiere gesehen, die in Spanien lange leben, weil das Klima ihnen zusagt.

Florida, ist ein angenehmes Lustschloß mit unendlich reizenden Gärten. Statuen aus Italien, von der Hand der besten Meister sind in großer Menge vorhanden; das sanfte Murmeln der Quellen und Bäche, verbunden mit dem Duft der seltensten und wohlriechendsten Blumen, bieten hier Nahrung für alle Sinne.

Carzuela, hat nur ländliche Schönheiten, und einige kühle Säle, in welchen sich der König, wenn er gejagt hat, zu erfrischen pflegt. Die Aussicht ist das einzige Vergnügen, welches man hier findet.

Endlich einmal von etwas anderem, als von Schlössern, liebe Cousine. Ich will Ihnen eine seltsame Gewohnheit beschreiben. Den ersten Mai pflegt man hier vor dem Toledo-Thore die große Spazierfahrt, il Sotillo genant, zu halten. Alles findet sich dort ein; und auch ich war da, aber mehr, um zu sehen, als gesehn zu werden, obgleich meine französische Kleidung mich sehr auszeichnet, und aller Augen auf mich zieht. Frauenzimmer von hohem Stande fahren während ihres ganzen Lebens nur im ersten Jahre ihrer Verheirathung auf die öffentlichen Spaziergänge, und zwar nie anders, als in Gesellschaft ihres Gemals. Die Dame sizt vorwärts, der Herr rückwärts. Sie ist auf das prächtigste gepuzt, und alle

Vorhänge der Karosse sind aufgezogen. Beide sizen steif und starr da, sehen sich an, und sprechen Stunden lang kein Wort. Die Promenade am ersten Mai, ist ein wahres Fest für Madrid. Die Leute vom Stande fahren, und die niedern Stände gehen oder sizen theils in der aufschiessenden Saat, theils am Ufer des Manzanares, essen, trinken, lachen, singen und spielen auf der Zitter oder Harfe. Der König selbst, und die vornehmsten Staatsbeamten fehlen bei dieser Gelegenheit nicht.

Ich sahe hier auch eine Oper. Nirgends muß man so jämmerliche Maschinerien finden. Die Götter ließ man zu Pferde vom Himmel herab kommen, auf einem Balken, der von dem einem Ende des Theaters bis zu dem andern reichte. Ein Duzend Laternen von getränktem Papier, in deren jeder eine Lampe war, ahmten die Stralen der Sonne nach. Wenn Alcine, die Heldin des Stücks, zauberte, und die Teufel beschwor, so stiegen sie mit aller Gemächlichkeit mittelst einer Leiter aus der Hölle herauf. Il Gracioso, das ist, der Harlekin, machte tausend alberne Späße.

Uebrigens wird die schönste Komödie von der Welt, von denen nämlich, die hier gespielt werden, oft nach dem Eigensinne irgend eines armseligen Kunstrichters gelobt oder getadelt. Es giebt hier unter andern einen Schuster, der das Urtheil des Lebens oder Todes über jedes Stück ausspricht, und sich solch eine unwidersprechliche Kennerschaft angemaßt hat, daß die Schriftsteller, wenn sie ein Stück vollendet haben, zu ihm gehen, und seinen Beifall zu erhalten suchen. Der Schuster hört sie mit einer wichtigen Miene an, und sagt ihnen hundert Impertinenzien, die sie verbunden sind, zu verschlucken. Wird das Stück endlich gegeben, so richtet Jedermann seine Augen auf diesen schwarzen Kenner, und alles studirt seine Bewegungen und Mienen. Die jungen Leute, selbst vom vornehmen Stande, machen es ihm nach: wenn

wenn er gähnt, so gähnen sie, wenn er lacht, so lachen sie. Zuweilen wird er auch ungeduldig, und dann nimmt er eine kleine Pfeife heraus und fängt an zu pfeifen. Plözlich schalt der Komödiensaal von hundert andern Pfeifen, die so schneidend gellen, daß man das Gehör zu verlieren glaubt.

Von den Schauspielen, die von Menschen allein aufgeführt werden, gehe ich zu denen über, in welchen Menschen und Thiere zugleich agiren. Ich meine die Stiergefechte. Der König stelte vor einigen Tagen ein solches an, und ich freuete mich darauf, weil ich sehr viel davon gehört, aber noch keins gesehen hatte. Ich fand mich auf dem Plazza mayor ein. Um Ihnen eine vollkommene Vorstellung von dieser Feierlichkeit zu machen, muß ich etwas weit ausholen. Wenn der König ein Stiergefecht geben will, so führt man Kühe, die man Mandarinen nent, in die Gebürge und Wälder von Andalusien. Dort findet man die wildesten und wüthendsten Stiere. Man läßt die Kühe, die gleichsam zu diesem Spiel abgerichtet sind, ins Gehölz So bald die Stiere sie wittern, eilen sie herbey, um ihnen ihr Kompliment zu machen. Die Kühe fliehen, und locken die Stiere zwischen gewisse Pallisaden, die man in dieser Absicht längst dem Wege hin gesezt hat, und sich oft dreißig bis vierzig Meilen in die Länge erstrecken. Eine Anzahl Treiber, die mit Piken bewafnet, und gut beritten sind, treiben die Stiere vorwärts, und lassen sie nicht wieder zurück. Deshalb sind sie oft gezwungen mit ihnen zu kämpfen, und dies geht nie ohne Lebensgefahr ab.

Andere Leute, die am Wege postirt sind, erwarten die Stiere, und bestimmen die Zeit, wo sie in Madrid ankommen werden. Dann führt man die Pallisaden durch die Stadt fort, damit diese Thiere keinen Schaden thun können.

Die Mandarinen, welche wahre Verrätherinnen sind, gehen beständig voran, und die ehrlichen Stiere folgen ihnen, bis auf dem Plaz, der zum Stiergefechte bestimmt ist. Hier bauet man einen grossen Stall von starken Dielen, worin man sie verwahrt. Es sind ihrer oft dreißig, vierzig bis funfzig. Dieser Stall hat zwei Thüren; in die eine gehen die Mandarinen hinein, und zur andern hinaus. Wenn die Stiere ihnen folgen wollen, so versperrt man ihnen den Ausgang mittelst einer Fallthüre.

Wenn sie einige Stunden ausgeruhet haben, so läßt man einen nach dem andern auf den grossen Plaz heraus. Hier erwarten ihrer eine Anzahl junger starker Bauern, die sie anpacken, sie theils beim Schwanz, theils bei den Hörnern, theils bei den Beinen fassen, und zu Boden werfen. Sie zeichnen den Stier mit einem glühenden Eisen am Oberschenkel, und schlizen ihm die Ohren auf; daher heissen sie Heradores. Dies ist ein Vorspiel der grossen Feierlichkeit, und es geht nicht immer ohne Blutvergiessen ab.

Man füttert die eingefangenen Stiere, und wählt die muthigsten darunter zum Kampf. Man unterscheidet sie sogar einen vor den andern, kent ihre Geschichte, und weis, daß sie Brüder oder Söhne derer sind, die in den vorigen Stiergefechten sich tapfer gehalten, und viel Menschenblut vergossen haben.

Nach einigen Rasttagen müssen sie sich zum Kampf anschicken. Man bringt Sand auf den grossen Plaz, und schließt ihn mit mannshohen Schranken ein. Der Plaz selbst ist breiter als lang, und hat rundherum bedeckte Gänge, auf deren Bogen die Häuser stehen. Jedes Geschoß dieser Häuser hat eine Reihe Balkons, auf die man durch Glasthüren gelangt. Auf diesen stehen die Zuschauer vom König an bis auf seine Bedienten herab. Für das Volk werden Gerüste aufgeschlagen.

So

So bald die Zuschauer versammelt sind, so feuchtet man den Plaz mit vierzig bis funfzig Tonnen Wasser an. Darauf kommen sechs Alguazil's oder Gerichtsdiener auf den Plaz. Sie sind vortreflich beritten, und haben lange weisse Stäbe in den Händen. Sie sind schwarz gekleidet, tragen Federn auf den Hüten, und stellen sich so herzhaft, als sie bei der äussersten Furcht, die sie quält, nur können, weil sie den Kampfplaz nicht verlassen dürfen. Ihr Amt ist, die Ritter, die mit den Stieren kämpfen sollen, herbei zu holen.

Sie werden es kaum glauben, liebe Cousine! daß der Stierkampf auch seine ritterlichen Rechte und Statuten habe. Hier ist einiges daraus: Man muß von adelicher Geburt, und als Kavalier anerkant sein, wenn man zu Pferde fechten will. Es ist nicht erlaubt, den Degen wider den Stier zu ziehen, wenn er den Ritter nicht beleidiget, das ist, ihm die Lanze aus der Hand, oder den Hut vom Kopfe, oder den Mantel von den Schultern fallen gemacht, oder ihn und sein Pferd und Gefolge verwundet hat. In diesem Fall ist der Kavalier verbunden mit seinem Pferde auf den Stier los zu gehen, denn es ist ein Empenno, oder eine Beleidigung, die man rächen oder sterben muß. Der Ritter muß dem Stiere una cachillada, d. h. einen Seitenhieb an dem Kopf oder Hals geben. Will sein Pferd nicht auf den Stier los, so springt er herab, und stellt sich dem Stiere muthig entgegen. Er ist mit einem kurzen drei Finger breiten Fangeisen bewafnet. Die übrigen Ritter steigen auch ab, und begleiten den, der im Empenno ist, aber nicht um ihm beizustehen, oder ihm irgend einen Vortheil über seinen Feind zu verschaffen. Wenn sie solchergestalt gegen den Stier anrücken, und er erschrickt und flieht, statt sie zu erwarten und anzugreifen, und sie haben ihn einige Schritte verfolgt, so haben sie den Gesezen des Kampfes ein Gnüge gethan.

Wenn es Pferde in der Stadt giebt, die schon bei einem Stiergefechte gedient haben, so borgt man sie von ihren Besizern, wenn man auch nicht mit ihnen bekant ist; und diese schlagen solch eine Bitte nie ab. Wenn auch das Pferd im Kampfe bliebe, und der Ritter wolte es bezahlen, so nimmt es die spanische Großmuth nicht an, und es wäre niedrig, Ersaz dafür zu fodern.

Einige Tage vor dem Stiergefecht ist in allen Kirchen freier Ablaß zu haben, weil so viele Leute in Lebensgefahr dabei gerathen. Verschiedene Päbste haben es versucht, diese barbarischen Schauspiele gänzlich abzuschaffen, aber die Spanier protestirten so dringend und heftig dagegen, daß sich der päbstliche Hof ihren Vorstellungen fügen mußte.

Am ersten Tage des Stiergefechts kamen die Alguazil's zu dem Thore am Ende des Kampfplazes, um die sechs Ritter die sich zum Kampf gestellt hatten, zu holen. Ihre Pferde waren vollkommen schön, und mit prächtigem Sattelzeuge geschmückt. Ausser dem Pferde, welches sie ritten, hatte jeder noch ein Duzend andere, die von Stallknechten geführt wurden. Ueberdies hatte auch jeder noch sechs Maulthiere, die mit Rejones oder Garrochones beladen waren. Dieses sind vier bis fünf Fuß lange bemalte und vergoldete Lanzen von Tannenholz, mit sehr scharfen fein polirten Spizen. Die Ritter selbst hatten schwarze mit Gold und Silber gestickte Kleider an, und auf dem Hute weiße mit allerlei Farben gefleckte Federn, die alle an der einen Seite des Hutes hinanstiegen. Um diesen war eine diamantene Schnur mit einem Kleinode geschlungen. Sie trugen weiße, karmoisin, blaue und gelbe Scherpen, die mit Goldfaden durchwirkt waren. Einige hatten sie um den Leib, einige um den Arm, und einige liessen sie wie ein Wehrgehenk über die Schultern herabfallen. Es waren ohne Zweifel Geschenke von ihren Geliebten. Um diesen zu gefallen, bestehen sie den Stierkampf,

kampf, und geben ihnen dadurch zu erkennen, daß keine Gefahr auf der Welt so fürchterlich sei, der sie nicht entgegen gehen wolten, wenn es darauf ankömt, ihnen ein Vergnügen zu machen. Sie hatten kleine schwarze Mäntel um, deren Zipfel auf den Rücken geworfen waren, um den Armen freies Spiel zu lassen. An den Füssen hatten sie kleine weiße Stiefelchen mit langen goldenen Sporen. Sie sassen nach maurischer Mode, mit hinaufgezogenen Beinen zu Pferde. Dies nennt man Cavalgar a la Ginetta.

Sie kamen vor des Königs Balkon, machten ihm eine tiefe Verneigung, und baten ihn um Erlaubniß, mit den Stieren kämpfen zu dürfen. Der König gewährte ihnen ihre Bitte, und wünschte ihnen Sieg. Zugleich liessen sich von allen Seiten Trompeten hören, und dies ist gleichsam die Losung für die Stiere. Das ganze Volk schrie unaufhörlich: Viva, viva los bravos Cavaleros! Darauf trennten sich die Ritter, um den Damen ihr Kompliment zu machen. Der größte Theil ihres Gefolges verließ den Kampfplaz, und bei jedem Kavalier blieben nur zwei Lakaien, welche die Lanzen trugen. Sie hielten sich beständig zur Seite ihrer Herren, und verließen ihre Pferde nie.

Ausser den kampffähigen Rittern kommen viele junge Leute in die Schranken, die zum Theil aus den entferntesten Gegenden zum Stiergefecht hieher gekommen sind. Weil sie nicht vom Adel sind, so werden keine Umstände mit ihnen gemacht. Auch sind sie nicht beritten.

Als es der König für Zeit hielt, das Gefecht anzufangen, gab er den Schlüssel zu dem Stalle, wo die Stiere verwahrt waren, dem Privado, oder Minister, und dieser warf ihn zween Alguazil's zu. In dem Augenblick erschollen die Trompeten, Pauken, Trommeln, Pfeifen, und andere Instrumente. Die Alguazil's, die von Natur wenig Mut haben, ritten unter Angst und

Beben hin, öfneten die Thür, wo die Stiere eingesperrt waren, und ein Mann, der sich hinter derselben versteckt hielt, schloß sie wieder zu, so bald ein Stier heraus war, und stieg dann eiligst mittelst einer Leiter auf das Dach des Stalls, darauf sezte der Stier aus allen Kräften den Alguazil's nach. Diese gaben ihren Pferden die Sporen, um ihr Leben zu retten; denn da es ihnen nicht erlaubt ist, sich zu vertheidigen, so können sie ihr Heil allein in der Flucht suchen. Die Fußkämpfer, von denen ich Ihnen vorhin sagte, schossen Pfeile und kleine Wurfspiesse, die sehr spizig und mit geschlizten Papierstreifen, die man anzündete, umwickelt waren, auf den Stier. Sie hafteten auf seinem Rücken fest, und drangen desto tiefer ein, je mehr ihn der Schmerz zu toben zwang. Indem er lief, rauschte das Papier. Das Feuer fieng heftiger an zu brennen, und versezte ihn in die äusserste Raserei. Man hörte ihn schnauben vor Wut; sein Athem machte einen dicken Nebel um ihn her; das Feuer strömte zu den Augen und Nasenlöchern heraus, und er lief geschwinder, als ein Pferd beim Wettrennen, und seine Tritte waren fester und gewaltiger.

Der Ritter, der den Kampf mit ihm bestehen wollte, nahm eine Lanze, faßte sie, wie einen Dolch, und stellte sich ihm entgegen. Der Stier stürzte auf ihn los, er sprang auf die Seite, sezte ihm die Spize der Lanze auf den Rücken, und stieß zu. Seine Lanze flog in Splittern um ihm herum. Sogleich reichten ihm die Lakaien eine neue Lanze, die er ihm auch in den Leib stieß. Der Stier brüllte, raste, rante, und stürzte unter die Fußgänger. Wenn er einen Menschen beinahe erreicht hatte, so warf man ihm einen Hut oder Mantel vor die Augen, wodurch er einen Augenblick aufgehalten ward. Manche warfen sich auch auf die Erde, und der Stier sezte im vollen Laufe über sie hin.

Endlich

Endlich hatte der Ritter entweder die Geschicklichkeit, oder das Glück, ihm eine Wunde beizubringen, die ihn zur Fortsezung des Kampfes unfähig machte. Sogleich liefen andere Spanier herzu, und tödteten ihn vollends; vier Alguazil's holten vier aufgepuzte Maulthiere, befestigten den Stier an seidene Stränge, und so ward er vom Kampfplaze hinweg geschleppt. Jezt erhoben Trompeter und Volk einen erschrecklichen Lärm.

Nun kam ein neuer rasender Stier in die Schranken, mit welchem es ein schwedischer Graf von Königsmark, der einer meiner Freundinnen zu gefallen focht, aufnehmen wollte. Der Stier that einen fürchterlichen Stoß auf den Graf, riß seinem Pferde den Bauch auf, und verwundete ihn selbst gefährlich am Beine. Der Graf sprang hurtig herab; das Pferd machte eine gestreckte Karriere an den Schranken herum, und schlug einen Menschen, der es aufhalten wolte, mit den Hinterfüssen vors Gehirn, daß er todt liegen blieb. Man öfnete ihm endlich die grosse Thür es stürzte hinaus, und lief so lange, bis es todt zur Erde fiel.

So bald des Grafen Blut floß, trat eine spanische Dame, die sich einbildete, er kämpfte ihr zu Ehren, auf ihrem Balkon hervor, und winkte ihm einigemal mit dem Schnupftuch, wahrscheinlich um ihm Mut zu machen. Aber er bedurfte dieser Anfeuerung nicht. Mit dem Degen in der Faust, gieng er auf den Stier los, und versezte ihm eine tiefe Wunde am Kopfe. Da er auf diese Weise die Statuten des Kampfes erfüllt hatte, wandte er sich nach der Seite hin, wo das schöne Mädchen stand, für welches er stritt, küßte seinen Degen, und sank seinen Leuten in die Arme, die ihn ohnmächtig vom Plaze trugen.

Glauben Sie nicht, daß dergleichen blutige Auftritte die Feierlichkeit unterbrechen. Wird einer von den Rittern verwundet, so begleiten ihn die andern bis zum

Ausgang der Schranken, und kehren dann von neuem zurück, um zu streiten. An diesem ersten Tage wurden zwanzig Stiere getödtet.

Ein Maure rante, blos mit einem Dolche bewafnet, auf einen Stier, der in der höchsten Wut war, los, und stieß ihm diesen Dolch mitten zwischen den Hörnern in die Nath der Hirnschaale, an einem Orte, der sehr empfindlich, und leicht zu durchbohren, aber auch nicht grösser ist, als ein Viergroschenstück. Der verwegenste und behendeste Streich, den ich je gesehen habe! Der Stier stürzte todt zur Erde, und die Trompeten und Pauken erschollen.

Wenn ein Stier sich zu lange vertheidigt, so läßt man englische Hunde los, die, nachdem er einige wie Bälle in die Luft geschleudert hat, ihn fangen und halten. Oft schneidet man ihm auch, mit gewissen sichelformigen Eisen, die man an eine Stange befestigt, die Sennen der Hinterfüsse entzwei.

Einer der Ritter war Empenno, weil er den Hut verloren hatte. Er stieg nicht vom Pferde, sondern nahm sein kurzes Fangeisen, und sprengte dem Stier, der ihn erwartete, entgegen. Er gab ihm einen Stoß an den Hals, der ihn aber nur leicht verwundete, und um so rasender machte. Er scharrte mit den Füssen in dem Sande, brüllte, und hüpfte wie ein Hirsch. Aber ich bin nicht fähig, Ihnen diesen Kampf, das Zurufen der Zuschauer, das Händeklatschen, und die Menge der Schnupftücher, die man in der Luft schwenkte, die Zeichen der Angst und Verwunderung, und das Geschrei des Volks, ha Toro, ha Toro! angemessen zu beschreiben. Auch meine Unruhe und Herzensangst nicht, daß ich sehen mußte, wie dieses schreckliche Thier im Begrif war, den heldenmütigen Ritter zu spiessen. Endlich rief das ganze Volk, Victor, Victor! und die Trompeten und Pauken erschollen von neuem.

Ein

Ein junger wohlgebildeter Toledaner konte dem Stoße eines Stieres nicht ausweichen, ward von ihm hoch in die Luft geworfen, und starb auf der Stelle. Zwei andere wurden tödtlich verwundet, und vier Pferde getödtet. Und doch sagte Jedermann: Heute war es nicht schön! Solch ein glänzendes Fest, hätte wenigstens mit dem Blute von zehn Menschen verherlicht werden sollen. Der König warf dem Mauren, der mit einem einzigen kecken Streich den Stier tödtete, und einem andern, der auch einen überwunden hatte, funfzehn Pistolen zu. Den Rittern aber, die gekämpft hatten, versprach er, sich ihrer zu erinnern.

Zehnter Brief.

Madrid, den 27. Jun. 1679.

Alles, was ich von dem hizigen spanischen Klima gehört, und mir vorgestellt habe, ist nichts im Vergleich mit dem, was ich jezt davon empfinde. Ich lasse, um mich vor der Wärme zu schüzen, meine Fenster die ganze Nacht offen, ohne mich vor dem gliederlähmenden Wind aus Gallizien zu fürchten; ich schlafe mit blossem Kopfe, und stecke Hände und Füsse in Schnee. Jede andere würde sterben, aber ich denke, es ist besser sterben, als ersticken. Es schlägt zwölf Uhr in der Nacht, und kein kühles Lüftchen wehet. Unter der Linie muß es nicht heisser sein, als hier.

Wer hier nicht an der Hize stirbt, stirbt am Staube. Die Strassen sind beständig mit Staubwolken so bedeckt, daß man nicht aus den Augen sehen kan. Wenn die Fenster auch noch so fest zu sind, dringt doch der Staub hindurch, und verdirbt Geräthe und Möbel. Der häßliche Geruch im Winter und der Staub im Sommer machen das Silberwerk und alles andere polirte Geräth schwarz,

schwarz, und rauben ihm seine Schönheit. So sehr man sich auch in Acht nimmt, ist doch das Gesicht beständig mit Staub und Schweis bedeckt, und die Leute, die einem auf den Strassen begegnen, sehen aus wie die Athleten der Alten, die im Staube und in der Sonne fochten.

Wer an der Hize und am Staube nicht stirbt, stirbt an dem schlechten Geschmack der Spanier. Dieser Tage habe ich ein Autos gesehen, welches man nach einer prächtigen Frohenleichnamsprozession gab. Sein Inhalt war dieser: Die Ritter des heiligen Jakobs sind versammelt, und der Heiland kömt, und bittet sie, ihn in ihren Orden aufzunehmen. Einige sind es zufrieden, andere aber stellen ihnen vor, sie würden ihrer Ehre zu nahe treten, wenn sie einen Menschen von so geringer Geburt unter sich aufnehmen wolten; der heilige Joseph sei ja nur ein armer Zimmermann, und Maria eine Nätherin gewesen. Unterdessen harret der Heiland mit grosser Unruhe auf ihren Entschluß, der endlich zum Leidwesen der Herren selbst dahin ausfält, daß man ihm die Aufnahme versagt. Doch thut man, um den armen Heiland nicht ganz niederzuschlagen, den Vorschlag, daß man ausdrücklich den Christorden stiften solle. Durch dieses Mittel werden beide Partheien zufrieden gestellt.

Glauben Sie nicht, liebe Cousine! daß Schauspieler und Zuschauer böse Absichten bei solchen Abgeschmacktheiten haben. Sie würden eher sterben, als einen unheiligen Gedanken dabei fassen, oder überhaupt der Religion die gebührende Ehrfurcht nicht zu erweisen. Selbst der König findet sich dabei ein, und an alle Personen vom Range werden Billets gesandt, sonst würden sie keinen Plaz finden. Die Vorstellung geschieht am hellen Tage, und obgleich die Sonne den Schauspielern auf die Köpfe brante, hatte man doch eine ungeheuere Anzahl Wachslichter angezündet. Diese Autos dauern einen

einen Monat hindurch; aber ich bin ihrer so satt, daß ich so oft ausbleibe als sichs thun läßt.

Ein anderes sehr lächerliches Schauspiel sahe ich vor einigen Tagen. Ich fuhr mit einer Gesellschaft, worunter auch der päbstliche Nunzius war im Prado spazieren. Auf einmal sahen wir längs der Allee eine grosse Erleuchtung, und zugleich erschienen sechzig Kardinäle in ihren gewöhnlichen Kleidungen mit rothen Hüten, und ritten auf Mauleseln. Auf diese folgte der Pabst selbst. Man trug ihn auf einem Gerüste, das mit grossen Fußteppichen behangen war. Er saß auf einem Armstuhl unter einem Thronhimmel und neben ihm lagen die Schlüssel des heiligen Petrus, und die dreifache Krone auf einem Kissen. Auch hatte er einen Weihkessel voll Orangenblütwasser, womit er die Leute besprizte. Langsam und feierlich gieng der Zug vorwärts bis an das Ende des Prado. Hier fiengen die Kardinäle an Se. Heiligkeit mit tausend närrischen Bocksprüngen zu ergözen.

Wir fragten den Nunzius, was dieser Zug zu bedeuten habe. Ich weis keine Silbe, sagte er, und hätte große Lust, meine Bediente mit Prügeln unter sie zu schicken. Endlich erfuhren wir, daß das heilige Kollegium aus Beckerburschen bestand, die alle Jahre ihr Fest durch solch einen Aufzug zu feiern pflegten.

An gewissen Tagen im Jahre gehen oder fahren die Einwohner von Madrid auf den Brücken spazieren, die über den Manzanares geführt sind. Aber jezt fahren die Kutschen im Bette dieses Flusses. Der Kieß, und einige kleine Bäche machen es frisch und angenehm. An einigen Orten hält man still, und bleibt bis um zwei oder drei Uhr nach Mitternacht daselbst. Man sieht hier oft mehr als tausend Kutschen. Wenn die Nacht schön ist, so bringt man sie hier unter Essen, Trinken und Musik sehr angenehm zu.

Vielleicht ist es Ihnen nicht unangenehm zu wissen, daß

daß man hier zu Lande seinen Adel unter andern auch damit beweisen muß, daß man von Vijos christianos d. i. von alten Christen abstamme. Denn es wäre ein unauslöschlicher Fleck im Stammbaume einer Familie, wenn sich unter ihren Ahnen ein Jude oder Maure befände. Da die Einwohner von Biskaya und Navarra durch hohe und steile Gebürge vor den Einbruch der Barbaren geschüzt wurden, so halten sie sich alle bis zum Maulesel-treiber herab für Edelleute. Auch nehmen nicht selten in Spanien die Kinder den mütterlichen Namen an, wenn er berühmter ist, als der väterliche. Es ist gewiß, daß es nicht viel Familien in Spanien giebt, die nicht wären unterbrochen, und deren Name und Adel nicht durch eine Einzige Tochter in eine andere Familie wäre übertragen worden. Eine andere höchst seltsame Gewohnheit ist die, daß hier die Findelkinder adelich sind, und den Titel Hidalgo mit allen Rechten des Adelstandes bekommen. Doch ist dazu nöthig, daß sie beweisen, man habe sie gefunden, und in dem Hospitale, welches ausdrücklich dazu angelegt ist, erzogen.

Es ist hier zu Lande ziemlich gewöhnlich, einen andern aus mancherlei Ursachen umzubringen, die von der Gewohnheit gut geheissen werden, ohne daß man verdrüßliche Folgen zu befürchten hat. Wenn z. B. einer dem andern eine Maulschelle gegeben, oder mit dem Hut, dem Schnupftuche oder Handschuh ins Gesicht geschlagen; oder ihn einen Trunkenbold geschimpft, oder durch andere Worte, die der Tugend seiner Frau nachtheilig sind, beleidigt hat, so glaubt dies der Beleidigte durch Meuchelmord rächen zu müssen. Zur Ursach geben sie an, daß es nach solch einer blutigen Beleidigung nicht billig wäre, mit dem Gegner einen förmlichen Zweikampf zu halten, da man noch obendrein das Leben durch ihn verlieren könte. So verbergen sie oft ihre Rachsucht zwanzig Jahre hindurch, wenn

sie keine Gelegenheit haben, sie zu befriedigen. Sterben sie, ohne sich gerächt zu haben, so erben die Kinder mit ihren Gütern auch ihre Rache. Der sicherste Weg für einen Mann, der einen andern auf solche Art beleidigt hat, ist, daß er sich auf immer aus Spanien entfernt. Man erzählte mir von einem, der, um die Rache eines Beleidigten zu vermeiden, so lange in Westindien lebte, bis er seinen und seines Sohnes Tod erfuhr. Nun glaubte er sicher zu sein, und kam nach Spanien zurück. Aber er ward durch den Enkel des Beleidigten meuchelmörderisch umgebracht.

Die Leute, die man zu solchen Unternehmungen braucht, läßt man gewöhnlich von Valenzia kommen; einer Stadt, worin der Pöbel äusserst boshaft ist. Es giebt kein Verbrechen, das sie nicht für Geld begiengen. Sie haben Dolche und Schießgewehre. Der Dolche giebt es zweierlei. Einige haben die gewöhnliche Dolchslänge, sind aber nicht stärker, als eine grosse Nadel, von sehr feinem Stahl gearbeitet, und vierschneidig. Die Wunden, welche sie machen, sind tödtlich. Denn da sie sehr tief hineinfahren, und keine grössere Oefnung machen, als eine Nadel, so geht kein Blut aus der Wunde, und man kan kaum den Ort wahrnehmen, wo einer den Stich bekommen hat. Die andere Art Dolche ist länger, fingersbreit, und so fest, daß ich ein dickes Tischblatt von Nußbaumholz auf einmal damit durchstossen gesehen habe. Es ist verboten, dergleichen Waffen zu führen.

Man erzählte mir, daß ein Mann vom Stande, der einen seiner Feinde umbringen lassen wolte, sich deshalb an einen Bandoloro (so nennt man diese Meuchler) wandte, und ihm Geld gab, jenen umzubringen. Aber er versöhnte sich mit seinem Feinde, und nun war seine erste Sorge, dem Bandoloro Nachricht davon zu geben, damit er jenen nun nicht umbrächte. Als der Meuchelmörder sahe, daß man seines Dienstes nicht bedürfte,

erbot

erbot er sich, daß empfangene Geld zurück zu geben; der Herr aber, der es ihm gegeben hatte, bat ihn, es zu behalten. Gut, sagte der Bandoloro, ich behalte es! aber ich halte auf Ehre: Der Mann muß sterben. Der andere bat ihn, es nicht zu thun, da er sich mit ihm versöhnt hätte. Alles, was ich thun kan, erwiederte der Mörder, ist, daß ich ihnen die Wahl lasse: sie oder jener! Um mein Geld nicht mit Sünden zu verdienen, muß ich einen von beiden tödten. Jener mogte ihn bitten und beschwören, er beharrete auf seinem Vorsaz, und tödtete den andern.

Diese Bösewichter haben beständig eine Liste der Verbrechen, die sie begangen haben, bei sich, um sich entweder dadurch zu ehren, oder zu rekommandiren. Will man sich ihrer bedienen, so zeigen sie selbige vor, und fragen, ob man will, daß der Stoß auf der Stelle tödten, oder ob der Verwundete noch eine Zeitlang leben solle. Es sind die fürchterlichsten Menschen, die man sich denken kan. Wenn ich alle die Vorfälle dieser Art, die ich täglich erfahre, ihnen wieder erzählen wolte, so würden Sie Spanien für den Schauplaz der schrecklichsten Auftritte halten müssen. Sehr oft giebt die Liebe dazu die Veranlassung. Um sie zu befriedigen, oder zu bestrafen, sind die Spanier zu allem fähig. Ihrem Mut, und ihrer Zärtlichkeit ist nichts unmöglich.

Man sagt, die Eifersucht sei ihre herschende und fürchterlichste Leidenschaft. Doch sollen Stolz und Rachsucht mehr Antheil daran haben, als die Liebe. Sie können es nicht ertragen, daß einem andern der Vorzug gegeben werde, und alles, was darauf abzielt sie zu beschimpfen, sezt sie in Wut und in Verzweiflung. Gewiß ist es, daß es in diesem Stück ein wütendes und barbarisches Volk ist.

Es ist schwer zu begreifen, wie Leute, die der Rachsucht so ganz nachhängen, und die schrecklichsten Hand-

lungen

lungen begehen, zu eben der Zeit, wo sie einem andern den Dolch ins Herz stossen, bis zur Schwachheit abergläubisch sein können. Sie bezahlen die Messen reichlich, die für die Seelen im Fegefeuer gelesen werden, und tragen Reliquien bei sich, die sie oft küssen, um in ihrem Unternehmen nicht unglücklich zu sein. Aber glauben Sie nicht, daß diese Züge dem Charakter der ganzen Nazion gemein wären. Es giebt hier, wie überall, sehr redliche Leute, die einen hohen Grad von Großmut, die aber nicht selten ins abentheuerliche läuft, besizen. Hier sind ein paar Belege dazu:

Der Konnetabel von Kastilien, ist seinen Gütern nach, einer der reichsten Herren in Spanien. Weil er aber eben so schlecht wirthschaftet, als die übrigen Großen, so fehlt es ihm immer an Gelde. Die königlichen Besoldungen, die er als Konnetabel, als erster Staatsrath, und Großfalkenier hat, sind so beträchtlich, daß er diesem Mangel dadurch gänzlich abhelfen könte; aber er ist so stolz, daß er keine Besoldung annehmen mag. Zur Ursach giebt er an, daß ein Unterthan, der eigene austrägliche Güter besizt, seinem Herrn nicht zur Last fallen, sondern es für Ehre halten müsse, ihm umsonst zu dienen. Ließe er sich aber, wie ein Tagelöhner bezahlen, so mache er sich zum Knechte.

Der Herzog von Arcos, sonst von Avero, besizt eine noch weit seltsamere Halsstarrigkeit. Er behauptet, daß der König von Portugal seine Krone unrechtmässigerweise besize, sie gehöre seiner Familie, und deshalb nennt er ihn, wenn er von ihm spricht, nicht anders, als den Herzog von Braganza. Und doch hat er vierzig tausend Thaler Einkünfte in Portugal, die er nicht ziehen kan, weil er sich nicht herablassen will, dem Könige von Portugal die Hand zu küssen, oder ihm zu huldigen. Der König hat ihm sagen lassen, er verlange nicht, daß er selbst käme, er solte nur einen von seinen Söhnen schicken, so

wolle er ihm nicht nur die Einkünfte verabfolgen, sondern auch die Rückstände auszahlen lassen. Aber der Herzog will davon nicht einmal reden hören, sondern sagt: Weil er einmal die Krone verloren hätte, so wäre es Schande für ihn, wenn er dem Usurpator huldigen solte, um vierzig tausend Thaler Renten zu erhalten. Große Uebel machten, daß man die kleinern nicht fühlte, und der König würde mehr Ehre von seiner Huldigung, als er Nuzen von jenem Einkommen haben.

Der Fürst von Styllano hat Chargen und Kommissionen auf achtzig tausend Livres in der Kammer de la Contrataction in Sevilla zu vergeben, aber er verliert sie lieber, ehe er die nöthigen Ausfertigungen eigenhändig unterzeichnet. Er sagt: es sei unter der Würde eines Kavaliers, wie er, seinen Namen um solch einer Kleinigkeit willen zu unterschreiben. Wenn sein Secretair ihm eine Bestallung von vier oder fünf tausend Livres zu unterschreiben bringt, so schlägt er es ihm ab, wendet seinen Stand vor, und sagt: esto es una minneria (es ist eine Kleinigkeit.) Der König ist darin nicht so ekel, er besezt statt seiner die Stellen, und zieht den Nuzen.

Es kommen weniger Fremde nach Madrid, als in irgend eine andere europäische Residenz, und ich verdenke es ihnen nicht, denn, wenn sie nicht irgend Jemand finden, der ihnen bei einem Privatmanne Wohnung verschaft, so sind sie in Gefahr höchst elend zu wohnen. Die Spanier übereilen sich auch nicht, ihnen ihr Haus anzubieten, weil sie wegen ihrer Frauen überaus eifersüchtig sind. Ich weis in der ganzen Stadt nur zwei Gasthäuser; sobald diese voll sind (und das werden sie bald, weil sie klein sind) so weis man nicht, wo man Unterkommen finden soll. Dazu kömt, daß man kein bequemes Fuhrwerk hier antrift. Miethwagen sind ziemlich selten; Tragsessel sind zwar genug da, aber es ist nicht gewöhnlich, daß sich Mannspersonen tragen lassen, wenn

sie nicht alt und gebrechlich sind. Und was solte wol Fremde reizen, hieher zu kommen, da das Schönste und Liebenswürdigste, ich meine die Damen, vor ihnen versteckt bleibt. Jeder Umgang mit ihnen ist denselben versagt, und die, welche sie zu sehen bekommen können, sind so gefährliche Geschöpfe für die Gesundheit, daß man viel Neubegierde besizen muß, um sie mit so großer Gefahr zu befriedigen. Und doch sind verliebte Intriguen das einzige Vergnügen und die liebste Beschäftigung der Spanier. Junge Knaben vom Stande fangen schon im zwölften und dreizehnten Jahre an, sich eine Amancebada oder Maitresse zu halten, um derentwillen sie Unterricht und Wissenschaften versäumen, und im väterlichen Hause alles entwenden, was sie habhaft werden können, um es ihnen zuzustecken. Ihr Umgang mit solchen Kreaturen dauert nicht lange, ohne sie in einen Zustand zu versezen, der sie diese Ausschweifungen gereuen macht.

Was das Fürchterlichste ist: Es giebt hier wenig Personen, weder von dem einen, noch von dem andern Geschlecht, selbst unter den Vornehmsten nicht, die von jener giftigen Influenza frei wären. Oft bringen sie die Kinder mit zur Welt, oder saugen sie aus der Brust ihrer Ammen. Ein unberührtes Mädchen kan eben so gut als eine andere damit behaftet sein, und kaum nehmen sie sich die Mühe, sich heilen zu lassen, weil sie überzeugt zu sein scheinen, daß sie solche über kurz oder lang von neuem bekommen mögten. Indessen muß das Uebel hier nicht so gefährlich sein, als in andern Ländern, denn sie behalten dabei schönes Haar und schöne Zähne. Man spricht davon beim König und bei Frauenzimmern vom höchsten Stande, wie man etwa vom Fieber oder Kopfweh spricht. Alle tragen ihr Unglück in Geduld, und bekümmern sich nicht im geringsten darum. Es ist hier

das gewöhnlichste Hochzeitsgeschenk, welches ein Spanier seiner jungen Gattin zubringt.

Die Erziehung der Kinder vom Stande wird äusserst vernachlässigt. Man nimmt sich nicht die Mühe geschickte Lehrer für sie zu suchen. Wenn sie zum Soldatenstande bestimt sind, lernen sie weder Latein noch Geschichte. Wenigstens solte man sie in der Mathematik, im Fechten und Reiten unterrichten; aber auch daran wird nicht gedacht. Es giebt hier weder Akademien noch Lehrer, wo sie diese Wissenschaften lernen könten. Die Zeit, binnen welcher die jungen Leute etwas lernen solten, verschleudern sie mit Spazierengehen und Liebschaften. Und dennoch glauben sie, daß in der ganzen Welt Niemand mehr Bewunderung verdiene, als sie, und sind fest überzeugt, daß Madrid der Mittelpunkt des Glanzes, des Geschmacks und der Wissenschaften sei. Wenn sie sterben, so wünschen sie ihren Kindern in jenem Leben den Himmel, und in diesem Madrid. Daher kömt es auch, daß sie andere Höfe so selten besuchen, und im guten Ton und feiner Lebensart so weit zurückbleiben. Der König mag sie mit den höchsten Würden beehren, wenn sie solche auswärts tragen sollen, legen sie selbige lieber ab, oder dringen auf Zurückberufung. Lieber führen sie in Madrid, weil es in Madrid ist, ein gemeines unbemerktes Leben, als in fremden Ländern ein ehrenvolles und glänzendes.

Sehr selten läßt ein Vater seinen Sohn reisen. Er behält ihn zu Hause und läßt ihn die Bildung annehmen, die er will. Fein und edel wird diese freilich nicht. Dazu kömt, daß man sie schon verheirathet, wenn sie, mögte ich sagen, kaum aus den Windeln sind. Einem männlichen Kinde von sechzehn bis siebenzehn Jahren giebt man ein weibliches Kind, das noch jünger ist zur Frau; und diesem kindischen Paare giebt man eine eigene Haushaltung. Nun wird der junge Mann, weil er sein eigener

Herr

Herr ist, unwissender und lüderlicher als vorher, und in der Folge wird dann dieser noble Tagedieb, weil er von hoher Geburt ist, wol zum Statthalter einer Provinz erwählt, die er regieren soll. Dumheit und Stolz sind unzertrenliche Gefärten, und darum glaubt er, kein Mensch in der Welt könne ihm einen guten Rath geben, und alles, was er wolle, sei gut, und müsse geschehen.

Aber lassen Sie uns auch gerecht sein, liebe Cousine. Gutes und schlechtes ist hier wie überall, gemischt. Hat ein Spanier das Glück, eine gute Erziehung zu bekommen und reisen zu können, so weis er dies mehr zu nuzen, als irgend ein anderer. Die Natur ist nicht so geizig gegen sie gewesen, als sie selbst gegen sich sind. Sie haben mehr Mutterwiz als andere; besizen bei vielem kalten Blute große Lebhaftigkeit; drücken sich gut und leicht aus, haben viel Gedächtnißkraft, und schreiben bündig und fein. Wenn sie wollen, wird es ihnen leicht, alles zu werden; sie sind gnügsam, und dabei, wenn es sein muß, arbeitsam. Man trift eine Menge große Eigenschaften bei ihnen, Großmut, Verschwiegenheit, Tapferkeit, und alle jene schöne Empfindungen an, die den vollkommen rechtschaffenen Mann ausmachen.

Hier, glaube ich, ist es Zeit, meinen Brief zu schließen, liebe Cousine! wenn sie eine gute Idee von den Spaniern bekommen und behalten sollen.

Eilfter Brief.

Madrid, den 25. Jul. 1679.

— Man wird in Madrid keine ärgere Räuber finden, als die Herren aus dem Gefolge der Göttin Gerechtigkeit selbst. Nirgends muß in den Dikasterien und Tribunalen so viel Betrug, Unterschleif und Ungerechtigkeit geschehen, als hier. Der König und seine Kassen werden ungestraft geplündert, und das Volk, so gut und

billig auch die Landesgeseze sind, gedrückt und tirannisirt. Die höchsten Staatsbeamten sind die höchsten Verbrecher, weil sie jedes Gesez zuerst unter die Füße treten.

Man darf nur einem Alcaiden oder Alguazil ein Trinkgeld geben, so kan man die unschuldigste Person arretiren, und in ein Gefängniß legen lassen, wo sie ohne gerichtliches Verfahren, ohne Untersuchung, ohne Sentenz Hungers sterben muß. Wird man auch wieder frei gelassen, so ist doch nicht daran zu denken, daß man diese schändlichen Diener der Gerechtigkeit verklagen und bestraffen lassen könne. Denn die Leute dieser Art hangen an einander wie Kletten. Räuber, Meuchelmörder, Giftmischer, und die nichtswürdigsten Bösewichter leben ruhig in Madrid, wenn sie nur kein Geld haben. Besizen sie dies, so zwickt man sie so lange, bis man es ihnen gänzlich abgenommen hat.

Man hält nur zwei oder dreimal jährlich ein Gericht über Malefikanten. Es wird den Spaniern immer sehr schwer, ein Todesurtheil zu sprechen. Denn sie sagen: Der Verbrecher ist ein Mensch, unser Landsmann, Unterthan unsers Königs. Sie schicken sie fast alle in die Bergwerke oder auf die Galeeren. Lässen sie einen henken, so wird er auf einem Esel, das Gesicht nach dem Schwanze gekehrt, zum Galgen geführet. Seine Kleidung ist schwarz. Auch das Schaffot ist mit schwarzem Tuche behangen. Auf dieses steigt er, und hält eine Rede an das Volk, das in Thränen zerfließt, und sich kniend und andächtiglich die Brust bearbeitet. Wenn er, so lange es ihm gefällt, zum Volke geredet hat, so führt man ihn mit einem feierlichen Anstande zum Tode. Weil dergleichen Exekutionen sehr selten sind, so machen sie großen Eindruck auf die Zuschauer.

So reich, stolz und gebieterisch auch die spanischen Großen zu sein pflegen, so gehorchen sie doch dem kleinsten Winke ihres Königs mit einer Ehrfurcht, Unterwerfung

fung und Genauigkeit, die Bewunderung verdient. Auf den ersten Befehl verlassen sie den Hof, kommen wieder, gehen ins Gefängniß, oder ins Exil, ohne sich zu beklagen. Kein Volk kan so viel Ehrfurcht, Gehorsam und aufrichtige Liebe für seinen König haben, als die Spanier für den ihrigen. Sein Name ist ihnen heilig, und um sie zu allem zu vermögen, ist es genug, wenn man sagt: Der König will es.

Wenn die Flotte aus Indien kömt, so verbreitet sich eine allgemeine Freude in ganz Madrid. Weil man hier nichts darauf hält, große Schäze anzuhäufen, so fließt der Silberstrom in alle Adern der Gesellschaft, und bringt jedem nach Verhältniß Ueberfluß und Freude. Es ist, als ob die ungeheuern Summen, die aus Indien kommen, nichts kosteten, und als ob sie ihnen unvermuthet vom Glücke zugeworfen würden. Die Großen weisen ihre Gläubiger schon lange vorher darauf an, und bezahlen sie mit einer Verschwendung, die wirklich etwas edles und großmütiges hat. Auch wird man in wenig Ländern solch eine natürliche Freigebigkeit finden, als hier.

So sehr auch die Spanier der Verschwendung und dem Wohlleben nachhangen, können sie doch Mangel und Mühseligkeiten mit ausgezeichneter Geduld ertragen. Man hat sie langwierige und harte Belagerungen aushalten sehen, wo sie bei allen Beschwerlichkeiten des Krieges nichts zu essen hatten, als Brod von verdorbenem Korn, und nichts zu trinken, als faules Wasser. Halb nackend hat man sie sehen auf der harten Erde liegen, und alle Beschwerlichkeiten des ungestümsten Wetters aushalten, und dennoch betrugen sie sich tapferer und stolzer, als im Glück und Ueberfluß. Es ist gewiß, daß ihnen ihre natürliche Mäßigkeit sehr zu statten kommen muß, wenn sie zu hungern gezwungen sind. Die Gewohnheit, daß sie immer allein bei Tische sizen, erhält sie bei dieser Mäßigkeit. Ihre Gattinnen und Töchter essen nie mit ihnen an

einem Tische. Der Herr hat seinen eigenen, und die Frau sizt mit ihren Kindern nach türkischer Art auf der Erde. Sie bitten fast nie ihre Freunde zu Tische, können also diesfals nie zur Unmäßigkeit verleitet werden. Sie pflegen auch zu sagen, daß sie nur essen, um zu leben, und nicht leben, um zu essen. Es giebt zwar auch vernünftige Leute unter ihnen, die diesen Zwang strenge finden; da aber bei ihrem Umgange gar keine Vertraulichkeit statt findet, so stehen sie gegen einander in einem beständigen Ceremoniel, welches das Gegengift aller Offenherzigkeit und Vertraulichkeit ist.

Diese gezwungene und eingezogene Art zu leben giebt sie tausend seltsamen Grillen Preis, welche sie Philosophie nennen. Sie sind sonderbar, finster, tiefsinnig, verdrüßlich, eifersüchtig; wenn sie aber eine freiere Lebensart führten, so würden sie, ihren natürlichen Anlagen nach, den höchsten Grad der Bildung erreichen können. Ihr Verstand ist hell und lebhaft; ihr Gedächtniß stark. Damit verbinden sie einen guten natürlichen Geschmack, viel Urtheilskraft und Geduld. Mehr braucht man doch nicht zum glücklichen Fortschritt in den Wissenschaften, zur Kultur im Umgange, und zu Konkurrenz mit den polirtesten Völkern in Europa.

Aber sie haben wenig Lust, ihre natürlichen Anlagen auszubilden und affektiren eine gewisse Unachtsamkeit, die sie Größe der Seele nennen, auf alles, was ausser ihnen ist. Die wichtigsten Angelegenheiten, selbst die Beförderung ihres Glücks vernachläßigen sie. Die Sorge für die Zukunft beunruhigt sie nicht. Das einzige, worin sie nicht gleichgültig sind, ist Liebe und Eifersucht. Leztere treiben sie bis zur Raserei. Der geringste Argwohn kostet oft ihrer Frau oder ihrer Geliebten das Leben. Ihre Liebe hat immer einen Anstrich von Wut, und doch gefält den spanischen Damen eben dies über alles. Sie sagen, sie wolten lieber das alleräußerste von

der

der Eifersucht ihres Mannes erdulden, als ihn bei einer Treulosigkeit gleichgültig sehen. Ihre Wut und Verzweiflung sei der gültigste Beweis ihrer Liebe. Auch wissen sie selbst in der Eifersucht sich nicht zu mäßigen. Wenn sie von ihren Liebhabern ohne Ursach verlassen werden, so wagen sie alles, um sich an ihnen zu rächen. Deshalb endigen sich die brünstigsten Liebschaften meist sehr tragisch.

Es ist noch nicht lange, daß eine vornehme Dame, die über ihren Liebhaber sich zu beschweren Ursach hatte, Mittel fand, ihn in ein Haus zu locken, das ihr gehörte. Zuerst machte sie ihm bittere Vorwürfe, die er nicht ablehnen konte, weil er sie verdiente; dann reichte sie ihm einen Dolch, und einen Becher vergifteter Chokolade, mit dem einzigen Wort: Wähle! Er verschwendete keinen Augenblick, ihr Mitleid zu erregen. Er sahe sich gänzlich in ihrer Gewalt; nahm den Becher kaltblütig, und trank ihn bis auf den lezten Tropfen aus. Als dies geschehen war, sagte er: „Die Chokolade wäre besser gewesen, wenn Sie mehr Zucker hinein gethan hätten. Das Gift machte sie sehr bitter. Vergessen Sie dies bei dem nächsten, den Sie mir nachschicken werden, nicht!“ Gleich darauf bekam er Verzuckungen, und starb.

Jezt ein paar kleine Züge aus dem Karakter des spanischen gemeinen Mannes: Diesen Morgen hielten wir mit unserer Karosse eine Zeitlang auf dem Plazza mayor still, um die Antwort eines Kavaliers zu erwarten, den meine Freundin in ein nahgelegenes Palais gesandt hatte. Hier ist der Fischmarkt. Auf demselben sahen wir ein Weib, das einige kleine Stücken Lachs, den sie für frisch ausgab, zu verkaufen hatte. Sie machte großes Geräusch mit ihrem Lachs, und bot ihn allen Vorübergehenden aus. Endlich kam ein Schuster. Ich erkante sein Metier daran, daß sie ihn Sennor zappatero nannte. Er trat hinzu, und foderte ein Pfund Lachs. — — O, Herr Schuster, rief sie, Sie handeln wohl darum nicht,

weil Sie glauben, mein Fisch sei wohlfeil? Sie irren, er ist theuer, das Pfund kostet einen Thaler. — — Der Schuster ärgerte sich, daß sie ein Mißtrauen in die Vermögenheit seiner Börse sezte, und rief zornig: Wäre euer Fisch wohlfeil gewesen, so hätte ich nur ein Pfund gebraucht, da er aber theuer ist, so nehm ich drei. Sogleich gab er ihr drei Thaler, drückte seinen Hut fest auf den Kopf, strich prahlhaft seinen Knebelbart, drückte seinen Degen forn so tief nieder, daß sich seine schreckliche Spize bis zur Schulter erhob, sahe uns mit einer stolzen Miene an, weil er unsere Aufmerksamkeit auf sich gerichtet fand, und ging dann langsam und mit großen spanischen Schritten davon. Das Lächerlichste bei diesem Vorfalle ist, daß dieser Prahler wol nicht mehr als diese drei Thaler im Vermögen hatte, daß sie der Verdienst der ganzen Woche waren, und daß er morgen und die folgenden Tage mit Frau und Kindern diese kopflose Prahlerey durch schweres Fasten wird abbüssen müssen. Aber so macht es diese Menschenart. Man hat wol Beispiele, daß Leute ein paar Kapaunenfüsse an einem Faden befestigt unter dem Mantel haben hervorsehen lassen, damit es aussähe, als ob sie einen wirklichen Kapaunen nach Hause trügen.

Man sieht keinen Tischler, Sattler, oder irgend einen andern Handwerker, der sich einen Laden hält, welcher darinnen nicht seinen großen Degen, seinen Dolch, und seine Guitarre hangen hätte. Sie gehen, so gut als der König, in Sammt und Atlas gekleidet; arbeiten nicht mehr als sie nothwendig müssen, und nur die äußerste Noth kan sie zwingen, ihr Handwerk thätig zu treiben. In solchem Fall arbeiten sie Sonntags wie Werkeltags, und liefern alsdann ihre Arbeiten ab. Ist es ein Schuster, und hat er zwei Lehrjungen, so müssen beide hinter ihm hergehen, und jeder einen einzelnen Schuh ihm nachtragen. Hat er drei Lehrjungen, so nimt er sie auch alle

drei

drei mit, und er läßt sich nur mit Mühe so weit herab, den Leuten die bestelten Schuhe anzuprobiren.

Es giebt in Madrid einige Häuser, die unsern sogenanten Akademien ähnlich sind, und wo mancherlei Leute zusammenkommen, theils um zu spielen, theils um zu konversiren. Man spielt hier sehr ehrlich, und wenn man noch so eine große Summe im Spiele schuldig bleibt, so wird sie doch vor Ablauf der nächsten vier und zwanzig Stunden pünktlich bezahlt. Auf dem Unterlassungsfall steht Verlust der Ehre und des guten Namens. So hoch man hier auch spielt, so wenig Geräusch macht man dabei, und nie läßt man es sich merken, wenn man verliert. Gewint man, so ist es Mode Barato zu bezahlen, das heißt, dem, der dem Spiele zugesehen hat, einen Theil des Gewinstes anzubieten, man mag ihn kennen, oder nicht. Der, welchem man das Barato anbietet, darf es niemals ausschlagen, wäre er auch hundertmal reicher und vornehmer, als der es ihm zahlen will. Man kan es auch von einem Spieler, der gewint, geradezu fodern, und er schlägt es niemals aus. Es giebt Leute, die davon leben.

Wenn man übrigens gewahr würde, daß Jemand im Spiele betrogen hätte, so könte er nur immer der menschlichen Gesellschaft entsagen, denn kein ehrlicher Mann würde je ein Wort wieder mit ihm reden. Würde er gar bei der Betrügerei selbst ertappt, so könte er von Glück sagen, wenn er mit Cuchillados davon käme, d. h. wenn man ihn mit dem Degen zerfezte und zerhiebe, ohne ihm einen Stich beizubringen.

Ich habe Ihnen noch nicht erzählt, daß mir bei meiner Ankunft in Madrid alle Damen die Ehre erwiesen, mich zuerst zu besuchen. Es ist Mode, den Fremden, wenn man ihre Aufführung und ihren Stand kent, darin zuvorzukommen. Als ich meinen Gegenbesuch machte, erhielt ich von jeder ein kleines Geschenk. Oft bekam ich

in einem einzigen Hause wohl ein Duzend; denn alle, bis auf die jüngsten Kinder, wollen die Fremden beschenken. Wenn ich einmal von hier abreise, so ist die Reihe an mir ihnen Geschenke zu machen.

Es giebt keine guten Maler in Madrid. Die meisten, die man hier findet, sind Flamänder, Italiäner oder Franzosen, die sich hier niederlassen, gemeiniglich aber nicht viel verdienen. Denn das Geld ist nicht im Umlauf, und belebt weder Handel noch Gewerbe. Ich gestehe Ihnen, daß ich nirgends weniger Geld gesehen habe, als hier. Meine Freundin bekömt ziemlich große Summen ganz in Quartos ausgezahlt: eine kupferne schmuzige Münze, die, so plump und garstig sie ist, dennoch aus dem königlichen Schaze kömt. Man giebt sie nach dem Gewicht, denn wer könte diese Bettelmünze zählen? Starke Kerle tragen sie in geflochtenen Körben auf dem Rücken herzu, und wenn diese Gelder ankommen, so sezt sich das ganze Haus auf acht Tage hin, und zählt Quartos.

Es giebt hier eine große Menge Sklaven, die sehr theuer gekauft und verkauft werden. Es sind Mohren und Türken, deren einer oft vier- bis fünfhundert Thaler kostet. Ehedem hatte der Herr das Recht über Leben und Tod dieser Sklaven. Er konte sie tödten, wie man jedes andere Hausthier tödtet. Man hat aber eingesehn, daß dieses Verfahren den Grundregeln des Christenthums zuwiderlaufe. Es ist also verboten. Doch können die armen Sklaven immer noch zu Krüppeln geschlagen werden, ohne daß sich Jemand darum bekümmert. Es giebt aber wenig Herren, die so hartherzig sind. Die andern Bedienten zu schlagen, würde gefährlich sein. Denn sie glauben sich von eben so guter Abkunft, als ihre Herren, und wären im Stande, wenn er sie so beschimpfte, sich mit Gift und Dolch zu rächen. Man hat viele Beispiele hiervon. Gewöhnlich sagen sie, man müsse ihr Unglück nicht zum Vorwand nehmen, sie zu beschimpfen. Wenn

sie auch bis zum Dienen heruntergebracht wären, so hätten sie doch der Ehre nicht entsagt, und diese würden sie verlieren, wenn sie von irgend Jemand, sei er, wer er wolle, Prügel erdulden müßten.

Selbst die Bettler verleugnen ihren angebornen Ehrgeiz nie, und wenn sie Almosen verlangen, geschieht es mit einer herrischen und gebieterischen Miene. Schlägt man es ihnen ab, so muß es mit Höflichkeit geschehen, indem man zu ihnen sagt: Cavallero perdone usted, no tenga moneda, d. i. verzeihen Sie, mein Herr, ich habe nichts Kleines! Weigert man sich geradezu, so führen sie Gründe an, und suchen einem zu beweisen, daß man des Glücks unwerth sei, von Gott Reichthümer erhalten zu haben. Begegnet man ihnen aber mit Höflichkeit, so gehen sie, ohne weiter lästig zu sein, ihren Weg.

Die Spanier sind von Natur ziemlich gütig. Sie verheirathen ihre Sklaven. Geschieht es mit einer Sklavin, so sind die Kinder dieses Paares noch nicht frei, sondern gehören, wie ihre Eltern, dem Herrn. Verheirathen sich aber diese Kinder wieder, so sind ihre Kinder keine Sklaven mehr. Wenn eine Sklavin einen Freigebornen heirathet, so sind ihre Kinder auch frei. Verliebt sich ein Herr in seine Sklavin, und ist sie ihm zu Willen, so ist sie von Stund an frei.

Man lebt hier bei Hofe sehr eingezogen, und auch in Privathäusern geht es ganz ohne Geräusch zu. Wenn man des Morgens aufsteht, trinkt man Wasser in Eis abgekühlt, und bald nachher Chokolade. Wenn es Zeit zum Mittagessen ist, so sezt sich der Herr zu Tische, und Frau und Kinder essen neben ihm auf der Erde, und dies nicht blos aus Ehrerbietung, sondern weil die Frau vom Hause auf keinem Stuhl sizen kan. Sie ist es nicht gewohnt, und es giebt bejahrte Spanierinnen, die Zeit ihres Lebens nie auf einem Stuhl gesessen haben. Die

Malzeit ist leicht, weil man wenig Fleisch ißt. Nach derselben legt Jedermann im Hause die Kleider ab, und wirft sich auf ein Bette, das man der Kühle wegen mit gut gegerbten Saffianfellen bedeckt hat. Um diese Zeit sieht man Niemand auf der Gasse, die Laden sind geschlossen, und Handel und Wandel ist todt. Im Winter um zwei Uhr, und um vier Uhr im Sommer kleidet man sich wieder an. Man ißt Konfekt, trinkt Chokolade oder Wasser, und jeder geht dann, wohin er Lust hat. Abends um eilf oder zwölf Uhr kömt man wieder zu Hause. Dann legt sich Mann und Frau nieder. Man bringt ein grosses Tuch, welches das ganze Bette bedeckt. Zwerge tragen das Abendessen auf, das eben so frugal ist, als das Mittagsessen. Madam trinkt Wasser, so viel es ihr beliebt, und der Herr trinkt auch nicht viel Wein. Ist dies Souper vorbei, so schläft jeder, so gut er kan.

Wenn die Unverheiratheten, oder die Ehemänner, die ihre Frauen nicht sehr achten, spät in der Nacht aus dem Prado zurückkommen, so halten sie eine kleine Malzeit, steigen darauf zu Pferde, und lassen einen Laquaien hinter sich aufsizen, um ihn nicht zu verlieren. Weil sie in der größten Dunkelheit sehr geschwind durch die Strassen reiten, so ist es nicht möglich, daß ihnen die Bedienten folgen können. Vielleicht fürchten sie auch, sie mögten von hinten angegriffen werden. Der Lakai, der nichts zu thun hat, als sich umzusehn, hält Wache, und ist immer bereit, seinen Herrn zu vertheidigen.

Diese nächtlichen Ritte werden den Damen zu Ehren unternommen, und um kein Königreich würden sie solche unterlassen. Sie reden durch die eisernen Gitter, womit in Madrid jedes Fenster verrammelt ist, zu ihnen, suchen auch wol in den Garten, und selbst auf ihre Zimmer zu kommen. Keine Gefahr ist so augenscheinlich und groß, daß ihre Liebe davor erschrecken solte. Oft wagen sie sich sogar bis in das Zimmer, wo der Mann schläft,

schläft, und ich habe von einigen gehört, die sich ganze Jahre besuchten, ohne ein Wort zu reden, aus Furcht, entdeckt zu werden. In Frankreich hat man keine Idee von solcher Liebe. Die Sorgfalt, die Mühe, die Zärtlichkeit, unerschütterliche Ergebenheit, und Verachtung jeder Gefahr, die unzertrenliche Gefährten ihrer Liebe sind, werden durch Treue und unbestechliche Verschwiegenheit erhöhet. Nie wird man hören, daß sich ein Kavalier der Gunstbezeugungen, die er von Damen genossen hat, rühmt. Sie sprechen von ihren Geliebten mit großer Achtung und Ehrfurcht; man solte denken, es wären ihre Königinnen. Die Damen selbst bestreben sich auch nie, einem andern, als ihrem Liebhaber zu gefallen. Er füllt ihr Herz mit allen seinen Wünschen und Hofnungen aus. Wenn sie ihn gleich bei Tage nicht sprechen können, wissen sie doch hundert kleine Wege, sich mit ihm zu beschäftigen; sie schreiben an ihn, oder sprechen von ihm mit einer Freundin, die um das Geheimniß weis, oder stehen ganze Tage hindurch am Fenstergitter, um ihn vorbeigehen zu sehen.

Während die Kavaliers bei ihren Gebieterinnen sind, bleiben die Lakaien bei ihren Pferden in einiger Entfernung vom Hause. Aber es begegnet ihnen oft ein sehr unangenehmes Abentheuer: Da die Häuser in Madrid gewisse bequeme Oerter gar nicht haben, so schüttet man die ganze Nacht gewisse Dinge zu den Fenstern hinaus, die ich nicht nennen mag, so daß der verliebte Spanier, der ganz sachte durch die Straßen schleicht, manchmal vom Kopfe bis auf die Füße überschwemt wird; und ob er sich gleich, ehe er aus dem Hause geht, geräuchert und gesalbt hat, so ist er alsdann doch gezwungen, geschwind wieder dahin zurückzukehren, um sich umzukleiden. Es ist das hier eine von den größten Unbequemlichkeiten, welche die Stadt so schmuzig und stinkend macht, daß man früh nicht auf den Straßen gehen kan. Ich sage

früh,

früh, denn die Luft ist so durchdringend und scharf, daß aller dieser Unrath von ihr verzehrt wird, ehe es Mittag ist. Wenn ein Pferd oder ein anderes Thier stirbt, so läßt man es da liegen, wo es gefallen ist, wäre es auch vor dem Schloßthore, und am folgenden Morgen ist es Staub. Man glaubt fest, wenn man diesen Unrath nicht auf die Straßen würfe, so würde sich die Pest bald in Madrid einstellen; sie ist aber nie da gewesen.

Ohne zu rechnen, daß die Liebhaber auf die Art, wie ich Ihnen erzählt habe, zu ihren Damen kommen, so haben sie auch noch andere Mittel. Denn die Damen besuchen sich unter einander oft, und nichts ist ihnen leichter, als einen Mantel umzunehmen, und durch die Hinterthüre hinaus in eine Sänfte zu steigen, und sich hintragen zu lassen, wo es ihnen gefällt. Dieses ist um desto leichter, da kein Frauenzimmer jemals des andern sein Geheimniß verräth, und wenn sie auch in die größte Feindschaft gerathen; und so sehr sie auch oft gegen einander erzürnt sind, so wird doch nie eine den Mund aufthun, um die Heimlichkeit der andern zu entdecken. Ihre Verschwiegenheit ist lobenswürdig. Es ist wahr, die Folgen davon würden viel schlimmer sein, als an andern Orten, denn hier ermordet man die Leute auf einen blossen Verdacht.

Bei den Besuchen, welche die Damen sich gegenseitig abstatten, gehet es so zu: Man gehet nicht zu seiner Freundin, wenn man eben Lust dazu hat; man muß so lange warten, bis sie einen bitten; und die Dame, welche Gesellschaft bei sich sehen will, schreibt am Morgen einen Zettel, wodurch sie ihre Freundinnen einladet. Sie lassen sich in ihrer Sänfte austragen; man macht sie hier erstaunlich groß und weit, und damit sie nicht zu schwer sind, so bestehen sie nur aus einem hölzernen Gestelle, das mit einfachen Zeuge überzogen ist. Diese Zeuge sind allezeit mit Silber oder Gold durchwirkt, und sehr

prächtig.

prächtig. Es sind drei große Glasscheiben daran, die Decke aber ist von sehr dünnem Leder, und wie das übrige überzogen; man kan die Decke in die Höhe heben, und wieder niederlassen, damit die Dame bequemer ein und aussteigen kan. Man hat vier Träger, die einander ablösen. Ein Bedienter trägt den Hut des vordersten Trägers, denn so schlecht das Wetter auch immer sein mögte, darf er doch unter den Augen seiner Gebieterin den Hut nicht aufbehalten. Eine Kutsche mit vier Maulthieren folgt langsam der Sänfte. Sie ist mehrentheils mit zwei alten Stallmeistern und fünf oder sechs Pagen bepackt. Wenn eine Dame in dem Hause, wo sie Besuch geben will, ankömt, so tragen sie die Sänftenträger bis in das Vorzimmer. Sobald sie ausgestiegen ist, schickt sie ihre Leute und Karossen zurück, und bestimt ihnen die Stunde, wo sie wiederkommen sollen. Dies ist gemeiniglich des Abends zwischen zehn und eilf Uhr. Denn alle ihre Besuche dauern so lange, daß einem die Geduld ausgeht.

Mannspersonen kommen nie an solche Oerter. Ein eifersüchtiger Gatte würde hier seine Frau vergebens suchen; man würde ihn auslachen, und sich nicht einmal die Mühe nehmen, ihm zu sagen, ob sie da sei oder nicht. Die guten Damen sind klug: diese Freiheit komt ihnen treflich zu statten. Denn es giebt hier kein Haus, das nicht eine Hinterthür hätte, durch welche sie unbemerkt hinausschlüpfen können. Die Liebe ist hier sehr erfinderisch, und man ist seiner Geliebten getreu. Es giebt Liebesverständnisse, die so lange dauern, als man lebt, obgleich man keine Stunde gebraucht hat, um sie zu schliessen. Man nuzt jeden Augenblick; sieht und gefällt man sich, so liebt man sich auch ohne weitere Umstände.

Es fällt mir sehr auf, daß man hier, wo man doch so eifrig katholisch sein will, den Männern so sehr durch die Finger sieht, daß sie sich so öffentlich Buhlerinnen halten.

ten. Zwar verbieten es die Geseze, aber man folgt seiner Neigung, und bekümmert sich nicht um sie. Wenn man auch verheirathet ist, hält man sich doch seine Amancebada, und oft werden die natürlichen Kinder mit den rechtmäßigen zugleich erzogen, und zwar unter den Augen der armen Frau, die zu dem allen kein Wort sagen darf. Zank zwischen Mann und Frau ist hier sehr selten, noch seltener Scheidung. Es ist seltsam, daß eine Dame, die von einem Kavalier geliebt wird, den sie wieder liebt, auf seine Amancebada nicht eifersüchtig ist. Sie sieht solche als seine zweite Frau an, und glaubt, daß sie ihr nicht an die Seite gestellt werden könne. So haben die Vornehmen eine Gemalin, eine Amancebada, und eine Geliebte. Leztere ist immer eine Person von Stande. Sie ist es, die man des Nachts besucht, und für die man sein Leben wagt.

Oft trift es sich, daß eine Dame, in ihrem großen Mantel dicht verhüllt, schlecht gekleidet, und zu Fusse zu einem Rendevous eilt. Ihr Gang und Anstand machen, daß sie bemerkt wird. Ein Kavalier sezt ihr nach, und redet sie an. Wird ihr seine Begleitung lästig, so wendet sie sich zu einem andern, der vorbeigeht, und beschwört ihn, sie von ihrem zudringlichen Begleiter zu befreien. Kein galanter Spanier schlägt solch eine Bitte ab. Anfangs räth er jenem, die Dame nicht weiter zu belästigen; hat er aber einen Starrkopf vor sich, so zieht er, und oft ersticht einer den andern, ohne zu wissen, für wen sie sich schlagen. Unterdessen gewinnt die Dame Zeit, sich zum Rendevous einzufinden. Das lächerlichste bei solchen Vorfällen ist, daß der Vertheidiger der Dame nicht selten ihr Mann oder Bruder ist, der den Neugierigen abhält, sie zu verfolgen, und ihr Gelegenheit verschaft, sich in die Arme ihres Liebhabers zu werfen. Oft trägt es sich auch zu, daß ein Herr seine Geliebte in einem Theile der Stadt antrift, der von seinem Hause weit entfernt ist.

Sogleich

Sogleich führt er sie ohne Umstände in das nächste beste Haus, er mag den Besizer kennen oder nicht, und bittet ihn, ihm sein Zimmer zu überlassen, weil er so eben Gelegenheit fände, eine Dame zu unterhalten; wenn er diese verlöre, so würde sie in langer Zeit nicht wiederkommen. Weiter braucht es nichts, um die Theilnehmung und das Zimmer jenes zu erhalten. Ein spanischer Liebhaber kan nichts sein nennen. Ein Wink von seiner Geliebten leert seine Börse und sein ganzes Haus; und die Art, wie sie geben, erhöhet ihre Großmut. Ich finde sie nicht so liebenswürdig, als unsere Landsleute; aber sie wissen besser zu lieben. Auch sind sie weit ehrerbietiger. Dies geht so weit, daß eine Mannsperson, wäre ihr Stand auch noch so hoch, nie einer Dame ein Juwel oder einen Brief überreicht, ohne das Knie auf die Erde zu sezen. Eben so machen sie es, wenn sie aus den Händen ihrer Gebieterin etwas empfangen.

Zwölfter Brief.

Ich habe eine Ausflucht nach Aranjues gemacht, und das Glück gehabt, der Königin Mutter, meine Aufwartung zu machen. Die Reise dahin war sehr angenehm, und der Ort selbst bezaubernd. Die Gärten, Alleen, Fontainen und Luststücke, die auf der kleinen Insel, worauf Aranjues liegt, verbreitet sind, machen dieses Lustschloß zu einem Zaubersiz. So etwas muß man sehen, jede Beschreibung davon wird langweilig, deshalb verschone ich Sie damit, und erzähle Ihnen lieber etwas von der Inquisition.

Dieses fürchterliche Gericht ward zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts zuerst bekant. Die Ursach seiner Errichtung waren die Kezereien, die sich zu Ende des zwölften Jahrhunderts ausbreiteten, und viele Unordnungen anrichteten. Die Päbste schickten, um sie auszurotten,

ten, Bitten und Befehle an die katholischen Fürsten, die Kezer aufzusuchen, und zu vertilgen. Innocentius der vierte gab den Dominikanern die Gewalt, unter dem Vorsiz der Bischöfe über kezerische Verbrechen zu erkennen. Klemens der vierte bestätigte dies Gericht im Jahre 1265. Es wurden mehrere in Italien und den Königreichen, die von der Krone Aragonien abhingen, errichtet. Nach Kastilien kam die Inquisition unter der Regierung des Ferdinand und der Isabelle.

Anfangs war die Macht der Inquisitoren eingeschränkt, und oft von den Bischöfen, für welche eigentlich die Untersuchung der Kezereien gehörte, bestritten worden. Es war wider die Geseze der Kirche, daß Priester die Verbrecher zum Tode verdamten, dennoch hatten sich die Dominikaner durch päpstliche Bullen im Besiz der inquisitorischen Gerichtsbarkeit zu erhalten gewußt, und es fehlte ihnen nichts weiter, als die Autorität des Landesherrn, um ihre Urtheile zu vollstrecken. Diese erhielten sie endlich auch, durch den Johann von Torquemada, der ein Beichtvater der Königin Isabella war, und ihr noch vor dem Antritt ihrer Regierung das Versprechen ablockte, die Ungläubigen und Kezer aus allen Kräften zu verfolgen, sobald es in ihrer Macht stünde. Dies geschah, und im Jahre 1483 ward Torquemada durch eine päbstliche Bulle zum Generalinquisitor der Königreiche Aragonien und Valenzia ernant. Bald darauf ward ein Obergericht der Inquisition errichtet, welches aus dem Generalinquisitor und fünf Räthen bestand. Einer der leztern mußte nach einem Privilegium vom Jahre 1616 aus dem Orden der Dominikaner sein. Diesen Räthen war ein Fiskal, ein Sekretair von der königlichen Kammer, und zwei Sekretairs vom Rathe, ein Alguazil-Major, ein Einnehmer, und zwei Kanzellisten zugesellt. Die Anzahl der kleinern Bedienungen, und derer, die man Familiaren der Inquisition nent, ist überaus groß.

Dieses

Dieses Obergewicht war über alle andere Inquisitionen in den vornehmsten Städten von Spanien gesezt, und ohne die Erlaubniß des Großinquisitors durfte kein Auto da Fe gehalten werden.

Das Verfahren dieses Tribunals ist unerhört. Ein Mensch, der in Verhaft genommen ist, bleibt lange darin, ohne sein Verbrechen, und die Aussage der Zeugen wider ihn zu erfahren. Er kann nicht eher aus seinem Kerker kommen, bis er das Verbrechen, dessen man ihn beschuldigt, und das er oft nicht begangen hat, gesteht, nicht selten aus bloßer Liebe zur Freiheit gesteht. Denn das erstemal wird der Beklagte nicht gleich zum Tode verdamt, aber doch macht die Sentenz ihn aller Aemter unfähig, und brandmarkt seine ganze Familie.

Anfangs war die Strenge dieses Gerichts so groß, daß Torquemada mehr als hundert tausend Menschen den Proceß machte, unter welchen allein sechs Tausend waren, die binnen vierzehn Jahren zum Feuer verdamt wurden.

Die Exkutionen der Inquisition halten die Spanier für etwas heiliges und gottesdienstliches, deswegen nennen sie solche auch Autos da Fe, oder Handlungen des Glaubens. Sie werden gewöhnlich beim Antritt der Regierung eines Königs, oder wenn er majoren wird, oder sich vermählt, gehalten. Man macht jezt bei der bevorstehenden Vermählung des Königs alle Anstalten zu solch einem Feste, und einer der Inquisitionsräthe, hat mir folgenden Entwurf davon mitgetheilt.

Auf dem großen Markt zu Madrid soll ein funfzig Fuß langes Theater erbauet werden, das eben die Höhe hat, als der Balkon, der für den König bestimt ist. Längs der ganzen Breite dieses Theaters soll rechter Hand vom königlichen Balkon ein Amphitheater von fünf und zwanzig bis dreißig Stufen für die Räthe der Inquisition und der übrigen königlichen Kollegien erbauet werden.

Ueber allen diesen, viel höher als der königliche Balkon, soll der Stuhl des Großinquisitors unter einem Thronhimmel stehen. Auf der linken Seite des Balkons und des Theaters soll ein anderes Amphitheater von eben der Größe wie das vorige für die Delinquenten errichtet werden. In der Mitte desselben sollen zwei Käfige angebracht sein, worein die armen Sünder gebracht werden sollen, wenn man ihnen das Urtheil vorließt.

Man wird auf dem Theater auch noch drei andere große Stühle sehen, die für die, welche das Urtheil ablesen, und für den Prediger zubereitet sind. Vor diesem leztern soll auch ein Altar errichtet werden.

Die Zeremonie wird mit einer Prozession anfangen, die von der Marienkirche ausgehen soll. Hundert Kohlenbrenner mit Piken und Musketen bewafnet, ziehen voran, weil sie das Holz zur Hinrichtung der Delinquenten herzuschaffen. Auf diese folgen die Dominikaner, denen ein weißes Kreuz vorgetragen wird. Der Herzog von Medina Celi wird die Fahne der Inquisition tragen, denn dies ist ein erbliches Vorrecht seiner Familie. Die Fahne ist von rothem Damast; auf der einen Seite sieht man ein bloßes Schwert in einem Lorbeerkranze, und auf der andern das Wappen von Spanien.

Hinter derselben soll ein grünes Kreuz mit schwarzem Flor umwunden, getragen werden. Verschiedene Grandes und andere Standespersonen, die zur Inquisition gehören, werden in Mänteln, die mit weissen und schwarzen Kreuzen geschmückt sind, nachfolgen, und den ganzen Zug werden funfzig Hellebardiers, oder Garden der Inquisition schliessen. Diese sind weiß und schwarz gekleidet, unter der Anführung des Marquis von Puar, erblichen Beschüzer der Inquisition.

Wenn

Wenn der Zug in dieser Ordnung vor dem Schlosse vorüber ist, so gehet er auf den Markt. Die Fahne und das grüne Kreuz pflanzt man auf den Altar. Die Dominikaner bleiben allein auf dem Theater, bringen einen Theil der Nacht mit heiligen Gesängen zu, und lesen bei Tages-Anbruch am Altar einige Messen.

Der König, die Königin, die Königin-Mutter, und alle übrigen Damen werden gegen sieben Uhr des Morgens auf den Balkons erscheinen. Um acht Uhr wird die Prozession, von den Köhlern aufgeführt, wie den Tag vorher ihren Anfang nehmen. Die Köhler stellen sich dem königlichen Balkon zur Rechten und die Garden der Inquisition zur Linken. Darauf wird man Figuren von Pappe in Lebensgröse herzutragen. Einige dieser Figuren stellen diejenigen Kezer vor, die im Gefängniß gestorben sind, und deren Gebeine man in gewissen Kästen, die mit Flammen bemalt sind, aufs Theater tragen wird; die andern stellen solche vor, die entlaufen und kontumazirt worden sind. Diese Figuren wird man an das eine Ende des Theaters stellen, ihr Urtheil ihnen vorlesen, und es vollziehen.

Aber lassen Sie uns den Blick von diesem fürchterlichen Gericht wenden, dessen Exekutionen ich nicht zu sehen wünsche, noch sehen mag. Ich will Ihnen lieber noch einige zerstreuete Bemerkungen mittheilen.

In den ersten Tagen meines Hierseins, hatte ich ein erschreckliches Kopfweh, dessen Ursach ich aber nicht ergründen konte. Ich klagte es meiner Freundin, und diese sagte, es käme daher, daß ich meinen Kopf zu warm hielte; wenn ich mich nicht in Acht nähme, so könte ich um meine Augen kommen. Ich folgte auf der Stelle ihrem Rath, und seit der Zeit habe ich keine Kopfschmerzen mehr. Nirgend in der Welt, muß es solch einen heitern schönen Himmel geben. Er ist die meiste Zeit so klar, daß auch nicht ein Wölkchen am Horizont schwimmt,

und man sagt mir, daß hier die Wintertage den schönsten Frühlings- und Herbsttagen anderer Länder gleichen. Doch ist während derselben ein gewisser Wind, den man Galiegua nennt, weil er aus den Gebürgen von Gallizien kömt, besonders zur Nachtzeit sehr gefährlich. Er wehet nicht stark, dringt aber bis auf die Knochen, und lähmet einem nicht selten Arm, Bein, oder die ganze Seite des Körpers auf Lebenszeit. Im Sommer ist er gewönlicher, als im Winter. Fremde halten ihn gemeiniglich für den Westwind, und finden Vergnügen an seiner Kühlung, aber sie lernen seine Tücke bald kennen.

Die Trauertracht der Spanier ist mehr als lächerlich, besonders in den ersten Tagen, wo Herren und Lakaien lange schleppende Mäntel tragen, und an statt der Hüte gewisse Müzen von Pappe mit Flor überzogen, aufsezen. Die Pferde haben schwarzes Geschirr, und schwarze Decken, die den ganzen Körper verhüllen. Ein häßlicher Anblick! Auch die Karossen sind schwarz ausgeschlagen, und das Tuch hängt tief vom Schlage herunter. Standespersonen tragen Mäntel von schwarzen Fries, der sehr dünne und schlecht ist, und bei der geringsten Gewalt zerreißt. Aber es ist eine Art von Galanterie, während der Trauer in zerrissenen Mänteln einherzugehen. Ich habe Kavaliers gesehn, die ihre Mäntel mit Fleiß zerfezten, so, daß man ihre Haut, die aber keinen reizenden Anblick gewährte, sehen konte.

Madrid hat das Ansehn eines großen Käfigs, worin man junge Hüner mästet. Vom Parterre bis zum vierten Stock hinauf sieht man nichts als Gitter, deren Zwischenräume sehr klein sind. Sogar vor den Balkons giebt es dergleichen. Hinter denselben erblickt man die armen Damen, welche die Vorübergehenden mustern, auch wol, wenn sie es wagen dürfen, die Gitter öfnen, und sich zeigen. Keine Nacht vergeht, wo man nicht in

allen

allen Theilen der Stadt Konzerte hört, die man den Damen zu Ehren giebt. Sie kommen freilich nicht hoch zu stehen. Es braucht nichts, als einen Liebhaber mit seiner Guitarre oder Harfe, die von einer heisern Stimme begleitet wird, so erwacht die schöne Schlafende, und empfindet ein königliches Vergnügen an dieser simpeln Musik.

Jedes Ende einer Strasse, jede Ecke eines Hauses, ist mit einer Nuestra Senora, (Marienbild) geziert, die nach Landesart gekleidet ist, einen Rosenkranz in der Hand, und ein kleines Licht oder eine Lampe vor sich hat. Selbst in dem Pferdestalle meiner Freundin habe ich drei oder vier dergleichen angetroffen.

Es giebt hier Häuser, die zur Verwahrung und Bestrafung lüderlicher Weibspersonen bestimmt sind. Sie werden hier sehr hart gehalten, und tagtäglich einigemal mit Peitschenhieben regalirt. Wenn sie ihre Strafe abgesessen haben, kommen sie schlimmer heraus, als sie hinein kamen, und die Strafen bessern sie nicht. Sie wohnen fast alle in einem gewissen Viertel der Stadt, durch welches kein ehrbares Frauenzimmer gehet. Müßte sie von ungefähr hindurch, so laufen jene hinterdrein, belästern sie, und vergreifen sich wol gar thätlich an sie. Gehet ein Kavalier durch dieses Viertel, so reissen sie ihn beinahe in Stücken. Jede will ihn erobern: Die eine zerrt ihn beim Arme, die andere beim Beine, die dritte beim Kopfe. Wird er böse, so treten sie zusammen, fallen über ihn her, bestehlen ihn, und ziehen ihn nicht selten ganz aus.

Es wächst wenig Getraide in Spanien; das meiste kömt aus Sizilien, Frankreich und Flandern. Auch müßte es hier von selbst wachsen, wie im gelobten Lande. Die Spanier sind zu faul, um es zu bauen. Der Bauer ist fest überzeugt, daß er Hidalgo (Edelmann) ist: denn in jeder Hütte findet sich eine Chronik über die Rathen

und Thaten seiner Familie, worunter ein Don Pedro, oder Don Juan war, welcher der Krone wichtige Dienste leistete, und deshalb kan der Enkel nicht arbeiten, ohne seine angeborne Gravidad und Decendencia zu erniedrigen. Arbeit gehört für die Sklaven, sagen sie, und leiden lieber Hunger. Auf diese Weise würde der Ackerbau ganz liegen, wenn nicht Fremde kämen, und ihn trieben. Der Gewinn, der dabei zu machen ist, lockt dergleichen arbeitsamere Menschen hieher. Man sieht hier keinen Hafer, und auch das Heu ist selten. Pferde und Maulesel fressen Gerste und Heckerling.

Man treibt hier das Studium der Wissenschaften ohne allen Eifer, und wer nur etwas darin gethan hat, macht sich erschrecklich breit damit. Der natürliche Verstand und lebhafte Wiz der Spanier, verbunden mit einer ewigen Ernsthaftigkeit, machen, daß sie bei aller ihrer Unwissenheit nie in Verlegenheit gerathen. Immer scheint es, als ob sie mehr wüßten, als sie sagen wolten; und wenn sie schweigen, so sehen sie so tiefsinnig dabei aus, als ob sie die schwersten Probleme aufzulösen im Begrif wären.

Vortrefliche Prediger sind hier selten. Aber die Spanier zeigen selbst bei den schlechtesten Predigten eine herzliche Andacht. Sie schlagen sich von Zeit zu Zeit mit feurigem Eifer vor die Brust, und unterbrechen den Prediger durch klägliche und laute Aeusserungen eines gerührten Gewissens. Sie legen ihre Degen niemals ab, weder bei der Beichte noch beim Abendmal. Sie sagen, sie trügen ihn zur Vertheidigung der Religion. Wenn sie ihn des Morgens anstecken, so küssen sie ihn, und schlagen ein Kreuz damit.

Sie geben viel Almosen, theils, weil sie glauben, sich ein Verdienst dadurch zu stiften, theils weil sie von Natur gern geben, und es ihnen wirklich wehe thut, wenn sie irgend eine Bitte abschlagen sollen. Ihr gutes

Herz

Herz zeigt sich auch bei den Krankheiten ihrer Freunde. Sie verdoppeln ihre Aufmerksamkeit und ihren Diensteifer in Umständen, wo man ihrer Hülfe, und ihres Trostes bedarf. Leute, die sich sonst kaum dreimal des Jahres sehen, besuchen sich bei solchen Zufällen wol dreimal des Tages. Ist aber der Kranke wieder gesund, oder der Trostlose wieder beruhigt, so lebt man wieder auf dem alten Fuß.

Bis jezt habe ich Sie nur immer mit dem Charakter und der Lebensart der Privatleute unterhalten. Jezt hören Sie auch etwas vom Hofe. Es giebt für den König gewisse Regeln, die man schon seit einem Jahrhunderte ohne Wanken befolgt: Man nent sie die Schloßetikette. Die Könige von Spanien schlafen z. B. in ihrem Zimmer, und die Königinnen auch in dem ihrigen; eine Königin von Spanien muß sich des Sommers um zehn Uhr, und des Winters um neun Uhr niederlegen. Als die jezige Königin hieher kam, achtete sie nicht auf die gesezte Stunde, und glaubte die beste Zeit zu schlafen sei die, wo sie Lust zum schlafen hätte. Aber es begegnete ihr oft, daß ihre Kammerfrauen ohne ein Wort zu sagen, wenn sie noch bei Tische saß, anfiengen, ihr den Kopfpuz abzustecken. Einige krochen unter den Tisch, zogen ihr Schuh und Strümpfe aus, und brachten sie mit einer Eilfertigkeit zu Bette, die sie in Erstaunen sezte.

Wenn der König von Spanien seiner Gemahlin einen nächtlichen Besuch machen will, so muß es nach der Etikette in folgendem Aufzuge geschehen: Er hat seine Schuh, wie Pantoffeln eingetreten (Pantoffeln macht man hier nicht) statt Schlafrocks nimt er seinen schwarzen Mantel über die Schultern, denn Niemand bedient sich hier eigentlicher Schlafröcke, an dem einen Arm hängt sein Broquel oder kleiner Schild, an dem andern eine Flasche, die er aber nicht zum Trinken, sondern

zum — braucht. Zu dem allen trägt er noch einen großen Degen in der einen und eine Blendlaterne in der andern Hand. So erscheint er vor dem Bette seiner Gemalin.

Wenn der König eine Maitresse hat, und er bricht mit ihr, so muß sie Nonne werden. Man erzählte mir, daß sich der vorige König in eine Dame verliebt habe, und einmal des Abends hinging, und leise an ihrer Thür pochte. Die Dame errieth, wer es war, machte aber nicht auf, sondern rufte ihm zu: Baya, Baya con Dios, no quiero ser Monja. Gehen Sie in Gottes Namen, ich habe nicht Lust eine Nonne zu werden.

Auch bestimt es die Etikette, daß der König seiner Maitresse für jede thätige Gunst, die er von ihr erhält, vier Pistolen geben soll. Sie sehen, liebe Cousine! daß durch diese Summe der Staat nicht ruinirt werden kann.

Vermöge der Etikette weis man auch, an welchem Tage und zu welcher Stunde der König auf seine Lustschlösser gehen wird. Wenn der gesezte Tag anbricht, so wird er, ohne auf seinen Befehl zu warten, aufgeweckt, angekleidet, (versteht sich mit dem Kleide, das die Etikette nach jeder Jahrszeit vorschreibt,) in die Kutsche gepackt, und an den Ort geschaft, wohin er durch Geseze, die Sekula alt sind, zu gehen gezwungen wird. Kömt die Zeit zur Rückkehr, so reist er ab, wenn ihm sein Aufenthalt auch noch so viel Vergnügen machte.

Man weis auch, wenn der König beichten und zum Abendmal gehen muß. Alsdann stellt sich sein Beichtvater ein.

Alle Hofleute, sogar die Gesandten müssen, wenn sie zum Könige gehen, gewisse kleine Manschetten anhaben, die sich platt an dem Ermel anlegen. Im Vorsaal giebt es ganze Boutiken, wo sie solche miethen, und wieder ablegen. Die Damen müssen Schappinen (eine Art hoher Schuhe) anlegen, wenn sie vor der Königin erscheinen.

Die

Die Königinnen von Spanien haben nur Fräulein oder Wittwen zu ihrem Dienst. Das Schloß ist dergestalt damit angefüllt, daß man hinter allen Gittern und auf allen Balkons nichts als solche Kammerdamen erblickt. Jeder Kavalier, wenn er auch verheirathet ist, hat unter ihnen eine Geliebte. Oft sieht man sie ganze Tage sich mit den Damen ihres Herzens durch die Gitter hindurch mittelst der Finger unterreden. Da man aber den Inhalt ihrer Gespräche errathen könte, wenn sie alle einerlei Zeichen hätten, so verabredet sich jedes Paar über besondere und eigenthümliche Bewegungen der Finger. Diese Liebschaften werden öffentlich betrieben. Man muß aber viel Galanterie und Wiz besizen, um sie zu unternehmen, und bei einer Dame Gehör zu finden; denn sie sind äusserst delikat. Es herscht ein gewisser Geist bei Hofe, der von dem in der Stadt so ganz verschieden, und so einzig ist, daß er ausdrücklich wie eine Kunst oder Handwerk erlernet werden muß. Wenn die Königin ausfährt, so folgt ihr der gröste Theil der Kammerdamen, und diesen ziehen ihre Liebhaber haufenweise nach. Sie weichen nicht von dem Schlage ihrer Karosse, und es ist eine Freude, wie sie da oft durch Schmuz und Koth waden müssen, um ihre Damen zu unterhalten. Aber der schmuzigste dünkt sich der galanteste. Ihre verliebte Raserei geht noch weiter. Hören Sie nur. Wenn eine Hofdame zur Ader läßt, so trägt der Chirurgus grosse Sorge, das Bindchen oder ein Schnupftuch zu bekommen, worauf einige Tropfen von dem Blute der Schönen gefallen sind, um ihrem Liebhaber ein Geschenk damit zu machen. Dieser hat dann die schönste Gelegenheit sich zum Bettler zu schenken. Ihre Gegengeschenke gehen in die Tausende, und wenn sie kein baares Geld haben, so sind sie wol närrisch genug, den größten Theil ihres Silberwerks herzugeben. Diese Mode steht so unerschütterlich fest, daß ein Liebhaber lieber das ganze

Jahr

Jahr hindurch Rüben und Zwiebeln essen, als bei solcher Gelegenheit seine Pflicht unterlassen würde.

3.

Pindars neunte Nemeische Ode auf des Chromios, des Aitnaiers, Wagensieg.

V. 1 — 17. befeuert sich der Dichter selbst zum Gesange in einem Anrufe an die Musen, aus Sikyon, der Kampfstätte, hin nach Aetna, dem Geburtsorte des Siegers, (einer Stadt in Sizilien am Berge Aetna, heut zu Tage Katanea) zu eilen. — Drauf preißt er die zu Sikyon zur Ehre des Apollo gefeierten Spiele; geht aber gleich auf den Adrast, als den Stifter derselben und auf dessen Schicksale über, v. 18 — 65. — Die Schilderung des Todes der gegen Theben vereinigten Fürsten, wo Adrast allein entkam, führt den Dichter wieder näher zum Ziel; sie weckt ihm den Gedanken an den Angrif der Karthager gegen die Aetnäer. Er wünscht diesen daher Befreiung und eine auf gute Geseze festgegründete Wohlfahrt, v. 66 — 75; und rühmt den großen Karakter der Aetnäer, vermöge deß sie, frei vom niedrigen Geldgeiz, ihre Schäze auf die Roßezucht und den durch diese zu erlangendem Ruhm verwenden, v. 75 — 80. — Dann folgen v. 80 — 127 Schilderungen der Vorzüge und Thaten des Chromios; seiner Tapferkeit in Kämpfen zu Fuß, zu Pferde, und zur See, aus edlem Ehrtriebe, v. 80 — 88; seines Verstandes und seiner Klugheit so wol als der Stärke seines Armes zu Verjagung des Verderbens auf die Feinde, v. 89 — 92; wie er durch Thaten zu Wasser und zu Land bewiesen, v. 92 — 103. — V. 104

104 verspricht Pindar ihm eine seine Jünglingsthaten belohnende Ruhe des Alters und stellt ihm seinen Genuß der für (damalige) Menschen erhabensten Seligkeit, d. h. des Besizes der Schäze und des Kämpferruhmes vor, v. 104 — 113. — V. 114 — 127 beschreibt er das Siegergastmal, in dessen frölichen Gesängen der Sieg gepriesen werde; und schließt endlich v. 127 — 132 mit einem Gebet an Zeus für die treffende Wahrheit, Würdigkeit und Grazie seiner Hymne. — Daß diese und die zwei folgenden Oden nicht unter die Nemeischen gehören, erhellet aus dem Inhalt. Herr Hofrath Heyne glaubt sie aus Pindars Enkomien hieher versezt. S. dessen Anmerkung am Anfange der Ode. — Auf des Chromios nemeischen Wagensieg ist die erste der nemeischen Oden vom Pindar gesungen.

Strofe 1.

Auf, o Musen! lasset uns wallen im Siegerreigen aus des Apollons Sikyon [1]) hin zu der jüngst gegründeten Aitna; da, wo die Pilger durch williggeöfnete Pforten sich drängen, [2]) in des Chromios glückselige Behausung. Auf! erhebet den Wonnegesang! Denn es besteiget Chromios das sieggekrönte Rossegespann, ihn zu verkünden Latonen und ihren Zwillingserzeugten, [3]) des erhabenen Pythons verschwisterten Wächtern.

Strofe

1) Eine Stadt in Achaia im Pelopones, wo Chromios in Wettspielen, die Adrastos dem Apollo zu Ehren daselbst gestiftet, gesiegt hatte. — Aetna eine Stadt am Fuße des Bergs Aetna, jezt Katanea.

2) Ich behalte die gewöhnliche Lesart ξενων (sc. ὑπο) νενικανται statt μεμυκανται, weil ich jenen Ausdruck für neugewagt, und eben darum für dichterischer achte: die Thüren der Häuser sind gleichsam den Fremden gehorsam und unterwürfig, und öfnen sich ihnen ohne alles Sträuben von selbst. Ein kühnes Bild der ausserordentlich willigen Aufnahme der Fremden!

3) Apollo und Diana. — Python, Delphi in Phozis lag hoch.

Strofe 2.

Verhülle die vollendete Großthat nicht in die Todesstille des Grabes — so lautet der Volkesspruch. Denn es gebühret ihr ja der göttliche Ruhmgesang. Wohlauf dann! wecke die rauschende Harfe! wecke die lispelnde Flöte! daß sie preise der Rossekämpfe erhabensten, den Adrastos dem Phoibos an des Asopos 4) Fluten weihte. Ja, es heischet ihr Angedenken, auch zu krönen mit dem weiterschallenden Ehrenpreise den Heros.

Strofe 3.

Als er hier Herscher war, da prangte mit neuen Festen, mit Kämpfen der Männerkraft und mit glänzenden Streitwagen durch ihn verherrlicht die Stadt. Denn er 5) entfloh

4) Ein Strom bei Sikyon. Nem. 3, 6. kam er schon vor. Eigentlich hatte, wie Herr Hofrath Heyne erinnert, Klisthenes um Ol. 50 diese pythischen Spiele zu Sikyon eingeführt. S. den Scholiasten und Pausan. 10, 37. Aber Pindar benuzt hier eine andre Tradizion von Einführung dieser Spiele durch den Adrast, einen alten Fürsten von Sikyon, vielleicht um sein Lob nach dem Vorurtheil eines Nazional= oder Familienstolzes zu bequemen, und dadurch zu gefallen und zu unterhalten. Pindars Fantasie kan sich aber auch selbst diesen Ursprung der Spiele erträumt haben, um sich dadurch einen Weg zur Einwebung alter Mythen zu bahnen, und sein Süjet mannigfaltig und reichhaltig zu machen. Beide Fälle finden öfters im Pindar und andern Dichtern statt, und sind starkströmende Quellen der unendlichen Verschiedenheiten einer und eben derselben Fabel. S. Schneiders Versuch über Pindar S. 78 und 79.

5) Prötos, ein Fürst zu Argos, trat dem Melampos, einem Thessalischen Prinzen, die Hälfte seines Fürstenthums ab, und dieser theilte die Hälfte wieder mit seinem Brüder Bias. Also herschten im argivischen Gebiet 3 Geschlechter, die Nachkommen des Prötos, des Melampos, und des Bias. Ein Nachkomme des Melampos, im vierten Gliede war Amphiaraos; des Bias Sohn hieß Talaos, und dessen Sohn war Adrastos. Zwischen dem Amphiaraos und Talaos entstand ein Mißverständniß, wobon

entfloh dem kühnrathenden Amphiaraos und dem schreklichen Aufruhr aus den väterlichen Wohnungen von Argos. Nun, von der Zwietracht überwältigt, waren des Talaos Erzeugte [6]) nicht mehr Volkesfürsten. — Doch [7]) der weisere Mann bändigt des Haders Wut. —

Strofe 4.

Drum gaben die Talaoserzeugten die Gattenmörderin Eriphyle [8]) ein trautes Pfand der Versöhnung, dem Oïkliden

wovon die Folge war, daß Amphiaraos den Talaos ermordete. Adrast entwich daher nach Sikyon, welches damals zum Fürstenthume des Polybos zu Korinth gehörte: und weil Polybos keine männlichen Erben hatte, so vermälte er seine Tochter mit dem Adrastos, und gab ihm zur Mitgift das sikyonische Gebiet. Nachher söhnte sich Amphiaraos mit dem Adrast wieder aus, und heirathete des Adrastos Schwester Eriphyle.

6) Diese sind: Adrastos, Parthenopaios, Pronax, Mekistheus, und deren Schwester Eriphyle. Pindars vergrößernde Dichterfantasie trägt hier im Plural von allem vor, was eigentlich historisch nur vom Adrast gilt.

7) Diese Worte scheinen Parenthese; daher ich sie im Texte lieber durch Kola vom vorigen und folgenden abschneiden mögte. Wenigstens scheint das τ' v. 37, welches doch die Worte v. 37 mit οὐκ ἔτ' ἔσαν, v. 33. knüpft, diese Muthmaßung zu bestätigen. Nimt man die Parenthese nicht an, so dächte ich, müßte man wenigstens statt des Punkts hinter ἀνηρ v. 36 ein Kolon sezen und lesen ἀνδροδαμαν δ'. Und dies scheint mir selbst besser. — Diese Worte enthalten einen allgemeinen Gedanken, dessen individueller Sinn durchs folgende bestimt wird. Der Lyriker schickt die Empfindung oder den allgemeinen Gedanken vor der Meldung des Falls voraus, bei welchem dieser oder jene in ihm entstand.

8) Von der Eriphyle s. Hom. Od. II, 37. 15, 18. — Als Adrast die sieben Helden zum Kriege gegen Theben für den Polynizes aufzubringen suchte, weigerte sich deß Amphiaraus, weil er als ein Weissager seinen Tod in demselben voraussah. Eriphyle aber, von ihrem Bruder Adrast mit einem guldnen Halsband bestochen, beredete ihren Gemal, dennoch dem Adrast zu folgen. Vor The-

kliden zum Weibe: und siehe! sie wurden der blondlockigen Danáer erhabenste Helden. — Einst führten sie auch gegen das siebenthorige Theben das Streitheer der Männer; aber es leitete freilich ihren Pfad kein glückverkündender Vogel: 9) Auch gebot nicht Kronion mit dem geschleuderten Blizstral den Wahnsinnergriffnen auszuziehen zum Streite, sondern zu schonen des Feldzugs.

Strofe 5.

Dennoch stürmte die Schaar in eherner Rüstung und auf Rossebespanneten Wagen hinaus an den ofnen Abgrund des

Theben entkam er nun zwar aus den Gefechten, aber die berstende Erde verschlang ihn mit Pferd und Wagen. Hom. Od. II, 325. Pindar nent sie daher eine Gattenmörderin. Denn so, dünkt mich, muß man doch ἀνδροδάμας nach einen bekanten Dichtergebrauch des δαμαν verstehen. Sonst könte man es auch von der mächtigen Ueberredungskraft des Weibes zur Folgeleistung des Mannes verstehen. — Der Oiklide ist Amphiaraus, ein Sohn des Oikles. Danáer sind hier besonders die peloponesischen Fürsten.

9) ὁδὸς ὀρνιχων kan der Vogelflug selbst sein (non excitati volatu avium felicium;) aber noch ungewönlicher und also dichterischer spricht der Pindar, wenn man ἄγαγον οὐ κατ' ὁδὸν ὀρνιχων αἰσιᾶν konstruirt, und ὁδὸν ὀρνιχων erklärt durch expeditionem, quam non comitantur faustae aves, quae non suscipitur fausto avium volatu, oder iter, in quo non apparent faustae aves. Das Folgende vom Kronion (Jupiter) ist, wenn man hinter κρονιων v. 44 ein Komma sezt, so zu verstehen, daß Jupiter zwar ein Zeichen durch Donner und Bliz gab, man es aber für unglücklich erklärte, und sich demungeachtet dadurch vom Feldzuge nicht abschrecken ließ. Man kan es aber auch so erklären, daß Jupiter gar kein Zeichen gab, und ihren Zug also durch Stillschweigen mißbilligte. Dann kan man entweder das Komma hinter κρονιων weglöschen, und οὐδὲ so wol zu ἐλελίξαις, als zu ἐπώτρυνε ziehen, oder οὐδ' ἐπώτρυνε, ἀστερ. ἐλελίξαις übersezen: non incitavit ad — ira, ut fulmina vibraret h. e. non vibrabat fulmina. Aber leztere Sinn so wol, als die Konstrukzion dünkt mir nicht so natürlich, als erstere.

des Verderbens. Denn an des Ismenos [10]) Gestade düngeten sie, der süssen Rückkehr beraubt, mit ihren Leichnamen den weißblühenden Dampf. Sieben Leichengerüste verzehrten sieben junge gliederrasche Helden; und Amphiaraos? — ach! es zerriß Zeus mit seinem allmächtigen Blizstral die tiefbusigte Erde; da begrub sie ihn samt den Rossen auf ewig,

Strofe 6.

Bevor des Periklymenos [11]) Speer seinen Rücken durchstach und mit Schande befleckte den streitrüstigen Heldengeist; denn im Gottheit erregeten Schrecken fliehen auch die Söhne der Götter. [12]) — Ists möglich, o Kronion!

Aa 2

10) Ein Strom bei Theben. Die gegen Theben vereinigten Fürsten kamen alle um, nur Adrast kam davon. Vor jedem der sieben Thore von Theben war ein Scheiterhaufen aufgebaut, auf welchem je einer der Gefallnen verbrant wurde; s. Pindar Ol. 6, 23. — Den Dampf düngen, d. h. das Feuer nähren. Ein kühner Ausdruck, der auch im Aeschylus septem adversus thebas v. 593 vorkömt. Aeschylus und Pindar haben überhaupt in Sprache und Denkart sehr viel Aehnliches, so daß es scheint, als habe dieser aus jenem manchen Ausdruck nachgeahmt. S. Schneiders Versuch über Pindar S. 128.

11) Einer der thebanischen Heerführer. Der Dichter erklärt es für eine Gnade der Gottheit, daß Amphiaraus noch von der Erde verschlungen ward, ehe er auf der Flucht durchstochen wurde, welches dem Helden die gröste Schande gewesen wäre.

12) Söhne der Götter kan hier wol nicht stehen für Götter, so wie im Homer immer Söhne der Achaier nach alter Dichtersprache für die Achaier selbst, und gleich im folgenden Söhne der Aetnäer für die Aetnäer selbst steht. Denn dies verträgt der Gedanke nicht. Es bezeichnet also Heroen, sehr tapfre Männer, die das ganze Alterthum gewöhnlich für Söhne der Götter ausgab. Hingegen Isthm. 3, 31. ist der umgekehrte Fall; wo es heißt: Doch Söhne der Götter sind unverwundbar im Streit. Da müssen Söhne der Götter vermöge des Gedankens Götter bedeuten; sonst würden sich beide Stellen widersprechen.

nion! so verjaget mein Gebet zu dir der Phoinikiaentstürmeten [13]) Speere frevelnden Kampf über Tod und Leben bis zur unabsehbaren Ferne zurück. Lange, lange, ich flehe dich, gewähre den Söhnen der Aitnaier die Seligkeit weiser Geseze.

Strofe 7.

Kröne, o Vater Zeus! dies Volk mit den Staatverherlichenden Zierden der Grazien. Viele Rossepfleger [14]) wandeln unter ihnen; Männer, deren Geist erhaben und siegreich über der gebändigten Herschermacht der Schäze emporschwebt. Freilich lautets unglaublich: denn es pflegt der Goldesdurst mit Heimtücke zu rauben der Ehrbegier die Thaten, welche die Glorie umstralt. [15]) — Ja du, o Held!

13) Phönizien heißt hier Karthago, welches sein Entstehen einer phönizischen Kolonie verdankte. Die Karthager trachteten stets nach dem Besize von Sizilien und Unteritalien, und thaten deshalb öfters Angriffe auf diese Länder mit ihren Flotten, bis der große Römer diese Uebermätigen bändigte, und jene Länder, deren er sich bemächtigte, gegen sie schüzte. — Auch iezt müssen die Aetnäer, welche Kolonisten des Hiero waren, einen Angrif von den Karthagern befürchtet haben. Daher fleht Pindar den Jupiter den Krieg mit Karthago von den Aetnäern abzuwenden. Eben dieses Gebet steht Pyth. 1, 137.

14) Diesen Karakterzug des ungesparten Aufwandes auf Rossepflege hebt Pindar gerade vor allen übrigen aus, weil er die nächste Beziehung auf den Wagensieg hat, den er besingt.

15) Der Sinn ist: Edelmütiger Aufwand auf Rosse, um mit diesen in Wettkämpfen dann Siege zu erringen, ist freilich eine seltne Eigenschaft, weil gewöhnlich der Geldgeiz die Menschen an Unternehmungen, wozu Ehrbegierde und Gefühl für das Anständige und Edle spornen, hindert. Und darum kan mein Lob der Aetnäer übertrieben und unglaublich scheinen. Aber Chromios giebt hiervon ein großes Beispiel. — ἁ v. 80 kan für ἥ stehen und sich auf αἰδὼς beziehen; so nimt es dann: die Schamhaftigkeit, die

Held! der du, von des Chromios Schilde gedeckt, im Streit der Fußkämpfer und in den Gefechten auf Rossen und Schiffen bestanden, sahest ihn ja mitten in den Gefahren des wilden Schlachtengebrülls

Strofe 8.

Das Verderben des Enyalios verjagen, weil jene Göttin der Ehrbegier ihn im Kampfe mit dem Speergerüsteten Mute wafnete. [16] — Wenige nur vermögen im Kampfe mit Weisheit zu rathen, wie man mag die Sturmwolke des drohenden Mordes mit mutiger Faust und Brust hin unter die Schaaren der feindlichen Männer zu treiben. [17] Nah' an des Skamandros Flut grünet dem Hektor

eine wahre Ehre bringt Es kan aber auch für ἐκεινα πραγματα (κατ' ἐκεινα, ἐν ἐκεινοις πραγμασι), ἃ stehen und zu κλεπτεται gehören. So nimts Koppe: vincitur (plerumque in iis) quae gloriam afferunt. Und dies habe ich auch gewählt.

16) Ich habe gewagt diese Stelle auf eine neue Art zu konstruiren, weil ich dadurch glaubte einen gerundeter ablaufenden Gedanken zu erhalten. ἂν nehme ich mit Koppe für ἀνα, hinter αὐτας seze ich ein Komma, und den Infinitiv ἀμυνειν lös ich nicht durch ννυεν ὥσθι ἀμυνειν auf, sondern lasse ihn von ἔκρινας abhängen. Uebrigens übersetze ich auch nicht, si adstitisses, cognovisses, wie der gelehrte Koppe. Denn 1.) scheint es mir dann heißen zu müssen, ἔκρινας ἂν oder κε. 2.) Wird der Gedanke kräftiger und bestimter, wenn man nicht im Konjunktiv übersezt. Pindar fodert dann jeglichen Krieger, der mit dem Chromios in einem Gefecht gemeinschaftlich gekämpft hat, auf, zu zeigen, daß heiße Ehrbegierde ihn zur Ausdauer im kühnen Kampfe entflammte.

17) Pindar behauptet es vom Chromios in diesem allgemeinen Gedanken, er sei einer von diesen wenigen. Der Gedanke kömt auch Isthm. 7, 38 — 41 vor.

Hektor Ruhm: [18]) Und am tiefstürzenden Gestade des Heloros, [19])

Strophe 9.

An der Stätte, die da heißet der Areia Furt, bestralte den Sohn Agesidams in seiner blühenden Jugend die Fackel der Glorie. Singen, ja singen will ich einst noch in andern Stunden der Begeistrung all' seine Thaten. Denn viele vollbracht' er auf der staubigten Feste, viele auf dem nachbar-

18) Der Dichter vergleicht den Ruhm des Hektors mit dem Ruhme des Chromios; aber das gleichwie ist dem Lyriker verhaßt; darum stellt er die Säze nur einzeln abgerissen hin. Skamander, ein Fluß bei Troja, an welchem Hektor oft die Griechen im Gefecht bestand. Er heißt auch im Homer mit dem gemeinen Namen Xanthus; denn Skamander ist der, ungewöhnlichere, edlere oder ältere Name, oder nach Homers dichterischer Darstellung, der Name, dessen sich die Götter bedienen; Plinius aber unterscheidet beide.

19) Helorus, ist ein kleiner Strom in Sizilien bei Syrakus, der zwischen Bergen floß, und dessen Ufer also hoch und steil waren. — Damm leitet Areia von ἀραι Drohungen ab, und übersezt demnach Furt der Drohung. Weil die Karthager, sagt er, von den Siziliern an diesem Strome geschlagen wurden, so daß sie ihre Drohungen, fliehend durch diesen Strom, wieder mit sich nehmen mußten, so nente man diese Gegend des Stroms, wo die fliehende Feinde durchwaden mußten, die Furt der Drohung. Eben so erklärt es Schmid. — ἀραια könte auch hier die Minerva sein. Denn beim Pausan. I. 28 ists ein Beiwort derselben. — Mir scheint es aber weit passender, daß dieser ganze Zusaz: an der Stätte, die da heißet der Areia Furt, hier eine nähere Beziehung auf die Sache der Karthager und Sizilier habe; und so schlage ich vor, ἀραια für ἄτη, βλάβη, mit welchem leztern Worte es auch Hesychius erklärt, zu nehmen: Furt des Verderbens, nämlich der Karthager. Man könte auch eine neue Lesart, ἀρεωςπορον (*transitus martis* i. e. belli h. e. Carthaginiensium adversus Siculos bellantium transitus) wählen, welches denn auf das Anrücken der Karthager über diese Stätte des Stromes deutete.

nachbarlichen Pontus. Aber den Arbeiten, welche die Jugendkraft und Gerechtigkeit vollendet, folgen auch des Alters friedliche Tage. Ja, o Chromios! wisse, daß dir die Götter ertheilet der größten Seligkeit Loos.

Strofe 10.

Denn wer der Sterblichen samt zahllosen Schäzen glorreichen Siegesruhm errang — wie vermag sein Fuß noch zur fürdern Höhe hinaufzuklimmen? [20]) — Stille Größe beherschet das Siegermahl; da kräftigt der sanfte Rundgesang den jungen blühenden Sieg; mutig erhebt sich die Stimme der Freunde beim Becher. Auf! und füll' ihn, [21]) o Knabe! den süssen Verkünder des Reigengesangs.

Strofe 11.

Auf! und spende den kraftbeseeleten Sohn des Weinstocks in silbernen Schalen umher, die das Roßgespann dem Chromios errang; die es ihm samt des Latoiden Themisgeflochtenen Kränzen aus dem heiligen Sikyon daherführte. [22]) — Laß, o Vater Zeus! ich flehe dich, solch eine Kraft=

20) Vergl. Nem. 3. 32. Pyth. 10. 42.

21) μιν kan auf κρατηρα gehen, oder auf οἶνον, welches dem Begriffe nach in κρατηρα mit liegt: aber noch lyrischer scheint es mir erst aufs folgende προφαταν oder ἄμπελα παιδα zu gehen, so daß der Dichter ein Pronomen vorausschikt, wozu er das Nomen vorausgedacht, aber später sagt. Da προφαταν besser auf den Krater paßt, so habe ich μιν auf προφαταν gezogen. Der gefüllte Krater ist eine Anzeige, daß nun der κωμος d. h. das Siegermahl, und die dabei zu singende Siegeshymne anheben werde. — τις v. 119 habe ich als an den Sklaven gerichtet, angenommen. Wollte mans an einen der Gäste beim Siegesmahl gerichtet wissen, so müßte man das Komma hinter μιν auslöschen, und lesen γλυκῦς ὕμνα προφατᾶν (d. h. einer der Vorsänger;) aber dann gienge eine große Schönheit in der Belebung (Personifikation) des Krater verlohren.

22) In den Wettspielen bei Sikyon, die dem Apollo zu Ehren gehalten wurden, bekamen die Sieger silberne Becher zum Kampfpreise.

Krafthat mich unter Beistand der Grazien pressen! Laß mich vor allen andern Sängern ehrekrönen im Gesange den Sieg! Laß mich rasch zum Ziele der Musen hinschleudern das Hymnengeschoß!

Gurlitt.

4.

Ueber Lektüre und Selbststudium.

Das Feld der Lektüre ist heut zu Tage so groß, daß es manchem höchst gefährlich ist, wenn er glaubt, sich darin selbst zurecht finden zu können; vielmehr solte er nie allein sich in die weite offene Gegend wagen, in welcher es höchst schlüpfrige Wege, neben unnüzen, giebt, wovon jene zum Verderben, diese aber zu keinem Ziele führen. Gerade auf den Wegen zu gehen, die dem Leser zum Zwecke dienen, das solte von der Leitung eines, in diesen Gefilden bewanderten, Freundes abhängen.

Alles, was man im allgemeinen über Lektüre sagen kan, kommt auf zwei Stücke hinaus; nemlich

1.) was soll man lesen, und
2.) wie soll man lesen.

Eine allgemeine Regel über das, was man lesen soll, festzustellen ist bei der Verschiedenheit der Kentnisse oder der Fähigkeiten, der Absicht, und der Gelegenheit zu den nöthigen Lesebüchern, sehr unsicher, kan auch nicht anders, als höchst unbestimmt sein; und wenn ich sage,

preise. — Latoide, Sohn der Latona, nämlich Apollo. — Themis geflochtene (d. h. von der Gerechtigkeit selbst geflochtene, d. h. die ihm rechtmäßig gebühren) Kränze des Latoiden, die ihm gleichsam Apollo selbst in den Spielen gereicht hat. — Für ἀμφι muß man lesen ἀμα.

sage, daß diese Regel die ist: man soll blos lehrreiche Schriften lesen, so sage ich eigentlich nichts anders, als, man soll aus dem grossen Haufen lehrreicher Bücher, gerade das auswählen, welches zu bereits erlangten, und von Zeit zu Zeit noch wachsenden Kentnissen sich schickt. Die rechte Wahl hierin zu treffen, das ist eben die Schwierigkeit, bei deren Gefahr man eines gelehrtern Freundes bedarf; und Regeln hierüber würden vielmehr den gelehrten Freund, als den Lesebegierigen verpflichten. Inzwischen kan es doch in jedem Falle sehr nüzlich sein, einige Vorschriften zu haben, nach welchen man die eigene, oder vom Freunde getroffene Wahl prüfen, und sich von der Nüzlichkeit und Nothwendigkeit dieser oder jener Lektüre selbst überzeugen kan.

Lehrreich heißt ein Buch, wenn es theils neue Kentnisse giebt, theils bereits erlangte Kentnisse berichtigt und erweitert. Man behauptet zwar, daß kein Buch ganz unnüz sei; ich weis aber in Wahrheit nicht, wie man diesen höchst paradoxen Saz, ohne den äussersten Zwang sich anzuthun, rechtfertigen könne. Soll ein Buch wegen Einer gelegentlichen Idee, die allenfals der große gelehrte Mann, der alles, auch aus den entferntesten Gegenden hergeholte, mit besonderer Kunst zum Gebäude der Gelehrsamkeit zusammenträgt, und also eigentlich nichts auf den Schutthaufen wirft, nuzbar heißen, so wie ein Buch nuzbar heißt, das mit jeder Zeile Kentnisse darreicht? Nein! für den, der sich erst Kentnisse samlen will, der Zeit und Kräfte mit äusserster Sorgfalt zurathe halten muß, sind viele, ja! sehr viele Bücher nicht blos unnüz, sondern gar schädlich. Ich will nichts von dem Geschwäze der Romanen- und Komödienschreiber reden, nichts von den Alfanzereien der Dichter, der Musenalmanache, der Blumenleser, der Empfindler u. s. w. wer, mit richtigem Verstande, sieht sie nicht als Schutthaufen an, wo hier in der Mitte,

oder da ganz unten, einmal ein Körnchen wahrer Weisheit gefunden wird? Ich frage nur: Soll man demjenigen, welchem es um Bildung des Verstandes und Herzens zu thun ist, rathen, in solchem Schutte nach dem versteckten Körnchen zu wählen, und darüber die gefüllten Scheuren unbesucht stehen zu lassen? oder soll man erst jemanden Vorrath aus dem Magazine holen lassen, und dann, unter dem Vorwande, er habe sich müde getragen, nun die Körnchen aus dem Schutte lesen lassen? Keins von beiden. Das erste ist abgeschmackt, das leztere ist unnöthig, und sezt noch dazu den Leser in Gefahr, beim buntfarbigen Schutte, bei Spielen des Wizes lieber zu verweilen, als zur einträglichen Arbeit sich hinzuwenden.

Solche Lesereien sind blos ein Bedürfniß verdorbener Zeiten, wo der Geschäftsmann keine andere Erholung kennt, als Karten, Tänze, Theater, keine andere Unterhaltungen, als Romane, Poetereien, und Schauspiele; wo der reiche geschäftslose Müßiggänger und das unwissend gelassene Frauenzimmer keinen andern Zweck kennt, als Zerstreuung und Vergnügen; diese bringt ein Skribler zum Stillsizen, und jenem erspart er Geldsummen.

Der ernsthaft denkende, seine große Bestimmung sich immer vorhaltende Leser, der zur Arbeit gewöhnte Denker, — o! der verderbten Schriftsteller, die jede Wissenschaft zu einem Spiele, oder zu einer Tändelei machen, und die zu gründlichen Kentnissen emporstrebende Seele zu kindischen Beschäftigungen niederbeugen, jeden Schweißtropfen empfindlerisch beklagen, der von der mutvollen Stirn des Lernbegierigen fliessen könte, gleich das Riechfläschgen vorhalten, um vor Ohnmachten zu schüzen — wird nur dasjenige Buch lehrreich finden, welches seine bereits erlangte Kentnisse erweitern kan; er wird aber auch nur die Kentnisse erweitern wollen, die die wissenswürdigsten sind. Welches diese wissenswürdigsten

sten Kentnisse sind, darüber habe ich mich anderswo mehrmals erkläret.

Aber, könte man sagen, zur Bildung des Geschmacks ist doch die Lektüre vieler, jene strenge Kritik nicht aushaltender Bücher, vieler sogenanter Schönschriften nothwendig. — Ich will einmal das zugeben, so folgt doch nicht, daß alle Schönschriften dazu taugen, und daß es gleich gut sei, nur blindlings zuzugreifen. Nein! sobald sich ein Lesebegieriger dies erlaubt, so wird er bald einer von den, im wilden Wize luxuriirenden Köpfen, die man Genies nennt, und deren eigene Krankheit die Geniessucht ist, die zulezt den Unglücklichen ins Lazaret, oder ins Narrenhaus bringt. Man hat noch immer Bücher, — Dank sei den edlen Männern! — freilich nicht in überströmender Menge, unter Alten und Neuern aufzuweisen, die das Schöne neben dem Wahren anschauend und fühlbar machen, und zum Gefühl des Wahren neben dem Schönen, das ist zum wahren Geschmack gewöhnen und bilden. Nur der gelehrte Freund solte Rathgeber, und wo möglich Vorleser sein, weil der blosse Leser, sich leicht vom spielenden Wize verführen läßt, das Buch zu verschlucken, statt zu lesen.

Was nun die Art betrift, wie man nach jenen Gesichtspunkten gewählte lehrreiche Bücher lesen soll, so hat man sich folgende wichtige Regeln, die ich nur in kurzen Punkten hersezen will, zu merken. Ich schicke die Hauptregel voraus: man muß mit der Feder in der Hand seine Kentnisse durch Lektüre zu erweitern suchen. Ich werde bei dem, was ich in der Folge sagen werde, auf diese Regel, die freilich der gelehrte Mann ganz anders befolgt, als ein solcher Leser, der die meisten Kentnisse noch zu suchen hat, Rücksicht nehmen.

Das vorhabende Buch, vorausgesezt, daß es gerade die Lücke ausfüllen werde, die der Leser bei sich fühlt, oder ihn zu der Stufe neuer Kentnisse, die er nun bestei-

gen

gen kan und will, emporheben kan, muß er erst seinem Aeussern nach näher kennen zu lernen suchen. Zu diesem Aeussern gehöret die Zeit, darin der Verfasser gelebt hat, oder noch lebt, etwas von den Lebensumständen des Verfassers, von der Veranlassung seines Buchs, von den Verhältnißen desselben zu andern Büchern der Art, welche vor oder nach dieser Zeit geschrieben sind, und endlich von den besondern Merkwürdigkeiten desselben. Solche nähere Kentnisse, vom gelehrtern Freunde geschenkt, prägt dem Leser persönliche Achtung gegen die Verdienste des Mannes ein, der jezt ein schriftlicher Lehrer sein soll, und stimmt die Seele des Lesers zum Wohlwollen, welches neben Lernbegierde ausserordentlich nüzlich ist. Um diese vorläufige Kentniß von einem Buche zu erhalten, dient dreierlei

1.) eine von dem gelehrtern Freunde erhaltene Nachricht über das Aeussere des Buchs.

2.) aufmerksame Lesung der Vorrede. Diese pflegt doch wenigstens von der Absicht des Buchs und der Veranlassung desselben mehrentheils Nachricht zu enthalten.

3.) um aber auch den Werth eines Buchs nach dem Urtheile verständiger Männer, — nicht brodhungriger, unwissender Journalisten und Rezensenten, — im voraus kennen zu lernen, so solte ein Jeder, ein Paar literarische Handbücher zu gebrauchen gewohnt sein. Aber hüten muß sich jeder Wißbegierige vor der verderblichen Rezensionenlektüre, die nur durch Wiedersprüche, Streitsucht, hämische Anzüglichkeiten, fade Wizlichkeit und Paradoxien, den folgsamen Kopf in die Irre führt, ihn zur Vielwisserei verleitet, ja sogar sein Herz zu der, den Gelehrten noch eigenen, Unsittlichkeit verleitet. Unter den wenigen guten gelehrten Anzeigen solte man entweder Eine, oder gar keine halten;

ten; besser sind Rezensionen unter dem Namen der Bibliotheken, deren man jezt, mit Benennung ihrer Verfasser, doch in jeder Hauptwissenschaft wenigstens Eine hat.

Ehe man nun zum Lesen selbst schreitet, so blättere man mit Forschbegierde die Rubriken des Buchs durch, und besinne sich dabei, so viel möglich, aller der Kentnisse, die man in der Wissenschaft, wozu dies Buch einen Beitrag enthält, schon besizt. Fühlt man nun bei sich Kraft und schon einige Fülle, — und das ist ein eigenes Gefühl und Vorrecht des wirklich in seiner Wissenschaft gelehrten Mannes, — oder fühlt man bei sich Leerheit, so dient beides dazu, dem lesebegierigen Geiste gerade die Stimmung zu geben, die zu der Absicht sowohl, als zu dem zu erwartenden Nuzen erfoderlich ist. Unter solcher Vorbereitung lese man das Buch zum erstenmal, fern von aller Zerstreuung und mit angestrengter Aufmerksamkeit, frage sich oft, besonders bei wichtig scheinenden, unbekant und schwer gewesenen Materien, was habe ich gelesen? — Hat man sich in der Art durch das Buch hindurch den Weg gebahnt, so schreite man zur zwoten Lesung, nun mit der Feder in der Hand, zeichne sich Kapitel und Ordnung des Vortrags auf, bemerke sich das auffallende, schwierige, besonders neue und wichtige, zeichne eigene Gedanken, Einfälle und Zweifel darneben, doch ohne alle Selbsttäuschung und Eigenliebe. Wenn so Verstand mit Gedächtniß neben Arbeitsamkeit und Unverdrossenheit des Lesers fortgeht, so kan es nicht fehlen, daß nicht gründliche Kentnisse und wahre Gelehrsamkeit befördert werden solte; so kan man auch Wissenschaften erlernen, die man in der Jugend versäumt hat, und kan durch Selbststudium ein Selbstgelehrter (αὐτοδίδακτος) werden.

Beseke.

---

5. Zur

5.

Zur Erklärung Virgils.

Dritter Beitrag.

Georg. I. 281.

Ter sunt conati imponere Pelio Ossam
Scilicet, atque Ossae frondosum involvere Olympum.

Was heißt hier scilicet? Herr Heyne verbindet es mit dem vorhergehenden Verse, und sagt: Scilicet est δη. Aber das Betheurungswort am Ende des Sazes? Wer mögte die Begriffe so ordnen:

Dreimal rang ihr Arm, auf Pelion Ossa zu wälzen
Wahrlich!

Oder will man scilicet gar in seiner höhnenden Bedeutung nehmen?

Dreimal rang ihr Arm, auf Pelion Ossa zu wälzen,
Freilich!

Wem ein so unzeitiger Spott gefält, der hat wenig Gefühl für den erhabenen Ernst dieser Beschreibung. Kurz von der Sache: Scilicet ist ein Wort, das die Aufmerksamkeit für den folgenden grossen Gedanken erregen soll, es ist unser deutsches Siehe! Man staunt schon, sich den Ossa auf dem Pelion zu denken; aber, o Wunder! auf den Ossa wird noch ein dritter Berg, der Olympus mit allen seinen Wäldern, hinaufgewälzt!

Ter sunt conati, imponere Pelio Ossam,
Scilicet! atque Ossae frondosum involvere Olympum.

Dreimal rang ihr Arm, auf Pelion Ossa zu wälzen,
Siehe! und hoch auf Ossa den waldumrauschten Olympus.

Die Wörterbücher haben zwar, so viel ich weis, diese Bedeutung des scilicet nicht angemerkt; aber muß denn

Denn alles, was wahr ist, schon angemerkt sein? Die Abstammung verstattet sie wenigstens, und der Ton des Ganzen macht sie nothwendig. Um sich völlig zu überzeugen, vergleiche man Georg. 2, 532. —

Hanc olim veteres vitam coluere Sabini,
Hanc Remus et frater, sic fortis Etruria crevit,
Scilicet! et rerum facta est pulcherrima Roma,
Septemque una sibi muro circumdedit arces.

Dieses Leben ehrte vordem der alte Sabiner,
Dieses der Rhea Geschlecht, so wuchs die Macht der Hetrusker,
Siehe! und herlich erhub sich die Königin unter den Ländern
Rom, mit schirmender Mauer die sieben Hügel vereinend.

So erkläre ich scilicet auch in folgender Stelle, Georg. 2, 241. —

Tu spisso vimine qualos
Colaque praelorum fumosis deripe tectis;
Huc ager ille malus, dulcesque a fontibus undae
Ad plenum calcentur: aqua eluctabitur omnis,
Scilicet! et grandes ibunt per vimina guttae.

Den dichtgeflochtenen Weinkorb
Nim und die Seige der Kelter herab von der rußigten Mauer;
Knäte darein bis zur Fülle das böse Land, mit des Quelles
Süßer Woge vermischt: hervor dringt plözlich das Wasser,
Siehe! und groß entrieseln der weidenen Flechte die Tropfen.

Voß.

---

6. Sulamith

6.

Sulamith und Lilas,

eine Idylle,

Madame Lehzen in Hannover gewidmet.

Sie kömt noch nicht, sprach Lilas, und schon ist an jenem Hügel die Sonn' heraufgestiegen, und treibt die Nebel vor sich hin in das Thal. Hier war es, wo ich zuerst sie sah, die schwarzäugigte Jägerin, wie sie mit dem gespanten Bogen durch das bethaute Gras strich. Sie lauerte den jungen Rehen auf, die beim frühen Morgenroth aus den Ebenen in den Wald flüchten. Ach! Seit ich das erstemal sie sah, ist meine Ruhe dahin, und wenn der Weinstock Augen bekömt, und der Feigenbaum Knoten treibt, daß die Hirtinnen Frühlingstänze beginnen, dann sprechen sie zu mir: Lilas freut sich nicht mehr unter uns. Er treibt seine Heerde fern von uns aufs Gebirg, und in die dunklen Wälder. Finster ist seine Stirn, und sein Mund weis nicht mehr zu lächeln. Was ist aus dir geworden, Lilas? So sprechen sie; und ich muß mich weinend von ihnen wenden.

Aber es rauschte durch den Zedernwald, und die schwarzäugigte Jägerin trat heraus, den gespanten Bogen in der Hand. Was ist dir, sprach sie zu ihm mit freundlichem Gruße, du Hirt mit dem gelblockigten Haar? Warum trauert dein Aug, und siehet so düster? Ich habe dich behorcht, wie du so klagtest, und das Herz ging mir über. Weine nicht so! Du weißest ja, daß ich mich freue, dich am stillen Gehölz zu finden, und daß deine Lieder mir lieblicher tönen, als der Gesang der Grasemücke.

Lieber, kom und zeuch mit mir! Mein Bruder soll dich lehren, den starken Bogen zu spannen, und den Thieren Schlingen zu legen. Dann will ich mit dir die Wälder durchstreichen, wenn du bist wie einer von unsern Männern. Du sollst den Vogel aus der Luft holen mit deinem scharfen Pfeile. Ich will deine Beute dir tragen, und wenn du vor Durst lechzest, dann will ich mit meiner Hand aus der Quelle dir schöpfen. So sagte sie, und strich ihm freundlich sein geringeltes Haar.

Da drückt' ihr der Jüngling die Hand, und lehnte sein Gesicht an ihre Schulter. Ach Sulamith, sprach er, wenn dein Auge mich gern sieht, so sprich nicht, ich soll mit dir ziehn, und werden wie einer von deinen Männern. Siehe, wie leicht könte dir ein Dorn die eilende Ferse verwunden, oder du stürztest im Jagen von einem Felsen herab, oder es könte dich ein wildes Thier im Walde zerreißen. Ach! Sähest du nur unsere Hütten im Thale, wie wir so ruhig da leben, und wie es so ganz anders ist, als bei euch. Wie ist die Gegend um eure Wohnungen so wild! Da grünen keine fruchtbaren Sträuche. Alle Thiere fliehen fern von ihnen, und rings umher ist es öde. Aber um unsre Hütten samlen sie sich, denn wir leben friedlich mit ihnen. Auch haben wir bequemere Hütten, von Weidenästen geflochten, und wärmendes Moos verstopft die Rizen dem Winde. Hohe Pappeln wehren dem Sturm, daß er das niedrige Schilfdach nicht abwerfe. Kleine Bäche haben wir um sie her geleitet, und fruchtbare Gewächse mit mannigfaltigen Blumen vermischt, bilden einen kleinen Garten, den ein niedriger Zaun von Buschweiden einschließt. So sind die Wohnungen, Sulamith, in denen wir leben. Jeder Hirt theilet mit seiner Gattin die häuslichen Sorgen, und unter uns lebt nicht, wie bei euch, das schwächere Geschlecht in der Dienstbarkeit. Eure Männer ziehen täglich aus auf den Raub der Thiere, und die Gattin muß folgen,

wenn nicht kleine Säuglinge der Mutter nachschreien. Aber wir sind nicht so wild, wie deine Jäger, sondern haben weichere Herzen. Wenn wir die jungen wehrlosen Lämmer aufziehn, und sie uns dann mit Liebe belohnen, zu unsren Füßen spielen, und unserer Stimme folgen, siehe, dies bewahrt unser Herz, daß es nicht hart werde. O Sulamith, wenn du mit mir zögest, wie wollt' ich dich lieben! Du soltst deine Hände nicht mehr zerrizen im unwegsamen Gebüsch. Aus deinem Bogen will ich ein Saitenspiel dir machen, und dich lehren, sanfte Töne darauf heraus zu locken, und den frühen Morgen so wie das Abendroth mit Liedern zu begrüßen. Mit dem Lichte jedes neuen Tages wird sich meine Liebe zu dir erneuern, und wenn die Sonne sich neiget, dann ruhen wir vom leichten Tagwerk im Blütenduft selbst erzogener Lauben.

So redete der Jüngling bewegt, und seine Thränen benezten die Hände des Mädchens. Da fühlte sie, wie sehr er sie liebe, und sank an seine Brust. Ach Lilos, rief sie, wie weckst du so ganz neue sanfte Gefühle in mir auf! Mein Herz ist erweicht, wie ein felsiges Erdreich vom warmen Frühlingsregen. Ja! Ich fühle, daß eure Hirtinnen glücklicher sind, als wir. Und ach! seit die Mutter bei der Geburt mir starb, und im Walde mein Vater umkam, bin ich meinem Bruder unterworfen. Aber er ist hart, und wir haben keinen Jüngling, der so wäre, wie du. Liebst du mich, Lilos?

Da kamen ihre Lippen den Lippen des Jünglings entgegen, und sie gaben sich den ersten Kuß der ersten Liebe. Himlische Glückseligkeit ergoß sich in ihre Herzen. Sie mußten weinen, und konten nur stammeln. Ich liebe dich mehr als mich selbst, rief Lilos ihr zu. Auch sie wolt' ihn ihrer Liebe versichern, aber neue Küsse erstickten ihre Rede. Freundlich lächelte der Himmel auf die Liebenden herab, und wie der Jüngling das Mädchen zu den Wohnungen der Hirten brachte, da zogen ihm Mut-

ter

ter und Schwester frohlockend entgegen. Laut schallten die Lieder der Chöre von Mädchen und Jünglingen, als sie sich unauflöslich verbanden, und ihre Liebe war das Einzige auf der ganzen Flur, das sich nicht veränderte.

Ludwig Giseke.

7.

Ein Gallizismus.

Diderot sagt in der Vorrede zu seinem Theater: „Wenn man seine Seele zu der Höhe der Seele eines Kato schraubt, so läßt sich ein erhabener Gedanke wohl noch finden. Aber der Dichter, bei dem Phädra sagt:

Dieux, que ne suis-je assise a l'ombre des forets!
Quand pourrai-je au travers d'une noble poussiere,
Suivre de l'oeil un char, fuyant dans la carriére?

Act. 1. Sc. 3.

Dieser Dichter selbst hat sich diese Stelle nicht eher versprechen können, als bis er sie gefunden hatte." — Gefunden hat sie Racine, aber nicht bei sich, sondern beim Euripides, und nun höre man den Griechen:

Die liebekranke Phädra wird aus ihrem Palast in's Freie geführt. Sie wirft ihren Schmuck von sich, löset ihr blondes Haar, und ruft nun:

Schöpft' ich doch — ha!
Dort aus der thauenden Quelle
Einen klaren Wassertrunk!
Fänd' ich doch, unter den Erlen gelagert,
Im Grün der Wiesen Ruh! — —
Führet mich hin auf Berge,
Hin in den Wald zu den Fichten,

Wo jagende Hunde
Fallen auf fleckige Hirsche
Und ihre Beute verfolgen. — —
Götter! wie wäre mir wohl,
Ertönte mein Jagdruf laut:
Flöge, geworfen von mir,
Die blonden Locken vorbei,
Der Thessalische Spies! — —
O du, der am Ufer die Rennbahn geweiht ist,
Rossezähmerin Artemis, ach!
Mögt' ich auf deinen Gefilden sein!

v. H.

8.
Ein Wort über Kritik.

Wo ist der Mann, zum Rath geschickt, der, nicht
Auf's Wissen stolz, gern mittheilt, was er weis.
Den Gunst nicht lenkt, noch Haß, der unbesiegt
Von dummem Vorurtheil, nicht blindlings nur
Recht richtet, der mit der Gelehrsamkeit
Gesittetheit und mit Gesittetheit
Aufrichtigkeit verknüpft; der liebreich streng,
Beschei-

But where's the man, who counsel con bestow,
Still pleas'd to teach and get not proud to know?
Unbiass'd, or by favour, or by spite;
Not dally prepossess'd, nor blindly right;
Tho'learn'd well-bred; and tho well bred sincere;
Modestly bold and humanly severe:
Who to a friend his faults con freely show
And

Bescheiden kühn erscheint; der ohne Scheu
Die Fehler zeigt dem Freund' und gern Verdienst
Des Feindes preis't; deß richtiger Geschmack
Nicht Grenzen kennt, der Bücherkunde paart
Mit Menschenkunde, der voll Edelmut
Im Umgang ist, nicht Stolz im Busen nährt,
Und, lobt er, (Freud' ist's ihm) mit Gründen lobt.

Wol mag Pope fragen: Wo ist der Mann? Selbst den Stagyriten, den Meister derer, die wissen, *) (wie ihn Dante nent) selbst ihn darf man nicht nennen. Unerreicht ist das Ideal und unerreichbar. Aber Unwillen erregt es, wenn sich der größere Theil unserer Kunstrichter eine Ehre daraus zu machen scheinet, die gerad' entgegen gesezte Richtung zu nehmen; wenn man Machtsprüche statt Gründe, Tadelfreude, statt ruhiger Wägung und Bemerkung des Lobenswürdigen und Tadelhaften, Wegwerfung statt liebreicher Zurechtweisung und alles dieses in leidenschaftlichem, ungesitteten, persiflirenden Ton gesagt findet. Partheisucht ist es, Rache, oft auch Eunuchenempfindung eigner verunglückten Autorschaft was die Feder solcher verkappten Kritiker führt.

Weh zu thun ist doch wahrlich eben so wenig die Absicht des ächten Kunstrichters, als es die Absicht des Wundarztes ist. Schlim genug, daß Beider Kuren nicht ganz ohne Schmerz vollbracht werden können. Kritik gleicht den Mitteln, welche die Arzneikunst mitunter aus den

And gladly praise the merit of a foe?
Blest with a taste exact, gel naconfin'd;
A knowdlege both of books and human kind;
Gen'rous converse; a soul exemt from pride;
And love to praise with reason on his side.

Pope's eff. on criticism. v. 631. sq.

*) Il maestro di color che Sanno.

den giftigsten Kräutern zusammen sezt. Sie sind vortreflich, können aber kaum nicht mit genug Behutsamkeit angewandt werden.

Man hat gut sagen: Was kümmert dich die Kritik, wenn du überzeugt bist, daß sie schlecht ist? — Der seichteste Tadel, sagte Racine, hat mich mehr gekränkt, als die schmeichelhaftesten Urtheile mir je Freude gemacht haben. Trüblet fühlte dies. „Zittere," ruft er, „zittere, des Dichters Lorbeer zu berühren: er mögte welken." *) „Wollt ihr, müßt ihr über Männer von erkanntem Verdienste urtheilen" ruft Quintilian den Kritikastern zu, „so lobt, o lobt doch nur lieber!" Im Grunde doch

Faßt keiner seinen Werth, er selbst nur kan ihn fassen:
Sein Ruhm und Tadel bleibt ihm selber überlassen. **)

Der vollkommenste Kunstrichter ist sicher der bescheidenste. Er ist, wie Zimmermann so schön sagt, er ist wahrhaft wie die Magnetnadel, aber auch zitternd, wie sie. Und fodert ihn Empfindung eines einreißenden falschen Geschmacks zu stärkern Ausbrüchen auf, so ist er soviel möglich allgemein; so gleicht seine Kritik dem frischen luftreinigenden Sturme. Uns war nicht wohl, das fühlten wir, und wußten nicht, warum. Da sauste furchtbar der Sturm daher. Nun spüren wir in der reinern Luft, daß es böse Dünste waren, die uns den Kopf einnahmen, und danken dem Sturme, wenn gleich unter seinem Flügelschlag unser eignes Hüttchen erbebte. Afterkritik gleicht dem dörrenden Hauch des Sirocco. Siehe! der Weinstock war gesenket in gutes Land, und er wuchs und streckte seine Reben aus, daß er gewässert würde. Wol hätt' er können Zweige bringen und Frucht tragen, und

*) Tom. 4. p. pag. 163.

**) Lessing II. S. 131.

und ein herrlicher Weinstock werden. Aber gerührt vom sengenden Ost, verdorrt er auf dem Plaz seines Gewächses. *)

9.

Elegie beim Absterben des Predigers Ferdinand Karl August Henke, an der Magnusgemeine in Braunschweig.

Bittrer Wehmut voll, Bote Gottes! sammelt
Sich der Deinen Schaar weinend um dein Grab,
Denkt da deines Werths, fühlt ihn tief, und stammelt
Deinem Staube noch Klag' und Dank hinab.
Ach! so war uns nicht, wenn in dichten Kreisen
Unsre Menge sonst, Lehrer, dich umschlang,
Und dann unser Ohr Unterricht des Weisen,
Rath der Seligkeit, dir entströmend, trank;
Nein, so war uns nicht! Unsre Seele brante,
Wann du redetest, von der Andacht Glut,
Angeflammt durch dich, himlischer Gesandte!
O! wie glühte dann unsers Eifers Mut,
Nach der Ewigkeit hohem Ziel zu streben,
Dieses Pilgerlaufs Lasten nicht zu scheun,
Deinen Lehren treu, fromm wie du, zu leben,
Und durch Folgsamkeit deiner werth zu sein;
Werth des Vorzugs, uns deiner Hut zu freuen,
Mann von seltnem Geist und gleich seltnem Sinn!
Wem's durch dich gelang, ganz sich Gott zu weihen,
Sah nacheifrungsvoll auf dein Vorbild hin,

*) Ezech. Kap. 17.

Strebte, so, wie du, Gott und Pflicht zu kennen,
Drang dir forschend nach zu der Wahrheit Licht,
Fühlte, mild erwärmt, dann sein Herz entbrennen,
Lebt' und handelte nur für Gott und Pflicht.
O! des Redlichen! Dessen Herz vom Argen
So geläutert war, wie sein Geist vom Wahn!
Dessen Zwecke nicht Zwang und Schein verbargen,
Dessen Seele wir offen vor uns sahn!

Sahn! — — Denn niemals mehr wird sein Mund uns segnen,
Seine Rede nie unser Ohr erfreun,
Nie wird mehr sein Blick unserm Blick begegnen,
Redlichen erwünscht, Heuchlern schreckend sein!
Denn die Würgerin, die mit leisem Schritte,
Ringsum tödtend, schleicht, alles zittern heißt,
Und den Vater schnell aus der Kinder Mitte,
Aus der Mutter Arm ihren Liebling reißt,
Täglich neu den Pfeil mit Verderben tränket,
Aug' und Wange bleicht, die von Leben glühn,
Schnelles Gift ins Blut voller Adern senket,
Mehr der Guten traf — ach! sie traf auch ihn!
Angstvoll hörten wir's, bebten für sein Leben,
Sahn der Würgerhand dräuendes Gericht
Näher seinem Haupt', immer näher, schweben,
Flehten auf zu Gott: „Nimm, o! nimm ihn nicht!“ —
Doch er nahm ihn, nahm, nach so kurzer Dauer,
Alles, was in ihm er uns gab, zurück;
Unser Gruß des Jahrs *) ward ein Lied der Trauer,
Und ein Morgentraum unser schönstes Glück.
Ach! nicht wir allein; Jeder, der dich kannte,
Früh Entrißner! weiht Schmerz und Sehnsucht dir;

Edle,

*) Er starb den ersten Jan. 1786.

Edle, dir durch Blut, Amt und Herz verwandte,
Zeugen deines Ruhms, klagen dich, wie wir,
Stehn, wie wir, betäubt von dem schnellen Raube,
Beten, tiefgerührt, Gottes Schickung an,
Opfern deiner Gruft, deinem heil'gen Staube,
Was nur Dank und Pflicht Todten opfern kan.

Heil uns! daß dies Grab dich nicht ganz umschliesset,
Daß dein Geist verklärt sich zum Himmel schwang,
Daß in reicher Füll' er des Glücks geniesset,
Dem sein Eifer schon hier entgegen rang!
Daß sich Gottes Rath dort dir ganz enthüllet,
Dort, wo Sternen gleich deine Tugend glänzt,
Wo dir, nie versiegt, Licht und Wahrheit quillet,
Und des Siegers Palm deine Schläf' umkränzt!
Heil uns! denn es wird uns dein Beispiel leiten,
Früh Vollendeter! hin zu deiner Ruh,
Eine von der Zahl froher Seligkeiten,
Deren Anschaun dort uns beglückt, bist Du!

10.

Schreiben an den Herausgeber.

Auf dem Umschlage des Januars d. J. vom Deutschen Museum finde ich die Anzeige von einer Samlung deutscher Gedichte, die Herr C. D. Voß, der sich hier als Hofmeister aufhält, unter dem Titel: Die Muse meines Vaters, herauszugeben verspricht. Erlauben Sie mir, diese Samlung durch Sie den Liebhabern unserer poetischen Litteratur bestens zu empfehlen. Ich habe die Handschrift derselben in Händen gehabt, und finde den größern Theil dieser Gedichte der Bekantmachung

durch den Druck vollkommen würdig. Ihr Verfasser war ein sehr würdiger Geistlicher, dem es Ruhms genug sein wird, wenn ich sage, daß er der Freundschaft und vorzüglichen Achtung unsers ehrwürdigen Jerusalems genoß, der mir neulich noch die ausgezeichneten Verdienste desselben, sowohl von Seiten des Geistes als des Herzens mit lebhafter Wärme pries. Keiner seiner verstorbenen Freunde, sagte er unter andern, sei ihm noch so ganz gegenwärtig; und bei keiner Vorstellung eines Verstorbenen verweile er sich länger, und mit größerem Wohlgefallen. Er wurde im Jahr 1715 zu Holzminden geboren, und studirte zu Halle. Nach einigen andern geistlichen Aemtern in hiesigen Landen erhielt er im J. 1760 die Superintendentur zu Querum, und das Priorat des Klosters Riddagshausen. Im Jahr 1764 berief ihn der hochsel. Herzog zum Konsistorialrath und Generalsuperintendenten nach Wolfenbüttel, und zum Abt von Marienthal. Er lehnte aber diesen Ruf ab, und starb zu Querum, im Jahr 1772. — Von seinen Gedichten lege ich Ihnen, ohne allen weitern Kommentar ein paar Proben bei, die ich durch Ihr Museum bekanter zu machen bitte, und seze nur noch hinzu, daß der Termin der Subskription zu Einem Gulden bis Johannis verlängert ist.

Eschenburg.

Aus dem Gedichte:

Der Ruhm der Teutschen. (1746.)

— Dem nie bezwungnen Mut, der unsre Väter trieb,
War seine Freiheit, auch bis auf die Worte, lieb;
Drum hörte man nach ihr den Schall von allen Dingen
Kurz, edelmütig, frei, beherzt und männlich klingen.
Seitdem der Zeiten Flug die Wissenschaft erhöht,
Ist unsre Sprache zwar nach mehrer Kunst gedreht,

Doch

Doch treu und sonder Zwang. Wir sehen mit Vergnügen
Das Kunstwerk alter Zeit mit ausgefeilten Zügen,
Voll, ohne Schwulst und Wind; stark, ohne Raserei,
Frei, ohne wilden Schwung; sanft, ohne Schmeichelei,
Mild, wie es Männer ziemt, die auch die Freundschaft fühlen,
Schön, wie Natur und Kunst in ihrer Eintracht spielen.
Im Stamwort' ist sie kurz, zur Doppelung bequem
Und in der Fügung lang, gesezt und angenehm.
Ihr reiner Ausdruck malt der Dinge wahres Wesen
Und hat sich Licht und Kraft zum Zierrath auserlesen.
Wenn Reichthum Ehre giebt, wenn Nachdruck edel macht,
So ist ihr Adel fast zum vollen Glanz gebracht.
In Frölichkeit vergnügt, im Streite voller Schrecken,
Klingt sie, ihr Volk zur Lust und Mannheit aufzuwecken.
„Herzu! der Feind ist da. Es blizen Rohr und Schwert.
„Brenn't eure Donner los, zerschmettert Mann und Pferd!
„Schlagt Sturm und Wirbel scharf, schreit eurer Barden Lieder,
„Und, wenns in Adern kocht, so stürzt dort in die Glieder,
„Die euch zu würgen dräun. Fort, tapfer, brecht hindurch!
„Verdoppelt Schlag und Knall! — Trennt ihre Wagenburg,
„Mischt Rauch, Blut, Staub — — Doch halt! das Schlachtfeld ist gewonnen,
„Was sich nicht flehend schmiegt, ist ins Gebüsch entronnen.
„Wie sanft durchströmt euch nun die schwererkämpfte Lust!
„Geht, Sieger, wünscht euch Glück, erquickt die müde Brust,
„Seht da, ein lockend Thal, im Schatten holder Linden,
„Da soll das heiße Blut gemächlich Kühlung finden.
„Fallt jauchzend in das Gras, und singt ein Jubellied,
„Das durch die reinre Luft mit dreister Anmut zieht,
„Und scherzend wiederhallt, und euch die Ruh versüßet,
„Bis ihr den reichen Sieg daheim erst recht genießet;
So spricht sie ohngefähr, wenn sie natürlich spricht,
Und doch ein edles Feur aus freien Lippen bricht
Sie lehrt, ein mutig Werk auch mutig zu erzählen,

Und

Und hier ist auch gewiß der Ton ein Bild der Seelen.

— — — — —

— Gesezt, daß Nam und Rang die Würden unterscheidet,
Ist doch die Freiheit da, die keine Schminke leidet.
Was andern ein Monarch, ist hier ein edles Band,
Das hält den Kaiserthron und stärkt das Vaterland.
Das einzige Gesez, das allen Schranken bauet,
Ist das gemeine Heil, dem jeder sich vertrauet.
Was man sich selbst befielt, ist eine freie Pflicht.
Drum dient der Adel hier, und dienet doch auch nicht.
Das Theil ist für sein Wohl dem Ganzen unterthänig;
So lebt ein teutscher Fürst auch als ein teutscher König.
Ist nicht der Adler groß, der so viel Zepter trägt,
Und wenn er kämpfen muß, so manches Schwert bewegt,
Das seine Krone schüzt? Mehrt nicht des Adlers Menge
Im Kriege seine Macht, im Frieden sein Gepränge? —
Wie hoch Europa selbst den teutschen Adel schäzt,
Wie froh es dessen Stuhl auch selbst auf Throne sezt,
Beweist so manches Reich, das sich durch ihn beglücket,
So oft es seinen Thron mit unsern Fürsten schmücket.
Die Insel, wo der Fleiß bei kluger Freiheit wohnt,
Und seine Völkerschaft mit Ruhm und Schäzen lohnt,
Verehrt den Welfenstamm, von dem vor grauen Jahren
Die Aeste schon geehrt und Kronen würdig waren.
Der Däne findet längst durch Holstein sein Gedeihn,
Dies soll auch Schwedens Licht und Rußlands Stüze sein.
Nachdem erst Hessen dort, und Braunschweig hier geblühet.
Der weiße Adler hat sich Sachsens Schwert erwählt,
Der schwarze seinen Thron mit Brandenburg vermählt.
Die Moldau und der Po sind mit dem Donaustrande,
Wie vordem der Iber, mit Oesterreich im Bande.
So schaut Europa uns mit stiller Ehrfurcht an
Und wird zum drittenmal den Teutschen unterthan,
Erst, da der Celte sich in alle Länder dehnet,
Denn, da wir Rom gestürzt und jedes Volk gekrönet;

Jezt,

Jezt, da fast jedes Volk die Krone wiederschenkt,
Und wenn ein König fehlt auf unsre Fürsten denkt. —

Ein Gedicht von ähnlicher Versart und Größe ist:

David, ein Dichter. (1748.)

Auch hiervon einige Proben.

— Nie las ich sonder Kraft, die Mark und Bein erfährt
Das edle Psalmenbuch, darin ein König lehrt,
Der von der Heerde sich, bis auf den Thron geschwungen
In jedem Stande Gott erblicket und gesungen,
Und immer stark gedacht. Sein glaubensvoller Sinn
Gewint ein hörend Ohr und reißet Seelen hin.
Sein Hirtenlied zeigt schon ein königlich Gemüte
Sein königlicher Psalm ist noch voll Hirtengüte!

Laß sein, daß sich Virgil vom Theokrit erweckt,
Geruhig an den Fuß der hohen Buchen streckt,
Die Ziegen hüpfen sieht, das sanfte Rohr ergreifet
Und mit dem Coridon izt Klag' auf Klage häufet,
Und endlich, wie Homer, in Heldentönen singt,
Der Griechen Brand und Schwert in Troias Mauren bringt,
Olymp und Acheron für seinen Held beweget,
Und ihn nach Latien durch Sturm und Schlachten träget.
Laßt sein, daß Flakkus sich des Pindars Leier borgt,
Bei seiner eitlen Lust für ewgen Marmor sorgt,
Den Kaiser prächtig lobt, berauscht die Lieder spielet,
Dadurch sich Rom erbaut, er selbst sich strafbar fühlet,
Bald aber hönisch frei in alle Häuser bricht,
Gesezt, wie Kato, denkt, und leicht, wie Plautus, spricht,
Das Laster und den Wahn mit scharfer Geisel quälet
Und bei dem Geiseln lacht, und seinen Wiz erzählet;
Laßt sein, daß Naso sich mit Kunst und List beklagt,

Und fern dem schwarzen Meer sein Lied so rührend sagt;
So klingt die Harfe doch, in welche David singt,
So viel erhabener, ie göttlicher sie klingt!

— — — — — —

— O König fühlte doch die Welt das Hohe, Schöne,
Der heiligen, von dir so oft erregten Töne!
Aus Ekel würfe sie die geilen Lieder hin,
Verschmähte jede Lust, (den kläglichen Gewinn!)
Die Wiz und Kraft und Zeit an Lieb und Wein verschwendet
Und heisch und matt darauf ihr lüstern Ohr nachwendet! —

Der Wiz und die Wahrheit.

Die Wahrheit saß an ihrer Eiche
Und sah durch die belaubten Sträuche
Den muntern Wiz an einem Bach'
Wo er mit zween Nymphen sprach.
Das schalkhaft frech' in seinen Zügen,
Die Emsigkeit in Red' und Spiel'
Erregt ein jugendlich Vergnügen
Das seinen Nymphen wohlgefiel.

Er fühlte damals eben Liebe
Und pries sein Glück und süßen Triebe
Der Dichtkunst und Beredsamkeit.
Die Wahrheit, die der Blick erfreut,
Winkt der Vernunft, die sie begleitet,
Um lauschend umher hin zu gehn. —
Von ihrer Freundin hingeleitet
Wünscht sie, dies Schauspiel nah zu sehn. —

Sie nahten sich, doch eh sie kamen
Verriet der Westwind ihre Namen,
Worüber Wiz und Unbedacht
Sich mit den Mädchen lustig macht.
Glaubt, Kinder, rief er laut, sie liebt,

Die

Die holde Wahrheit liebet mich,
Wenn nur Vernunft ihr Beifall giebt,
So weis ich sie vermälet sich.

Jüngst rief sie mir mit holdem Blicke
Und sprach: Es ist zu deinem Glücke
Bleib, schöner Wiz, nur mir getreu!
Ich schwur, daß ich es ewig sei. —
Sie scheinet zwar für meine Laune
Zu alt, zu ernsthaft und zu still,
Allein genug, daß diese Laune
Statt Scherz nun einmal Ehre will.

Bald werd ich sie die Meine nennen,
Wer wird uns denn beschämen können? —
Ich selber, rief sie, armer Thor! —
Und trat aus dem Gebüsch hervor,
Du hast wol hin und wieder Gaben,
Die man an dir gebrauchen kan, —
Zum Diener mag ich dich wol haben
Doch nimmermehr zum Ehemann! —

Der Wunsch. (1737.)

Der Himmel weis, zu was für Dingen
Er mich noch künftig ausersehn,
Drum will ich meine Neigung zwingen
Und freudig an mein Schicksal gehn.

Bin ich erwählt zu vieler Mühe,
So wünsch ich mir Beständigkeit,
Daß ich mich nicht der Bürd' entziehe
Wozu er mich aus Liebe weiht.

— — — —

Ich wünsche Frömmigkeit und Glauben
Verstand, den Gottes Licht regiert,
Die Sanftmut einer Turteltauben,
Die Einfalt, die die Kinder ziert.

Ich

Ich wünsche mich von Schmeicheleien
Und schlangenkrummer Absicht frei,
So daß nur Segen und Gedeien
Mein Lohn und meine Freude sei.

Wohlan, so nehm ich mit Vergnügen
Was über mich der Himmel schickt,
Er kan und will und wird es fügen,
Daß mich die Last nie unterdrückt.

Frühlings Hofnung. (1738.)

Schöner Frühling, Zierde der Erden,
Lust der Menschen, Freude der Heerden,
Schmücke die Felder, kleide den Wald
Mach die Tage heiter und länger
Wann das Lied der fliegenden Sänger
Zärtlich und lang vom Hügel erschallt.

Mir, den lange Nächte gequälet,
Dem so oft die Freude gefehlet,
Rufet die Hofnung: Freue dich auch!
Auch für dich verjüngt sich die Sonne
Ihrer Stralen reizende Wonne
Steiget und lachet zu deinem Gebrauch.

Neuer Frühling, darf ich denn glauben,
Daß das Schmachten girrender Tauben
Mir nicht ein Bild der Traurigkeit sei? —
Wirst du gesundere Säfte mir geben
Und die erschlaffete Seele erheben,
Ist mir die Hofnung falsch oder treu? —

Der Aufsaz: Historische Erinnerungen bei Gelegenheit des baierischen Tausches im deutschen Museum Dezember 1785. ist in Baiern nachgedruckt, und in keiner Zeitung gesagt, daß er zuerst im deutschen Museum gestanden habe. (Sagen Sie es doch in einer der nächsten hamburger Zeitungen.)

Mus. Jan. S. 2 Zeile 19 ist nach entbehren O! ausgelassen.

Deutsches Museum.

Fünftes Stück. Mai, 1786.

1.

Otto der Kleine.

Der Kaiser Otto war wol groß:
　Doch ist es hier auf Erden,
Wie schon bekant, der Großen Loos,
　Mitunter klein zu werden.
So ging's nach heurigem Gebrauch
Dem guten Kaiser Otto auch.
　Wär's Allen doch gegeben,
　Wie er sich auch zu heben!

Einst zog er siegreich durch das Land.
　Vom Schafte bis zur Spize
Des welschen Stiefels widerstand
　Kein Städtchen seiner Hize.
Nur eins — was thut des Namens Klang? —
Vertheidigte sich Tage lang.
　Kaum schien's dem Kaiser möglich:
　Darob ergrimmt' er höchlich;

Und ließ wohl durch Trompetenschall
　Verkündigen dem Orte:
„Vernehmt, ihr Städter allzumal!
　Vernehmt des Kaisers Worte:
Der Mann, der fällt in unsre Hand,
Wird — Otto schwört es euch! — entmannt. —

Wornach ihr euch zu achten!“
Die Städter alle lachten:

Doch lange nicht. Das ernste Dräun,
Wie leichtlich vorzusehen,
Fuhr alle bald durch Mark und Bein
Vom Wirbel bis zum Zehen.
„Todt,“ rief ein Weib, „ist freilich todt;
Doch ärger ist, was Otto droht:
Mit Salomonis Schäzen
Ist das nicht zu ersezen.“

Die Männer riß das Drohen hin
Zu neuem eiteln Wüten,
Und Jeder dacht' in seinem Sinn,
Er wolle sich schon hüten.
Doch klüger war, als Alle, traun!
Ein Weibchen, lieblich anzuschaun.
Wer Mann war, fand Behagen,
Sich, daß er's sei, zu sagen.

Heiß wallt' ihr Blut: Seit gestern war
Der Mann des Feindes Beute.
Noch liebte sie, denn noch kein Jahr
Verfloß, seit er sie freite.
Sie schlich sich Abends fort, und fand
Held Otton bald. Der Droher stand
In seiner Krieger Kreise;
Da sprach sie diese Weise:

„O großer Kaiser! siehe mich
Zu deinen Füßen liegen.
Bei deiner Größe fleh' ich dich:
Wollst nicht mit Weibern kriegen!

Ist's

Ist's strafbar, daß ein Mann sich wehrt,
So nimm ihm, was ihm zugehört!
Was du nimmst seinem Leibe,
Genommen wird's dem Weibe!"

Sie schwieg. Tief merkte Otto sich's,
Ward flugs er selber wieder,
Erglühte bis an's Ohr; ihm schlich's,
Wie Fieber Rückennieder.
"Auf!" sprach er, "schönes Kind! es sei!
Der Mann sei Mann, das Städtchen frei!
Ruft ihn, dem sie sich weihte,
Daß er zu Bett sie leite."

v. Halem.

2.

Ehrenrettung Italiens wider die Anmerkungen des Herrn Hauptmanns von Archenholz, von C. J. Jagemann, Fürstl. Sächsischen Rath und Bibliothekar.

Liebster Freund!

Lassen Sie sich vor Italiens Ehre nicht bange sein. Auch die zwei milzsüchtigen Aerzte Smollet und Sharp ließen in ihren Reisebeschreibungen diesem Paradiese unseres Welttheils nicht einen Pfennig werth Ehre. Es war für sie ein Gegenstand, rasend zu werden. Jeder Italiener war in ihren Augen ein Verräther, ein Meuchelmörder, jede Italienerin eine verbuhlte Schwester. Ueberall bildeten sie sich ein, in der Nachbarschaft oder im Schooße einer großen Mördergrube an der Themse zu sein, das Messer an der Kehle zu haben, oder geplün-

 dert

dert zu werden. Sie schimpften über die Regierungen und Geseze, welche die diebischen Wirthe nicht räderten, und die Steine der Landstraßen, die ihnen in ihren Reisewagen das Gerippe zerstießen, nicht zermalmten. Sie fluchten allen Vergnügungen, deren Genuß ihren menschenfeindlichen Launen und Vorurtheilen nicht entsprach. Kurz, sie geberdeten sich so wunderlich, daß die Engländer sich ihrer und ihrer Reisebeschreibungen schämen müssen. Nicht Einer von ihnen hat sich dadurch abwendig machen lassen, Italien zu besuchen, und die daselbst zugebrachten Jahre unter die angenehmsten seines Lebens zu zählen. Eine gleiche Schande haben die Franzosen an Einem ihrer Landsleute, Namens Goudar erlebt. Diese Lästerzunge genoß in verschiedenen großen Städten Italiens viele Wohlthaten, und belohnte sie am Ende mit Schmähschriften, die ihm überall die Verfolgung der Gerechtigkeit zuzogen.

Man weis es, daß den zween Britten der Spleen und dem Franzosen der Hunger die Zunge zum Schmähen und Schimpfen löseten. Warum aber dieser Kakodämon endlich auch in einen Deutschen gefahren sei, will ich nicht untersuchen. Doch verdrießt mich es unendlich. Obgleich von keiner Nazion so viel schlechtes Gesindel nach Italien wallfahrtet, als von der deutschen, und unter denen, die entweder im Soldatenstande, oder der Krämerei wegen sich daselbst aufhalten, wenige anzutreffen sind, deren sich ein deutscher Patriot rühmen könte, so sind doch die Italiener so bescheiden, über den Wust, den sie täglich vor Augen haben, hinzusehen, und wegen der Wenigen, die mit Anstand reisen, und sich durch edle Sitten, Künste und Wissenschaften auszeichnen, eine vorzügliche Hochachtung gegen die deutsche Nazion zu bezeugen. Diese Wenigen, welche sich ganz gewiß zu jenen wie Eins zu Tausend verhalten, sind größtentheils aus der nördlichen Hälfte des deutschen Reiches. Diese waren

ren meine Ehre und Krone, so lang ich in Italien lebte, und ich erinnere mich nicht, auch nur Einen von ihnen gesprochen zu haben, der von Italien eine so schimpfliche Idee gefaßt, geschweige denn in gedruckten Schriften bekant gemacht hätte, als der gewesene preußische Herr Hauptmann von Archenholz gethan hat.

Er hat sich überall, besonders im ersten Abschnitt seiner Bemerkungen über Italien so beleidigender und erniedrigender Ausdrücke bedient, daß ein jeder Italiener, der sie entweder in der Urschrift, oder auszugsweise in Journalen lieset, mit Verachtung und Rachsucht gegen uns Deutsche erfüllt werden muß, und dieses um so vielmehr, als der Verfasser die gröbsten Unwahrheiten auf wiederholte Erfahrung, oder vielmehr, weil er keine Beweise anführt, auf Kavaliersparole gründet. Was kan man schimpflicheres von einer Nazion sagen, als: Sie sei zu den unglücklichsten unseres Welttheils zu rechnen — der allgemeine Endzweck ihrer Regierung sei von jeher gewesen, das Volk in Dürftigkeit, in Unwissenheit, in einer unterdrückenden Sklaverei zu erhalten — Nichts sei daselbst bis jezt seltener gewesen, als weise Geseze — Die Unwissenheit sei daselbst das Attribut aller Stände ohne Ausnahme — Ihre Schulen und Universitäten seien eine wahre Satyre auf Gelehrsamkeit, Wissenschaften und Künste 2c. 2c.? So spricht ein deutscher Edelmann nicht etwa von einer Stadt, sondern von einer ganzen Nazion, nicht von der Türkei, sondern von Italien, nicht unter Hottentotten, sondern vor den Augen des aufgeklärtesten Theils der deutschen Nazion.

Ihn, wie in einer Gesellschaft neugieriger Kannengießer, als einen Wundermann anzustaunen, ohne ein Wörtchen dazu zu sagen, das bitte ich den Herrn Hauptmann, nicht von mir zu erwarten. Ich fühle das Unrecht, welches der Italienischen Nazion widerfährt, und die auf uns zurückfallende Schande der Unwissenheit und

 des

des Undanks allzu lebhaft, als daß ich mich durch ein längeres Schweigen zu einem Mitschuldigen machen wolle, und ich hoffe, daß es manchem deutschen Gelehrten in Italien nüzen werde, wenn er diejenigen, von deren Wohlthätigkeit er die Eröfnung schäzbarer Alterthümer — Kunst- und Naturalien Samlungen erwartet, überzeugen kan, daß die ihrer Nazion zugefügte Beschimpfung nichts weniger, als allgemeinen Beifall in Deutschland gefunden habe.

I. Klima, Religion, und Sprache.

Schon in den ersten Zeilen zeigt der Herr Verfasser eine ungemein große Unwissenheit in der Geographie, Religion und Sprache Italiens, da er uns versichert, sie seien einerlei in Italien. Er räumet sich hierdurch viele Hindernisse aus dem Wege, die große Verschiedenheit des Charakters unter den Völkern dieses Landes einzig und allein aus den unterdrückenden Regierungsarten der Fürsten und Republiken herzuleiten. Es war besser Wasser auf seine Mühle, alle natürliche und unveränderliche Ursachen des Tadelhaften wegzuräumen, um alles Uebel, was er zur tiefsten Erniedrigung dieser Nazion ersinnen wolte, ihren Gesezgebern und Regenten beizumessen, und eine so glänzende, als falsche Maxime, ein jeder Gesezgeber sei allmächtig, seinen Unterthanen einen Charakter zu geben, an Mann zu bringen.

Es braucht keinen großen Geographen, um zu wissen, daß das Klima in Italien sehr verschieden sei. Ein Strich Landes von 10 Graden ist nicht von so mäßiger Größe, daß keine beträchtliche Verschiedenheit des Klima darin sein könne. Oft machen wenige Meilen einen so großen Unterschied, daß man sich in eine ganz andere Welt versezt zu sein glauben solte. Das obere Italien gleicht einem Amphitheater, welches gegen Süd, West und Norden von hohen Gebirgen eingeschlossen ist. Stufenweise

fenweise neigt es sich in die Lombardie wie in den breiten Grund eines weiten Kessels hinab, bis zum Flusse Po, welcher als das Centrum der Tiefe die von allen Seiten herabströmenden Flüsse empfängt. Der von Westen entspringende Apennin wendet in der Mitte Italiens seinen Lauf südwärts durch dieses ganze Land, und bildet einen hohen Rücken, dessen Seiten sich gegen das toskanische und adriatische Meer hinabneigen. Je mehr sich die Einwohner dem Gipfel oder dem Fuße der Gebirge nähern, desto größer ist die Verschiedenheit ihres Klima; selbst in kleinen Distrikten unterscheidet es sich unendlich nach der Verschiedenheit der Lage der einzelnen Oerter, entweder auf hohen Bergen und Hügeln, welche als Zweige der Alpen oder des Apennins Italien durchkreuzen, oder in tiefen Thälern, die mehr oder weniger der freien Luft ausgesezt sind, oder in sumpfigen Ebenen längst am Meere.

In den Oertern und Gegenden, die sich durch das Klima merklich unterscheiden, äußert sich auch ein auffallender Unterschied des sittlichen Charakters der Menschen. Nach dem Maaße, als die Bewohner des obern Italiens von dem höhern Savoien und Piemont hinab gegen Meiland, und von da weiter gegen den Po sich verbreiten, vermindert sich überhaupt die Munterkeit, Feinheit und Thätigkeit ihres Geistes. Der tiefere Lombarde ist eine träge und langsame Masse von Blei gegen einen Savoiarden und Piemonteser.

E' bisogno — — ch' ella ritrovi,
Per far mover di passo il Longobardo
Sproni, che sian aguzzi più che chiovi.

Einen Lombarden in Bewegung zu sezen, hierzu ist nöthig, Sporn zu erfinden, die spizer als Nägel seien. So singt Ariosto in einem seiner sogenannten fünf Gesänge.

Die Sache noch auffallender zu beweisen, will ich mich auf einen kleinen Strich Landes von 400 Quadratmeilen, auf Toskana, einschränken. Der Bewohner der maremmanischen Sümpfe scheint keinen rothen Blutstropfen in seinen Adern zu haben. Sein Gemüth ist so fieberhaft als sein Körper. Seine Sitten sind so faul und vergiftet, als die Sümpfe, deren Ausdünstungen er athmet. Hingegen blühen die benachbarten Sieneser, die höher wohnen, wie die Rosen, und sind von einem muntern, leutseligen und liebenswürdigen Karakter. Vergleicht man die Bewohner der höhern pistojesischen und limigianischen Gebirge mit den übrigen Toskanern, so scheinen sie sowohl in der körperlichen Bildung, als in ihrer Gemüthsart, in Sitten und Gebräuchen von einer verschiedenen Nazion zu sein. Man muß auf dem Feste Mariä Verkündigung zu Florenz sein, diesen großen Unterschied zu bemerken. Die Bergbewohner kommen alsdenn mit ihren Weibern und Töchtern Schaarenweise nach Florenz, das Wunderbild der vom Engel begrüßten Jungfrau Maria, welches in der Kirche dell'Annunziata verehrt wird, zu besuchen. Ihre Sitten sind so unschuldig, wie jene des goldenen Alters, so einfach als ihre Nahrung, so rein und heiter als die Luft, die sie athmen. Kastanien sind ihre Speise, und fließendes Bergkristall ist ihr Trank. Ich könnte noch viele andere Beispiele von Bewohnern einzelner Staaten, z. B. im Neapolitanischen jene von Abbruzzo, Calabrien und Neapel, denen der Unterschied der natürlichen Beschaffenheit ihrer Wohnsize, auch in kleinen Bezirken, einen ganz verschiedenen Karakter einprägt, ob sie gleich seit einigen Jahrhunderten unter einerlei Regierungsformen gelebt haben. Ich könte so gar auch von einigen italienischen Thiergeschlechtern, z. B. von den Pferden, Eseln, Ochsen, Schafen, beweisen, daß sie sich nach der Verschiedenheit des Klima karakterisiren, wenn die Sache eines weitern Beweises bedürfte.

Eben

Eben so unrecht hat der Herr Hauptmann, wenn er sagt, die Religion sei in ganz Italien einerlei. Die Rede ist hier nicht von dem Schulsistem der Religion, welches in der ganzen katholischen Welt einerlei ist, sondern von den praktischen Begriffen, den sich die Völker von der Religion machen. Der Aberglaube, der Enthusiasmus, und die Unwissenheit, die sich in die Ausübung der Religion mischen, sind nicht überall gleich groß. In einigen Staaten ist die Geistlichkeit mehr aufgeklärt und der weltlichen Macht mehr untergeordnet, der Lehrstand dem fürstlichen Regiment günstiger, die Inquisizion kraftloser, als in anderen.

Auch ist die Sprache, in so fern sie ein Zeuge des sittlichen Karakters der Bewohner sein kann, nichts weniger, als einerlei. Die verschiedenen Mundarten, deren einige von der allgemeinen Sprache so weit abweichen, daß man sie fast gar nicht verstehet, liefern einem Philosophen einen reichen Stof zu Betrachtungen. Die Aussprache und fremden Wörter, womit sie vermischt sind, zeugen entweder von einem langen Umgange mit fremden Völkern, oder von ihrer Abstammung von denselben. Die größere oder geringere Regelmäßigkeit dient zum Beweise ihrer Nazionallitteratur. Die Redensarten und Sprüchwörter schildern ihre Denkart und Aufklärung. Die Mundarten der Toskaner und Römer nähern sich der etruskischen und lateinischen Sprache, die savoiardische und piemontesische der französischen, die lombardische der französischen und longobardischen, die neapolitanische und kalabresische der griechischen und sarazenischen, die venezianische der griechischen. Solten wol diese Völker nichts von der Denkart, von den Sitten und Gebräuchen der Nazionen, deren Sprache sie nicht ganz verleugnen können, beibehalten haben? Von den Toskanern glaube ich wenigstens, daß sie den übertriebenen Ausdruck in den bildenden Künsten, ihren Hang zum Wettrennen, zum Wunderba-

derbaren und Ernsthaften, von ihren Stammvätern, den Etruskern, geerbt haben; und wer weis, ob nicht die pathetischen Gestikulationen der Sizilianer und Neapolitaner sarazenisch, die Gutherzigkeit der Lombarden gallisch und longobardisch sind?

Ich sehe daher nicht ein, wie der Herr Verfasser die Verschiedenheit des Karakters der Völker Italiens einzig und allein aus den verschiedenen Regierungsformen herleiten könne, und noch viel weniger begreife ich seine Dreistigkeit, mit welcher er sowol die Regierungen, als die Völker tadelt, nachdem er selbst auf der ersten Seite eingestanden hat, nur durch einen langen Aufenthalt könne der Reisende das Karakteristische der Bewohner eines jeden Staats kennen lernen, das jederzeit aus der Art der Regierung und den Gesezen entspringe. Hätte er anstatt ganz Italien binnen fünf Jahren zweimal zu besuchen, sich ganzer fünf Jahre in einem einzigen Staate aufgehalten, so würde er sich kaum rühmen können, desselben Regierungsart und Geseze, samt ihren Quellen, ganz erschöpft und sie mit den Sitten und Gebräuchen der Bewohner verglichen zu haben. Wie viel weniger konte er sich unterfangen, von den Regierungsarten und Gesezen aller Staaten und dem hieraus entstehenden Karakter aller Völker Italiens, die so sehr unterschieden sind, in einem so decidirenden Ton zu sprechen?

II. Die in allem so sehr unterschiedenen Regierungen kamen doch in diesem einzigen Punkt von jeher überein, das Volk in Dürftigkeit und Unwissenheit zu erhalten, und ist bis jezt daselbst nichts seltener gewesen, als weise Geseze, Seite 2.

Der Herr Verfasser sage mir nur einen einzigen Staat in Italien, dessen Regierung von jeher den so barbarischen, als ihrer eigenen Wohlfahrt widersprechenden

Endzweck gehabt habe, das Volk in Dürftigkeit zu erhalten. Es war freilich auch eine Zeit in Italien, wie in ganz Europa, da die Barbarei allen Begrif vom allgemeinen Wohl ausgelöscht hatte. Der Landmann samt seinem Weibe und Kindern an die Landgüter gebunden, war Sklave der kaiserlichen Lehenträger, und zwischen ihm und dem Viehe war kein Unterschied. Das ganze Land war mit adlichen Raubnestern besezt, denen sich niemand nähern konte, ohne Gefahr geplündert zu werden. In den Städten, welche unter dem Joche kaiserlicher Richter und Statthalter seufzten, gab es zwar Leute, die ihre Freiheit mit Geld erkauft hatten, dieselbe aber Schulden wegen leicht wieder verloren. Der Bauer vermoderte in seiner schlechten Hütte in sumpfigen Ebenen und Gründen, und wer zwischen den hohen Mauern und Thürmen der Schlösser und Kastellen wohnte, war zwar vor äussern Feinden gesichert, wurde aber von den übeln Ausdünstungen der tiefen Wassergraben und morastigen Gegenden, die sie umgaben, vergiftet.

Die Tirannei der Baronen, Grafen, Viskonten und Reichsvikarien erschöpfte endlich die Geduld der Städte, und zwang sie, dem Beispiel der durch den Handel bereicherten Seestädte Venedig, Pisa, und Genua, die sich in Freiheit gesezt hatten, zu folgen. Sie zerbrachen die Ketten der Tirannen, und versicherten ihre Freiheit in den Jahren 1167, 1183 durch allgemeine Verbindungen. Das XII. Jahrhundert war die lezte Epoche jener unterdrückenden Sklaverei der Italiener, die von der Regierungsform abhing. Seitdem regierte das Volk in den Städten, und ob es gleich in immerwährender Zwietracht lebte, und bald dieser bald jener unter demselben die Oberhand gewan, so stand doch eigentlich die Wahl in seinen Händen. Die Geseze und Verordnungen, die seitdem im Namen und zum Besten der Völker abgefaßt wurden, und nicht nur die Freiheit, sondern auch die Einführung und Beförde-

rung

rung der Künste, des Ackerbaues, des Handels zur Absicht hatten, liegen in den Werken des Muratori und Archiven der Städte aller Welt vor Augen. Daß sie nicht die Unterdrückung und Dürftigkeit des Volks zur Absicht hatten, und sehr weise waren, hat die Folge bewiesen. Sie verwüsteten die Schlösser des tirannischen Adels, und zwangen die Edelleute nicht nur in die Städte zu ziehen, sondern auch an dem Wohl derselben Theil zu nehmen, indem sie dieselben von allen Ehrenstellen und Ansprüchen auf Würde und Vorzug ausschlossen, wenn sie sich nicht in eine oder die andere der Innungen des Volkes einschreiben ließen. Man grub Kanäle, das Wasser der Flüsse auf die Wiesen des Landmanns zu leiten, und die Landwirthschaft zu verbessern. Man brachte die Flüsse, die einen großen Theil Italiens in Sümpfe und Moräste verwandelt hatten, in Schranken, und errichtete eigene Magistrate, die Ueberschwemmungen zu verhüten. Man berufte die Humiliaten in die Städte, das Volk die Wollenweberei zu lehren; man errichtete Tuch- und Seidenmanufakturen. Die Geseze, welche zu derselben Beförderung vorgeschrieben wurden, waren so wirksam, daß ihre wollenen Tücher und Seidenzeuge in der ganzen damals bekanten Welt gesucht wurden. Sie erfanden den Geldwechsel, und die kaufmännische Buchhaltung, und schlugen Goldmünzen, wonach sich der allgemeine Münzfuß in ganz Europa bildete. Sie bemeisterten sich des Handels der ganzen Welt, und behaupteten ihn bis ins XVI. Jahrhundert. Die Geseze, die sie zur Beförderung der Manufakturen und des Handels vorschrieben, waren ihnen so heilig, daß sie auch mitten in den blutigsten Kriegen beobachtet wurden. Die Bürger zu schonen, wurden fremde Truppen in Sold genommen, und da dieselben gefährlich zu werden anfingen, vertheilten sie die Kriegsdienste dermaßen, daß der arbeitende Theil der Zünfte nicht gestört wurde.

Unter

Unter den Tirannen sogar, welche von ihren erworbenen Reichthümern unterstüzt, sich Wechselsweise zu Oberhäuptern der Republiken aufwarfen, ist keiner bekant, der die Absicht gehabt habe, die Quellen der Nahrung und der Reichthümer dem Volke zu verstopfen. Einige von ihnen gelangten zwar endlich zur beständigen Herrschaft der Städte, und vertilgten die republikanische Freiheit; aber keiner von diesen faßte den grausamen Vorsaz, das Volk in Dürftigkeit zu bringen, oder darin zu erhalten; und wenn die reichsten Familien ihren ehemaligen Glanz verloren haben, so ist dieses nicht den unterdrückenden Regierungen und schlechten Gesezen, sondern der allgemeinen Wendung des Handels seit dem Ende des XVI. Jahrhunderts zuzuschreiben. Florenz hat nie schöner geblüht, als unter der monarchischen Regierung der ersten Großherzoge des mediceischen Hauses. Unter ihnen stiegen Handel und Manufakturen auf eine viel höhere Stufe, als sie in den blühendsten Zeiten der Republik waren. Sie verbreiteten die Wollenweberei, die sonst nur der Hauptstadt eigen war, durch ganz Toskana aus, beförderten den Seidenbau durch eigenes Beispiel und Geseze, vermehrten die Manufakturen und Fabriken, verschwendeten Millionen, die morastigen Gegenden am Meer auszutroknen, und den Ackerbau zu vermehren, halfen der verfallenen Stadt Pisa nach allen Kräften wieder auf, baueten Livorno, verbesserten den Hafen, erklärten ihn für frei, zogen die Schiffahrt aller Nazionen dahin, errichteten eine ansehnliche Marine, theils die Kauffartheischiffe ihrer Unterthanen wider die Seeräuber zu beschüzen, theils auch ihre Produkte auf eigenen Schiffen fremden Nazionen, sogar nach Amerika, Afrika und Asien, zuzuführen. Ich bringe keinen Saz vor, den ich nicht durch archivische Urkunden zu beweisen im Stande bin, um aller Welt vor Augen zu legen, wie falsch und unbesonnen es sei, behaupten zu wollen, alle

Regierungen Italiens seien von jeher darin übereingekommen, das Volk in Dürftigkeit zu erhalten. Alle Geschichtbücher von den fürstlichen Häusern und Republiken Italiens beweisen vielmehr, daß das Volk jederzeit die Braut war, um welche diejenigen buhlten, die nach der Oberherrschaft trachteten, und wenn sie diese erlangt hatten, nur ihre Mitwerber das Ziel ihrer Verfolgungen waren. Sie würden sich selbst die Mittel, ihre Herrschaft gegen innere und äussere Feinde zu vertheidigen, aus den Händen gerissen haben, wenn sie die Kräfte des Volks bis zur Dürftigkeit erschöpft hätten.

Das Einzige, was man einigen Fürsten Italiens im Anfange ihrer Erhebung zur Last legen könte, wäre dieses, daß sie die Familien, die sich ihrer Herrschaft hartnäckig widersezten, allzuhart verfolgten, wodurch ganz Italien mit Landesverwiesenen und Banditen angefüllt wurde; und daß Einige von ihnen, z. B. die Großherzoge von Toskana, mit Getraide, Wein und Oel den Alleinhandel führten, wodurch die Unterthanen gezwungen wurden, ihre Landesprodukte in die fürstlichen Magazine zu verkaufen. Betrachtet man aber, wie unversöhnlich und mächtig die Feinde der monarchischen Regierung waren, so kann man es den damaligen Fürsten, die auf ihrem Throne noch nicht befestiget waren, nicht verdenken, wenn sie auf die gänzliche Vertilgung derselben bedacht waren. Die ausgetretenen und landesverwiesenen Bürger verschmähten alle Vorschläge zur Versöhnung mit ihren Fürsten. Sie rotteten sich unter reichen Oberhäuptern, die durch feindlich gesinte Fürsten und Könige unterstüzt wurden, in mächtigen Heeren zusammen, und erkühnten sich, die Fürsten ihres Vaterlandes nicht nur öffentlich zu bekriegen, sondern auch durch heimliche Nachstellungen ihnen und den friedlich gesinten Mitbürgern nach dem Leben zu trachten. Was aber den Alleinhandel der Fürsten mit den natürlichen Produkten anbelangt, so

so war dieser zwar kein schickliches Mittel, den Ackerbau zu befördern, doch erfoderten ihn die Umstände damaliger Zeiten unumgänglich. Ganz Italien ausser der Lombardie, war seit einigen Jahrhunderten gewohnt, seine Lebensbedürfnisse mehr vom Handel, als vom Ackerbau zu erwarten. Sie verließen sich auf die Zufuhre der Genueser, Venezianer, Pisaner und anderer Seefahrender Völker, die sie aus Frankreich, Sardinien, Sicilien und von der afrikanischen Küste herbei führten. Weil oft Theurung und Hungersnoth hieraus entstanden, erkante man endlich die Nothwendigkeit, den Ackerbau mit vereinten Kräften zu betreiben. Die Fürsten, die zum ruhigen Besiz ihrer Herrschaft gelanget waren, ruften ihre auswärts handelnden Bürger zurück in ihr Vaterland, ihre erworbenen Schäze auf Landgüther zu verwenden, und giengen ihnen hierin mit eigenem Beispiel vor. Es waren aber die Landgüther durch die Kriege einiger Jahrhunderte so verwildert, daß man unter Kosmus I. in der Nachbarschaft von Florenz vor Wölfen nicht sicher war. Viele Gegenden waren noch mit Sümpfen bedeckt. Die Menschen waren in Städten eingeschlossen, und es fehlte an Händen, das Land anzubauen. Ein Menschenalter war nicht hinreichend, den Ackerbau zur Blüthe zu bringen. Bey solchen Umständen war es eine wahre Wohlthat für das menschliche Geschlecht, daß die Fürsten mit einer Hand die mangelnden Lebensbedürfnisse herbeischaften, und mit der anderen, so viel es sich thun ließe, den Ackerbau beförderten. Vergleicht man dasjenige, was seitdem in Italien überhaupt im Ackerbau geschehen ist, mit den vormaligen schlechten Umständen, und den immerwährenden Hindernissen, z. B. Kriegen, Hunger und Pest, Verwüstungen und Gelderpressungen der Spanier, Franzosen und Deutschen, Ueberschwemmungen der Flüsse, denen Italien mehr, als viele andere Länder unterworfen ist, so

wird

wird man finden, daß man verhältnißmäßig in den meisten italienischen Staaten mehr als anderswo gethan hat.

Uebrigens kenne ich kein Land, wo bis auf den heutigen Tag für die Erhaltung der Menschheit mehr gesorgt wird, als in Italien. Es ist hier keine Stadt ohne wohlbemittelte Hospitäler zur Verpflegung der Fremden, der Armen, der Kranken und Findelkinder, und zur Aufnahme schwangerer Weiber, welche die öffentliche Schande zwingt, ihre Entbindung zu verbergen; wodurch der in Deutschland so sehr übliche Kindermord verhütet wird. Die öffentlichen Anstalten, die man in allen Staaten Italiens antrift, die Landstraßen in gutem Stande zu erhalten, die Flüße in ihren Schranken einzuschließen, sumpfige Gegenden urbar zu machen, finden unter wenigen Nazionen ihres gleichen. Was hat nicht außer dem die neue Landstraße von Modena nach Toskana den zween regierenden Fürsten gekostet? Wie viele Millionen verwenden nicht der itzt regierende Pabst auf die Austrocknung der pomptinischen Sümpfe, und der Großherzog auf die Wiederherstellung der Maremma? Die Venezianer auf Dämme wider den Po, wider die Etsch, und das adriatische Meer? Die Bologneser auf die Einschränkung des Reno? Sind das Beweise von Regierungen, welche die Dürftigkeit der Völker zum Endzweck haben? War es nicht Weisheit und Güte, womit die Venezianer in unsern Tagen die Gemeinheiten der Fluren und Triften im ganzen Friaul aufhoben? Oder kann wohl der Herr von Archenholz die weisen Geseze, welche Viktor Amadäus, die Bologneser, Lukkeser, und die Großherzoge von Toskana bis auf den heutigen Tag zur Beförderung des Seidenbaues, der so viele Millionen Menschen ernährt, für Beweise schlechter Gesezgeber, und sorgenloser Regierungen ansehen?

Daher hat man die Absicht, das Volk in Unwissenheit zu erhalten, nur der päbstlichen Religion Schuld gege-

gegeben. Herr von Archenholz bürdet sie auch den weltlichen Regierungen Italiens auf, und zwar von jeher. Ich glaube nicht, daß er selbst weis, was er hiermit sagen will. Verübelt er es etwa den Fürsten Italiens, daß sie nicht solche Aufklärungen einführen, welche der herschenden Religion widersprechen, so verlangt er etwas Unmögliches, weil sie sich selbst nicht weniger als ihre Räthe und Unterthanen dazu bekennen. Ist aber die Rede von abergläubischen Meinungen und Gebräuchen, die nicht wesentlich in die päbstliche Religion verwebt sind, und in das politische Wohl des Staats keinen Einfluß haben, so überlassen sie die Abschaffung derselben den Bischöfen. Was der öffentlichen Wohlfahrt schädlich ist, wird nach dem Maße, als man anfängt, es von dem Wesen der Religion zu unterscheiden, allmählig abgeschaft. Würde es früher geschehen sein, so würden die Fürsten die allgemeine Ruhe, und mancher sein Leben auf das Spiel gesezt haben. Spricht der Herr Verfasser von Aufklärung durch Künste und Wissenschaften, so muß er sowohl in der Geschichte der Gelehrsamkeit, als auf seinen Reisen vor den vielen Stiftungen und öffentlichen Anstalten, welche von jeher bis auf den heutigen Tag von Fürsten und Regierungen zur Beförderung der Künste und Wissenschaften geschehen sind, beide Augen verschlossen haben. Soll es etwa nur der niedrige Pöbel sein, welchen die Regierungen von jeher in Unwissenheit erhalten haben, so mögte ich ein anderes Land auf der Welt kennen, wo der Pöbel aufgeklärt ist, oder wo es thunlich und nüzlich wäre, ihn über gewisse Schranken aufzuklären. Wenn die Sorgfalt der Obrigkeit sich so weit über den gemeinen Mann erstreckt, daß öffentliche Schulen vorhanden sind, worin er in der Religion, und in den Pflichten des gesellschaftlichen Lebens Unterricht erhalten kan, so hat sie das Ihrige gethan. Außer den finstern

Jahrhunderten, da alles in Europa blind war, hat es nie in Italien an solchen Schulen gefehlt.

Es läßt sich aber der Grad der Aufklärung des gemeinen Volks nicht durch die Menge der Schulen bestimmen. Die Kinder des gemeinen Mannes können nur eine kurze Zeit dieser öffentlichen Wohlthat genießen. Ich will dem Herrn von Archenholz den wahren Maasstab der allgemeinen Aufklärung eines Volks in die Hand geben. Er untersuche ihre Sprache. Ist sie so reich, daß sie alle Gegenstände der menschlichen Kentnisse, alle Schattirungen der Ideen, alle mögliche Richtungen und Wendungen der menschlichen Affekte durch eigene Worte und Redensarten ausdrücken kan; sind alle Ideen eines Volks anschauend; sind alle Pflichten des gesellschaftlichen Lebens eines jeden Standes und Berufs in Sprichwörtern und Bildern vorhanden; sind diese so voll Ausdruck, Wiz, und Lebhaftigkeit, so deutlich, und kurz, daß sie in das Herz und Gedächtniß eines jeden Menschen leicht eindringen, so kan der Herr Hauptmann versichert sein, daß ein solches Volk so aufgeklärt ist, als man es vernünftiger Weise wünschen kan. Daß diese Eigenschaften der italienischen Sprache in einem viel höheren Grade, als anderen Europäischen, zukommen, davon kan er sich durch das reiche Wörterbuch der florentinischen Akademie della Crusca, und durch viele andere Bücher, die theils von den allgemeinen Sprichwörtern und Redensarten Italiens, theils von jenen besonderer Provinzen handeln, überzeugen. Er vergleiche sie mit jenen anderer europäischen Nationen, und er wird gar bald gewahr werden, daß sie dieselben an Wiz, Feinheit des Geistes, an Scharfsinn, Klugheit, Welt- und Naturkentniß weit übertreffen. Kein Land in Europa erzeuget seit vielen Jahrhunderten so vielerlei natürliche und künstliche Produkte, hat so viel natürliche und politische Veränderungen erfahren, und ist so häufig von allen zivilisirten

sirten Völkern besucht worden, und ist so lange Zeit mit fremden Produkten aller Arten bekant gewesen als Italien. Die Völker desselben haben sich durch alle Klassen des Glüks und Unglüks vom Sklavenstande bis zur obersten Herrschaft empor geschwungen, Jahrhunderte mit Gewalt und Klugheit wider monarchische Eingriffe gekämpft, und was in der Natur und Geschichte schön und erhaben ist, durch die Kunst in reizenden Bildern nachgeahmt, vor Augen gehabt. Daher ist es kein Wunder daß ihre Sprache so reich, daß ihre Sprichwörter und Redensarten aus allen Reichen der Natur und Kunst genommen, und Kernsprüche der Kentniß des menschlichen Herzens, der Sittenlehre und Politik sind. Jemehr der gemeine Mann seine Sprache kent, (und diese kent er oft besser als der Gelehrte) desto aufgeklärter ist er. Hätte der Herr von Archenholz das Glück gehabt, sich auf einem florentinischen Landgute einige Zeit aufzuhalten, und sich das Vergnügen gemacht, den Bauer bei seiner Arbeit zu überraschen, und sich in ein Gespräche mit ihm einzulassen, oder wie der berühmte Lami zu thun gewohnt war, sich zu Florenz auf den Marktpläzen unter die Käufer und Verkäufer gemischt, so würde er Wunder einer Volksaufklärung entdekt haben.

Hierdurch liegt auch schon ziemlich offenbar am Tage, daß die Unwissenheit aller Stände in Italien so groß nicht sein kan, als der Herr Verf. vorgiebt, da er auf der vierten Seite sagt:

III. **Die Unwissenheit ist hier das Attribut aller Stände ohne Ausnahme.**

Es ist hier schwer zu errathen, was der Herr Verfasser unter der Unwissenheit aller Stände verstehe. Weil er gleich darauf von Schulen, Universitäten rc. spricht, so kan ich nichts anders vermuthen, als daß er von allen Ständen eine Art von Gelehrsamkeit fodere,

 die

die sich weiter erstreckt, als die Kentnisse und Geschicklichkeit, die einem jeden obliegen, die Pflichten seines Standes zu erfüllen, z. B. daß etwa der Handwerksmann und Bürger ein politischer Kannengiesser sei, daß das Frauenzimmer mit den Werken der empfindsamen und schönen Geister, ein jeder Kriegsmann, Jurist, Staatskluger, Weltgeistlicher, Mönch, Gelehrter mit einheimischer und fremder Litteratur von jedem Fache, oder mit hundert tausend Namen fremder und inländischer Schriftsteller, und den Titeln ihrer Werke, wie in Deutschland Mode ist, das Gehirn verwirre. Dieser gelehrte Luxus, oder vielmehr diese lächerliche Thorheit, welche in unserem lieben Deutschlande so vielen Menschen aller Stände den Kopf schwindeln macht, ist in Italien, vielleicht aus Mangel der Lesegesellschaften, noch nicht in alle Klassen der Menschen tief eingedrungen. Niemand darf sich hier schämen, zu ignoriren, was nicht zu seinem Stande gehört. Hingegen verlangt man von einem jeden eine vollkommenste Kentniß der Kunst und Wissenschaft, der er sich öffentlich widmet. Der Staatsmann, der Theologe, der Geschichtschreiber, der Naturforscher, der Arzt, der Jurist, prahlen nur alzusehr in ihren Schriften mit fremder und inländischer Litteratur ihrer Fächer; des Zitirens ist kein Ende. Ihre Bibliotheken strozen von Ueberfluß an Büchern ihrer Profession. Herr von Archenholz muß sich entweder um diese Männer, woran es nirgends fehlt, nicht bekümmert, oder sie nach einem falschen, aus Deutschland mitgebrachtem Masstab gemessen haben. Das Wahrscheinlichste ist, daß er ihrer wenige gesprochen, geschweige denn auf die Probe gestellt habe. In Italien ist es nicht Sitte, die Gelehrten, aus dem Grunde, weil sie gelehrt sind, in ihren Wohnungen zu besuchen, es wäre denn daß es wegen ihrer Naturalien = oder Kunstsammlungen geschähe, oder jemand an sie empfohlen wäre. Diejenigen, die den Umgang der Fremden su-

chen,

chen, sind entweder bettelnde Ciceroni oder Müßiggänger, nach welchen man die Nation nicht beurtheilen darf. Weil er die vorgegebene überausgroße Unwissenheit der Trägheit und Armuth zuschreibt, so hat er ohne Zweifel sein Urtheil auf den vorhin genannten Auswurf der Nazion gegründet.

Daß es aber auch in allen Ständen Italiens eine Menge Menschen gebe, die nebst den Kentnissen ihres Berufs sich auch um andre Künste und Wissenschaften bekümmern, davon könnte ich ihn durch ein langes Verzeichniß mir bekanter Personen beiderlei Geschlechts, und aus allen Ständen überzeugen. Nur muß er nicht fodern, daß sie alle die Kentnisse besizen, die er auf seinen deutschen Masstab eingekerbt hat. Eine jede Nazion hat ihre Mode- oder Lieblingsstudien, womit sie sich nebst jenen, die ihr Stand erfodert, aus Vergnügen und Ehrbegierde beschäftiget. Hätte er Natur- und Vaterlandsgeschichte, Kentniß der Alterthümer und bildender Künste, mathematische und phisikalische Wissenschaften, Kentniß der Nazionaldichter gesucht, er würde sie in allen Ständen, wenn er sie sonst alle zu erforschen Lust und Gelegenheit hatte, angetroffen haben. Was ich von der Gelehrsamkeit Italiens noch in der Folge sagen werde, wird dieses unwidersprechlich beweisen; da eine Menge von Gelehrten vorkommen wird, welche nebst den Wissenschaften ihres Berufs sich auch durch andere rühmlich ausgezeichnet haben.

IV. Ihre Schulen, fährt er fort, Universitäten und Akademien sind eine wahre Satire auf Gelehrsamkeit, Wissenschaften und Künste.

Hat denn wol Herr von Archenholz die Domschulen einer jeden Stadt, die Gymnasien der ehemaligen Jesuiten, der Piaristen und der Barnabiten, die bischöflichen

lichen Seminarien, die klösterlichen Studien durchaus so genau untersucht, als es nöthig war, so entscheidend, geschweige denn, so schimpflich davon zu urtheilen? Er kan sicher glauben, daß ich die Schulen eines guten Theils von Italien besser kenne, als er. Ich habe nicht nur selbst zu Perugia und Florenz in den Generalstudien der Augustiner mit jungen Leuten aus allen Provinzen Italiens in meiner Jugend studiert, sondern bin ihnen auch zu Florenz zehen Jahr als Lehrer und Regens vorgesetzt gewesen, und kan auf meine Ehre versichern, daß ich viele Schüler und Mitschüler gehabt habe, die es in Humanioribus, besonders im Stil der lateinischen und ihrer Muttersprache sehr weit gebracht hatten. Ich könte hier ein langes Verzeichniß noch lebender Mönche aller Orden der Welt vor Augen legen, aus deren Lippen eine wunderbare Beredsamkeit in lateinischer Sprache strömte, nicht nur in täglichen Zirkeln und Disputationen, sondern auch wenn sie ohne Vorbereitung von Gegenständen der Philosophie und Theologie zu sprechen veranlaßt wurden. Wo finden sich in Frankreich, England und Deutschland in lateinischer Sprache bessere Reden als des Facciolati, bessere Briefe und Geschichtbücher als der zween Bonamici, bessere Biographien als des Fabbroni, schönere Verse als der Satiren des Lami, ächtere Uebersezungen, als des Homers und der Theokritischen Idillen des Zamagna, zierlichere Lehrbücher als des Genovesi? Das sind Männer unseres Zeitalters, die zum Theil noch leben, unserm Herrn Verfasser aber so unbekant sein müssen, als die berühmten Schulmänner, Poretti, dessen überall in Italien eingeführte Grammatik nicht leicht ihres gleichen hat, Salvini, Angelo Ricci, Politi, die von ihrer großen Kentniß der griechischen Litteratur, viele überzeigende Proben an den Tag gelegt haben. Ich nenne nur die Schulmänner unseres Zeitalters, deren Werke auch in Deutschland bekant sind.

So

So wenig als die Schulen, worin sich diese Männer bildeten, oder denen sie vorstanden, Satiren von Schulen sein konten, so wenig kommt dieser an sich selbst unschickliche Lieblingsausdruck den Universitäten Italiens zu. Ich leugne zwar nicht, was von ihm mit gutem Grunde getadelt werden konnte, daß der öffentlichen Vorlesungen allzu wenig, und diese allzu kurz sind; doch wird dieser Mangel durch die Privatkollegien reichlich ersetzt. Man lehrt hier alle Wissenschaften der vier gewöhnlichen Fakultäten, die politische- Kirchen- und Naturgeschichte, und alle mathematischen Wissenschaften. Man ist hier mit öffentlichen Bibliotheken, mit phisischen, mathematischen, und astronomischen Instrumenten, mit Sternwarten, mit botanischen Gärten, mit Kunst- und Naturaliensammlungen, mit Krankenhospitälern, mit anatomischen Theatern, und zwar in den meisten viel reichlicher als in Deutschland versehen. Diese Hülfsmittel, die Wissenschaften in ihrer ganzen Vollkommenheit zu lernen, sind von den Fürsten nicht etwa zur Schau oder zu einem Blendwerk mit großen Unkosten angeschaft worden. Es fehlt nicht an geschickten Lehrern und fleißigen Schülern, welche dieselben zu benuzen wissen. In unserem Jahrhundert lehrte zu Pisa Noris die schwersten Knoten der Zeitrechnung und Weltgeschichte durch Münzen und andere Alterthümer auflösen. Ihm folgten Thomas Monilia, und Berti, der fürchterliche Antagonist der Molinisten, in der Lehre der Kirchengeschichte. Guido Grandi und Corsini lehrten die Mathematik, Micheli, die Botanik, Bandiera, und die berühmten Staatsminister Tanucci und Pompeo Neri die Jurisprudenz. Anton Cocchi und Nicolaus Gualtieri die Arzneiwissenschaft, Alexander Politi die griechische Litteratur, und zu meiner Zeit lehrten daselbst mit vielem Ruhm Leopold Guadagni und Maccioni die bürgerlichen Rechte, Lampredi, ein Mann von ausgebreiteter Kentniß, das Ius canoni-

 cum

cum, das Natur und Staatsrecht, Christoph Sarti, die Philosophie, Adami, ein Mann von großer Belesenheit, den alle Reisebeschreiber rühmen, die Kirchengeschichte, Slopp die Astronomie, Alphons Guadagni die Experimentalphisik, Brogiani die Arzneiwissenschaft und Anatomie, Tilli die Naturgeschichte, und noch zu den Zeiten der ersten Reise unseres Herrn von Archenholz Frisio die mathematischen Wissenschaften. Eins der ersten Lichter in Europa, dessen Werke mehrmalen in Italien aufgelegt, zum Theil auch ausser Italien gedruckt, in Frankreich übersetzt, und zum Theil als Preisschriften den Akten der Akademien zu Petersburg und Harlem einverleibt worden sind. Ich will der vielen vortreflichen Schüler, die sich unter diesen Lehrern zu Pisa gebildet haben, und mir persönlich bekant sind, hier nicht gedenken. Unter ihnen sind Fontana, Targioni. Manetti.

Alle diese Lehrer und Schüler haben sich durch Schriften berühmt gemacht, die sie weit über den hämischen Tadel unseres Herrn Verf. erheben, und sind schon hinreichend, zu beweisen, daß nicht alle Universitäten Italiens wahre Satiren von Universitäten sind. Ich will jedoch die Unwissenheit, die sich in einem so großsprecherischen Ton zum Richter der Schulen und Universitäten aufwirft, noch weiter aufdecken. Auf der Universität zu Bologna blüheten damals die zween Zanotti, deren Schriften auch ausser Italien bekant sind, und wovon der Eine Oberaufseher über das von ihm so sehr herabgesetzte Institut ist, die berühmte Laura Bassi, der große Mathematiker und Naturforscher Monti, der P. Martini, Urheber der ersten gegründeten Geschichte der Tonkunst, die beiden Taruffi, von welchen Einer ihn überzeugt haben würde, daß es auch Italiener giebt, die sich um die englische Sprache und Litteratur bekümmern. Ehe er die Mutter aller Universitäten, wo sich seit vielen Jahrhunderten unzählige große Männer,

auch

auch fremder Nazionen, gebildet haben beschimpfte, håtte er sich von ihr und dem Werthe ihrer Lehrer auf das genaueste erkundigen sollen. Er beträgt sich aber nicht anders als Einer, der aus Haß oder Neid gegen einen geschickten Maler, die schönsten Theile seines Gemäldes mit einer Hand zudeckt, und mit der andern vor einer Menge Zuschauer nur auf solche Figuren weiset, die außer der Verbindung mit dem Ganzen lächerlich, oder ohne Zweck und Handlung zu sein scheinen. Er beschreibt Padua, wie den verächtlichsten Ort von der Welt, und deckt das Vorzüglichste dieser ansehnlichen Stadt mit einer eisernen Hand zu. Weil er im ersten Abschnitt einmal entschieden hatte, alle Universitäten Italiens wären eine wahre Satire dessen, was sie sein solten, so durfte er auch hier weder von den zur Beförderung der Gelehrsamkeit getroffenen Anstalten und Stiftungen, noch von den Verdiensten der öffentlichen Lehrer rühmliche Meldung thun. Er mußte die berühmten Männer Morgagni, Toleni, Vallisnieri, Lazzarini, Burghi, Bacchini, welche noch in unserem Zeitalter dieser Universität Ehre gemacht haben, und die daselbst noch blühenden Lehrer, z. B. einen Toaldo, den ersten Stifter einer sistematischen Meteorologie, den vortreflichen Botaniker Marsili, einen Carmeli und Mastrega entweder mit Stillschweigen übergehen, oder beweisen, daß ihre Schriften wahre Satiren der Gelehrsamkeit sind. Er hat sich aber wahrscheinlicher Weise um diese Gelehrten eben so wenig bekümmert, als um die bei den hohen Schulen zu Pavia, Meiland, und Turin. In der ersten würde er die großen Naturforscher Fontana, Bruder des Großherzoglichen Phisikers, Barletti, Spallanzani, den durch seine Lezioni d'Eloquenza berühmten Teodor Villa, den vortreflichen Rechtsgelehrten Johann Silva, in der Zweiten den dahin

 beru-

berufenen Frisio, den Ritter Landriani, dessen Verdienst um die Naturlehre allen denen bekant sein muß, die sich dieser Wissenschaft widmen, und den durch die Naturgeschichte eben so berühmten Ermenegildo Pini, in der Dritten, den P. Beccaria, der sich um die Aufklärung in der Naturlehre, besonders um die Elektrizität, nicht viel weniger als Franklin verdient gemacht hat, den geschikten Anatomiker Franz Cigna, einen Denina, dessen Geschichtbücher auch ins Deutsche übersetzt worden sind, und noch andere geschickte Lehrer, samt andern vortreflichen Hülfsmitteln, die Gelehrsamkeit aller Art zu befördern, bewundert haben.

Was die unzähligen Akademien Italiens anbelangt, so gestehe ich gern, daß die meisten derselben wenig zur Beförderung der Gelehrsamkeit beitragen. Sie waren zwar anfänglich alle hierzu bestimmt, es sind aber die meisten in Schaupläze und Versammlungen litterarischer Eitelkeit verwandelt worden. Doch sind auch die schlechtesten nicht ganz ohne Nuzen. Mancher Edelmann und reicher Bürger, dessen Talent sonst im Müßiggange ersticken würde, wird hierdurch veranlaßt, sich mit der Dichtkunst, oder einem andern Fache der Gelehrsamkeit zu beschäftigen. Es giebt aber auch wohlgeordnete und nüzliche Akademien in Italien, z. B. des Akerbaues zu Florenz, der Wissenschaften zu Mantua, Verona, Turin, Roveredo, und die zu Neapel und Parma, wo zur Verbesserung der Schauspielkunst die besten eingesandten Werke den Preis erhalten. Die Schriften, welche in diesen Akademien bisher gekrönt worden sind, und die jährlichen Aufgaben, liegen aller Welt gedruckt vor Augen. Wozu nun die verächterische Prahlerei?

V. Sie

V. Sie vegetiren immerfort, und sinken eben so sehr zurück, als andre Nazionen sich vorwärts arbeiten.

In welchem Fache der Gelehrsamkeit arbeiten sich denn andere Nazionen wirklich vorwärts, worin die Italiener den Krebsgang gehen? Nach meiner geringen Einsicht kenne ich im Reiche der Wissenschaften Keins als die weiten Felder der Naturlehre, und Naturgeschichte, worin wirklich fortgeschritten werde; und fordere den Herrn von Archenholz auf, mir, auch nur ein einziges Fach anzuzeigen, worin die Italiener zurück sind. Ich beziehe mich auf die gedruckten Schriften des Redi, Marsili, Micheli, der zween Piaristen Beccaria und Fontana, della Torre, Frisio, Ximenes, Lecchi, Riccati, Spallanzani, Volta, Toaldo, Cavallo, des Großherzoglichen Phisikers Fontana, Pini, Arduino, Landriani, Barletti, Baldassarri, Targioni, und auf die gekrönten Preisschriften der obengenanten Akademien. Wenn es sonst dem Herrn Verf. um Wahrheit zu thun ist, so werden ihn diese Werke bis zum Ueberfluß überzeugen, daß die Italiener andern Nazionen nicht um einen Schritt nachstehen, und ihnen sogar in manchen Stücken vorarbeiten.

VI. Armut und Trägheit der Italiener.

Der Herr Verfasser schreibt die außerordentliche Unwissenheit der Italiener ihrer Armut und Trägheit zu. Es ist eine ausgemachte Sache, daß Italien an Fruchtbarkeit und Mannichfaltigkeit natürlicher Produkte alle andere Länder von gleicher Größe in Europa übertreffe. Fast überall fruchtet der nämliche Acker, der mit Getraide besäet ist, zu nemlicher Zeit auch Wein, Oel und Obst. Die meisten der angebaueten Gegenden sind Hügel und Anhöhen von Bergen, wodurch die Oberfläche viel größer wird, als sie in einem ganz ebenen Lande von gleicher

Länge

Länge und Breite ist. Das Land hat nirgends gemeine Fluren, noch Triften, und die Bauernhöfe liegen nahe bei den mit Mauern und Zäunen umfaßten Landgütern. Diese Umstände machen, daß die Landbesizungen in Italien viel einträglicher sind, als anderswo. Ein kleiner Bezirk ernährt seinen Besizer und Bauer reichlich. Das Eigenthum ist zwischen dem Adel und der Bürgerschaft eingeschränkt, welche die Produkte mit dem Bauer für seine aufgewandte Kosten und Arbeit theilen. Beiden fehlt es nicht an Mitteln ihren Ueberfluß entweder in den vielen Städten, oder in den Seehäfen vortheilhaft abzusetzen. Es kan also in Italien kein Mangel an wohlhabenden und reichen Familien sein. Weil das Recht der Erstgeburt, und Fideicommissen unter dem Adel und dem ansehnlichsten Theile der Bürgerschaft überall eingeführt sind, so müssen sogar die meisten adlichen, und sehr viele bürgerliche Häuser in jeder Stadt ihrer ländlichen Besizungen wegen sehr wohlhabend sein, wenn man auch nicht in die Rechnung brächte, was durch den Handel, womit sich noch manches adliches Haus, und durchaus die Bürger beschäftigen, gewonnen wird. Zu Florenz z. B. wo nach der Aussage des Herrn Verfassers eine große Armut unter dem Adel herrschen soll, will ich ihm viel adliche Häuser bekant machen, die den reichsten Adel im nördlichen Deutschland an reinen Einkünften entweder übertreffen, oder wenigstens ihm gleich kommen. Die Häuser Riccardi, Strozzi-Forano und Salviati werden auf 80 bis 90,000 Skudi (40 bis 45,000 Dukaten) Revenüen, Rinoccini, Delci, Corsini auf 50,000, Corsi, Feroni, Bardi, auf 30,000, Serristori, Rinaldi und andere auf 20,000, mehrere auf 10,000 und sehr viele auf 5000 geschäzt. Ich weis daher nicht, wie Herr von Archenholz die Armut für die Ursache der vorgegebenen überausgroßen Unwissenheit aller Stände ansehen könne. In einem Lande, wo so viele Städte

sind,

sind, und wo nirgends Mangel an öffentlichen Schulen und Büchersammlungen ist, fehlt es auch den Armen nicht an Mitteln, gelehrt zu werden.

Was die Trägheit anbelangt, welche an der vorgegebenen allgemeinen Unwissenheit Theil haben soll, so zeigt auch hier der Herr Verfasser, daß er die Italiener nicht kennt. Die geschäftige Thätigkeit ist ein wesentlicher Zug ihres Karakters. Die Trägheit der Lombarden ist nur im Verhältniß gegen den Savojarden und Piemonteser auffallend. Uebrigens kommen alle Italiener darin überein, daß sie das Ziel, welches sie einmal sich vorgenommen haben, unabläßig verfolgen, und weder Mühe noch Kosten sparen, es zu erreichen. Wer sich irgend einem Fache der Gelehrsamkeit gewidmet, oder ein gelehrtes Werk unternommen hat, würde eher alles thun, als die dem Studieren geweihten Morgenstunden sich durch den Schlaf oder unnütze Besuche rauben lassen. Ich kenne ihrer viele, welche auch die kühlen Stunden der Nacht den Musen weihen. Die große Menge Poligraphen, von welchen ich nur den Bembo, Ludwig Dolce, Domenichi, Ruscelli, Sansovino, Torquato Tasso, Trissino, Varchi, Baronio, de Luca, Bellarmino, Rinaldi, Mittarelli, Orsi, Muratori, Apostolo Zeno, Maffei, Gori, Manni, Targioni, Tiraboschi, Berti nennen will, beweisen nichts weniger, als Trägheit der Nazion. Ich könte ein langes Verzeichniß mir bekanter Männer geistlichen und weltlichen Standes liefern, welche alle Stunden, die ihnen von den Geschäften ihres Berufs übrig sind, mit Lesen und Meditiren hinbringen. Hätte Herr von Archenholz das seltene Glück gehabt, mit dieser Klasse stiller Gelehrten, die außer der Warheit und nuzbaren Kentnissen nichts in den Büchern suchen, so würde er von der Gelehrsamkeit der Italiener ganz aus einem andern Tone gesprochen haben, es wäre denn,

denn, daß er sich gänzlich vorgenommen hätte, eine Schmähschrift über sie zu schreiben.

VII. Dieser sinkende Zustand ist selbst ihren besten Köpfen unbekant, da sie keine Kentniß der neuern Sprachen haben.

Herr von Archenholz gehet so weit in der Verhöhnung der Italienischen Nation, daß er ihr sogar alles Bewußtsein ihres sinkenden Zustandes abspricht. Ihr Zustand ist daher ohne Hofnung einer Besserung, wie jener eines Kranken, der den innern Brand nicht fühlt, und eines Wahnsinnigen, der sich für den vernünftigsten Menschen von der Welt hält. Da sie die Sprachen der Franzosen, Engländer und Deutschen nicht kennen, so fehlt es ihnen an dem einzigen Mittel, ihre Litteratur mit jener der gesagten drei Nationen zu vergleichen, und ihre Zurücksinkung wahr zu nehmen. Abermal ein Beweis, daß unser Herr Verfasser nicht die geringste Kentniß von dem Wissen der italienischen Nazion besizt. Denn was die französische Sprache betrift, so verstehen alle Italiener, die auch nur das Ansehen eines Gelehrten haben wollen, französische Bücher, ohne je einen Lehrer gehabt zu haben. Ihre Sprache hat mit der französischen so viel Aehnliches, daß wenn sie nur Dekliniren und Conjugiren gelernt haben, sie hierdurch schon in den Stand gesezt werden, den größten Theil der Bücher zu verstehen. Sie bekümmeren sich nicht um die richtige Aussprache, die ihnen sehr schwer fält, und vielen ist es eine leichte Sache, ein französisches Buch ohne Anstoß in italienischer Sprache vorzulesen, wie wenn es wirklich übersezt wäre. Es sind auch alle Buchladen mit französischen Büchern oder mit Uebersezungen derselben so überhäuft, alle Toiletten der Damen und Stuzer so damit bedeckt, daß dieses zum Gegenstand einer allgemeinen Klage wahrer Gelehrten und Patrioten geworden ist.

Die

Die englischen Bücher werden zwar nicht so allgemein gelesen; jedoch ist keine große Stadt, wo sich nicht Liebhaber und Lehrer dieser Sprache, (wären es auch nur Mönche aus Irrland, Schottland und England) finden. Die Engländer sind in Italien allzusehr beliebt, als daß dieses nicht geschehen solte. Sobald in England ein Werk von Wichtigkeit ans Licht getreten, so wird es, solte es auch Grundsäze wider die katholische Religion enthalten, ins Italienische übersezt. Die Verfolgung der Inquisition zu entgehen, dazu braucht es nur eine Note, worin der Uebersezer seine widrige Meinung an den Tag lege.

Die Kentniß der deutschen Sprache nimt in Italien, besonders in der Lombardie und in Toskana, seit dem Ende des siebenjährigen preußischen Krieges, von Tage zu Tage mehr zu. Viele italienische Offiziere beschäftigten sich in Deutschland theils als Kriegsgefangene, theils auch in den Winterquartieren die lange Weile zu vertreiben, mit der deutschen Sprache und Litteratur, und brachten unsere besten Werke, besonders jene der schönen Künste und Wissenschaften in ihr Vaterland zurück. Hier sezten sie nicht nur ihr einmal angefangenes Studium glücklich fort, sondern flößten auch andern fähigen Köpfen ein Verlangen nach den Schäzen der deutschen Gelehrsamkeit ein. Es war mir ein wahres Labsal zu hören, mit welcher Begeisterung die Herren Offiziere die Dichtkunst meiner Nazion rühmten. Ich erinnere mich noch mit vielem Vergnügen der Ritter Corsi, Scarlatti, Pasquali, Gherardesca, als sie mit dem Ueberrest der toskanischen Truppen nach Florenz zurück kamen, und sich mit der deutschen Sprache und ihren besten Werken, wie mit erfochtenen Trophäen brüsteten. Wie viele angenehme Stunden schenkten sie mir nicht, die Werke unserer besten Dichter mit mir zu lesen! Es hatte aber damals schon die deutsche Sprache und Litteratur

zu Florenz einige Verehrer; und wenn mir es zu sagen erlaubt ist, so habe ich seit dem Jahre 1759 zuerst einigen Geschmak an derselben daselbst eingeführet. Mein Freund, der Herr Doktor Lampredi, nachmals öffentlicher Lehrer zu Pisa, der Herr von Schmidweiler, Sekretair der Finanzen, der Ritter Ambra, der Herr Doktor Durazzini, Alexander Strozzi, fiengen zuerst an, verschiedene kleine Gedichte von Wieland, Haller und Gesner ins toskanische zu übersezen, welche zwar nicht gedrukt wurden, aber doch durch vieler Gelehrten Hände giengen, und des Druks wol werth waren. Dieser aufkeimende Geschmak würde vielleicht noch lange Zeit unter wenigen eingeschränkt geblieben sein, wenn nicht ein anderer glücklicher Umstand dazu gekommen wäre, wodurch noch viel mehrere Italiener zur Erlernung der deutschen Sprache ermuntert wurden. Die zween Erzherzoge Leopold und Ferdinand kamen nach Florenz und Meiland, und zwo Erzherzoginnen nach Parma und Neapel. Diese große Fürsten erwarben sich durch Großmut und Leutseligkeit die ganze Liebe ihrer Unterthanen, und ermunterten manchen jungen Edelmann und Gelehrten, die deutsche Sprache zu erlernen. Der Großherzog versah die vom Hochseligen Kaiser Franz gestiftete adliche Akademie mit einem Lehrer der deutschen Sprache, und errichtete sogar ein deutsches Gimnasium, dessen Aufsicht und Unterricht mir anvertrauet wurde. Dieses war zwar hauptsächlich zur Unterweisung der deutschen Jugend, deren Väter in Großherzoglichen Diensten standen, bestimmt, doch veranlaßte es auf mancherlei Art die Erweiterung der deutschen Sprache und Litteratur in Toskana.

Sie hat sich zwar noch nirgends so weit ausgebreitet, daß sie einem Reisenden ohne besonderes Nachforschen in die Augen fallen könte: War aber Herr von Archenholz Willens, seine Bemerkungen und Urtheile der

Welt

Welt mitzutheilen, so mußte er entweder davon schweigen, oder sich auf das Genaueste darum erkundigen. Er hat nicht nur dieses unterlassen, sondern auch was er wußte, verschwiegen. Ich traue ihm soviel zu, daß ihm des kaiserlichen Lieutenants Zigno Uebersezung der zehn ersten Gesänge der Messiade des Herrn Klopstocks, welche in den vornehmsten Journalen Deutschlandes gerühmt worden, bekant war. Sie war allein hinreichend, die italienische Nazion zu überzeugen, daß der deutsche Parnaß so gar epischer Gedichte fähig wäre. Er verschwieg es aber, weil es nicht zu seinem Kram diente. Er that noch mehr. Der Herr Abt Bertola, vom Herrn Werthes mit Nachrichten unterstüzt, gab im Jahr 1779 ein Buch unter dem Titel: Idea della Poesia allemanna (nicht Idea delle muse allemanne) zu Neapel bei den Gebrüdern Raimondi heraus, worin die Geschichte der deutschen Dichtkunst in vier Epochen, von ihrem Anfang bis auf jezige Zeiten der italienischen Nazion bekant gemacht wird. Weil Herr von Archenholz wußte, daß dieses Werk in verschiedenen Journalen Deutschlandes angezeigt worden, und noch in frischem Angedenken war, so hielt er es für gut, dasselbe mit einigen Federzügen zu vertilgen, und zu sagen, es sei ganz zu Makulatur geworden. Wo hat man je gehört, daß ein Werk, welches man nach vier Jahren einer neuen Auflage gewürdiget hat, ganz zu Makulatur geworden sei? Diese Geschichte hat im Jahr 1784 Bonsignori zu Lucca, mit einem Bande vermehrt, wieder aufgelegt. Bei Gott, ich wüßte nicht, was man mehr erdichten könnte, um einer Nazion den Tadel der Ignoranz mit Gewalt aufzudringen! So übergehet er auch, wenn er sonst so viel Kentniß hatte, daß Canizens Gedichte von Riccio, des Zachariä Stufen des menschlichen Alters von Belli, Kleists Frühling von Tagliazucchi, Gesners erster Schiffer von Parini, desselben Tod Abels von Tessalo Cessalonio, und Bertola, welcher seiner

oben gesagten Geschichte auch Uebersezungen vieler auserlesenen kleinen Gedichte von Gesner, Kleist, Kronegk, Hagedorn, Zachariä, Jacobi, Gotter, Gleim, Göthe, Werthes, Stolberg, Gerstenberg, Haller, Richey, Klopstock, Weiße, Gellert, Uz, Michaelis, Wieland und Denis einverleibt hat, ins italienische übersezt worden sind. Er weis auch nicht, daß Erxlebens, Achards, Bergmanns, Borchs, Rosens von Rosenstein, Schröters, Tolzschens, Adolph Beckers, Klipsteins, Tischers Werke der Phisik und Naturgeschichte, des Fabricius Reise nach Norwegen, des Pallas Samlungen historischer Nachrichten, Webers phisikalisch chemisches Magazin, Wittenbachs Magazin der Natur, Künste und Wissenschaften, Hirschfelds Theorie der Gartenkunst, Schmids Geschichte der Deutschen, Eberts Unterweisung in der Philosophie und Mathematik, das göttingische Magazin, die neuen historischen Abhandlungen der churfürstlich baierschen Akademie, Fueßlins Magazin für Liebhaber der Entomologie, die Akten der Akademie zu Berlin, und noch über achtzig andere deutsche Werke in dem einzigen Jahr 1780 und zwar nur in drei italienischen Journalen, die ich durchblättert habe, nicht nur angezeigt, sondern auch einige phisikalische Werke der Herrn Erxleben und Achard, Winkelmanns Geschichte der Kunst, Müllers Geschichte des Tourmalins, Tralles Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele, Gellerts auserlesene Fabeln, des schwedischen Leibarztes von Rosenstein Traktat von den Kinderkrankheiten, Gotters Medea, Hallers Gesang über die Ewigkeit, Wielands rasender Sokrates oder Dialogen des Diogenes von Sinope, aus dem deutschen, und Eulers Scientia navalis aus dem lateinischen, ins italienische übersezt, angekündiget worden sind. Welche Anzahl deutscher Werke, die in Italien bekant gemacht worden sind, würde ich zusammenbringen, wenn ich alle Journale Italiens, auch nur

von dem einzigen Jahr 1780, ich will nicht sagen von den neuesten zehn Jahren, zu durchsuchen Gelegenheit, Zeit und Geduld hätte! Diese Probe ist indessen hinreichend, zu beweisen, daß Italien in der deutschen Litteratur nicht so blind ist, als Herr von Archenholz vorgiebt. Komt nun noch hinzu, daß die besten Werke der Deutschen, welche theils Auszugsweise, theils durch Uebersezungen in französischer Sprache erscheinen, auch durch diesen Weg in Italien bekant werden, und daß alle klassische Schriftsteller der Deutschen, welche von der Philosophie, Jurisprudenz, Theologie, Arzeneiwissenschaft, Naturgeschichte, und anderen Fächern der Gelehrsamkeit in lateinischer Sprache geschrieben haben, in den meisten Bibliotheken, und in vielen Buchläden Italiens zu haben und sogar viele derselben in Italien selbst zum Theil mehr als einmal z. B. Heineccii Elementa juris civilis, und erst noch im Jahr 1781 des Herrn Dokt. Cartheuser Fundamenta materiae medicae, aufgelegt worden sind, so weis ich nicht, was noch erfodert werden kan, zu beweisen, daß Herr von Archenholz eine überaus geringe Kentniß vom Zustande der Gelehrsamkeit der Italiener besize.

Was er in einer Stelle sagt, er habe zu Pisa einen Bücherschreibenden Professor der Mathematik gesprochen, welchem Leibnizens und Wolfs Namen und Schriften gänzlich unbekant waren, siehet einer Erdichtung sehr ähnlich. Die dasigen Professoren der Mathematik waren damals Frisio, (wenigstens zur Zeit seiner ersten Reise) Tommasini, Cametti. Ich kenne sie persönlich und aus ihren Schriften. Ihre ausgebreitete Kentniß ist Himmelweit über eine solche Ignoranz hinausgesezt, und ich kann Sie, liebster Freund, bei meiner Ehre versichern, daß Leibnizens und Wolfs Namen sogar im Munde aller derer sind, die auch nur den Schein eines Mathematikers und Philosophen zu behaupten suchen. Niemand studiert die Philosophie, der nicht von Leibnizens Harmonia prae-

 stabilita

stabilita und von Wolfs Monaden höre. So habe ich auch Leibnizens Oeuvres philosophiques, im Jahr 1765 zu Amsterdam, und seine Opera omnia, 1768 in sechs Bänden zu Genf, in der Nachbarschaft Italiens, gedruckt, in verschiedenen Buchladen und Bibliotheken zu Florenz, und sogar in Klosterbibliotheken, gefunden, und in meiner Jugend benuzt. Wolfs lateinische Werke sind sogar in Italien im Jahr 1744 zu Verona, und zum Theil auch, z. B. seine Logik und Phisik in den Jahren 1753 und 1765 zu Venedig aufgelegt worden.

Wenn so viele Werke der Deutschen, deren Sprache von der italienischen so sehr unterschieden ist, in Italien bekant sind, so müssen unserem Herrn Verfasser beide Ohren gällen, wenn er an die französische Litteratur denkt, welche gewissermaßen in Italien zu Hause ist. Ich will nur Uebersezungen vom Jahr 1780, und zwar nur jene der beträchtlichsten Werke, die ich in drei italienischen Journalen gefunden habe, anführen. Dergleichen sind Fleury's Kirchengeschichte, des Abts Millot philosophische und politische Geschichte alter und neuer Völker, Racines Kirchengeschichte, Rollins Histoire ancienne &c. Neckers Compte rendu au Roy, desselben Legislation & commerce des Bleds; *Le Beau* Histoire des Emp. Rom. die Werke des Herrn d'Arnaud, Portals Bemerkungen über die Natur und Heilung der Wut, Analyse de l'Histoire philosophique & politique des etablissemens & du commerce des Européens dans les deux Indes de Mr. l'Abbé Raynal, nachdem auch die gesagte Geschichte Raynals selbst im Jahr 1776 in italienischer Sprache erschienen war; eben desselben Geschichte des nördlichen Amerika; Paulians Dictionnaire portatif de Physique; Cervols Gamologie, Dutens von den Edelsteinen, Saurys Philosophie, Bertrands Elemens de l'agriculture, Macquers Dictionnaire de Chimie, Dutertres Histoire generale des conjurations &c. Einige

kleine

kleine phisikalische Werke Marshals, Berquins de Demanges; Roziers Journal de Physique, d'Histoire naturelle & des Arts seit dem Jahr 1776; De la Harpe Abregé de l'Histoire generale de voyages, nachdem jene des Abts Prevot schon übersezt war; des Abts Roubaud Histoire generale de l'Asie, de l'Afrique, & de l'Amerique; Mehegans Tableau de l'Histoire &c. Mollets Art de l'experience; Tissot von den Nerven und derselben Krankheiten. Sechs und dreißig andere Uebersezungen minder wichtiger Werke vom Jahr 1780 will ich, samt den kurzen Anzeigen und weitläuftigen Auszügen, welche über hundert betragen, mit Stillschweigen übergehen. Auch will ich die französischen Werke, welche in ihrer Originalsprache unübersezt in Italien nachgedruckt worden sind, z. B. des *Bailly* Histoire de l'Astronomie ancienne & moderne, Neckers Compte rendu au Roi, nicht in die Rechnung bringen.

Die Anzahl Englischer, im Jahr 1780 übersezter Bücher, war grösser und wichtiger, als ich es selbst vermuthete. Unter denselben waren, die Geschichte der Eroberungen, und der Regierung der englischen Kompagnie in Bengala, Gibbons Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs; Robertsons Geschichte von Amerika und Schottland; Reynolds Abhandlungen von den Künsten der Zeichnung; Crawfords, Prisleys, Pringles, Smalls phisikalische Werke; die allgemeine Weltgeschichte einer Gesellschaft englischer Gelehrten; Bolts bürgerlicher, politischer und handelnder Zustand zu Bengala; Youngs Nächte, und leztes Gericht; Pope's Tempel des Ruhms; Ramsey's Reisen des Cyrus; Thomsons Gesang an den Schöpfer; Harveys Gräber, von der paduanischen Gräfin Roberti Franco übersezt; Odoards Montagu Betrachtungen über die Erhebung und den Verfall der alten Republiken; Görg Atwoods Vorlesungen über die Experimentalphisik; die medi-

medizinischen Kommentare von Edimburg; Mid'letons Lebensgeschichte des Cicero. Der kurz angezeigten und weitläuftig rezensirten Werke waren über achtzig. Wer kan nun noch im geringsten daran zweifeln, daß Herr von Archenholz den äusserst erniedrigenden Tadel, auch den besten Köpfen der italienischen Nazion fehle es aus Mangel der Kentniß neuerer Sprachen an Mitteln, ihren sinkenden Zustand einzusehen, aus seinem kleinen Finger gesogen habe?

(Der Beschluß folgt.)

3.

Zur Erklärung Virgils.

Vierter Beitrag.

Georg. III, 157.

Post partum cura in vitulos traducitur omnis:
Continuoque notas, et nomina gentis, inurunt,
Et, quos aut pecori malint submittere habendo,
Aut aris servare sacros, aut scindere terram,
Et campum horrentem fractis invertere glebis.
Cetera pascantur virides armenta per herbas;
Tu quos ad studium atque usum formabis agrestem,
Jam vitulos hortare, viamque insiste domandi,
Dum faciles animi iuvenum, dum mobilis aetas.

Nach der Geburt wird die Sorge den Kälbern völlig gewidmet.
Diesen brent man Male, sowol des Stammes Bezeichnung,

Als

Als auch, welche man theils zum Anwachs künftiger
Heerden,
Theils für den Opferaltar bestimt hat, oder zum Feldbau,
Daß sie die starrende Flur mit gebrochenen Schollen
zermalmen,
Laß die übrigen weidend auf grünen Auen umhergehn;
Aber die du zum Fleiß und zu ländlicher Arbeit erziehn
wilst,
Bändige schon als Kälber, und lehre sie strengere
Sitten,
Weil noch zart ist der Jünglinge Herz, noch biegsam
ihr Alter.

Man sieht, daß ich die Worte so ordne: Continuoque inurunt notas, *et* (quibus denotetur stirps, i. e.) nomina gentis, *et* (quibus denotetur, quos malint aut — aut — aut —. Man brent ihnen Merkmale, sowohl ihres Stammes, als ihrer verschiedenen Bestimmung. Diese Gedankenfolge ist nicht nur natürlich, sondern nothwendig; und der Ausdruck hat fast keine Schwierigkeit weiter, als die poetische Versezung des inurunt, welche nicht kühner ist, als diese im Deutschen. Man pflegt ihnen Merkmale, sowohl die Namen des Stammes, einzubrennen, als auch, welche man dazu oder dazu bestimt habe. Dieselbige Versezung hat Virgil auch Aen. 5, 62.

Adhibete Penates,
Et patrios, epulis, et quos colit hospes Acestes.

Bringt die Penaten, sowohl unserer Väter, zum Opfermale, als auch die Acestes als Gastfreund verehrt; d. i. die trojanischen und sicilischen.

Herr Heyne verbindet notas et nomina Gentis, und erklärt die Stelle in seiner größeren Ausgabe so: Continuoque inurunt notas et nomina gentis (i. e. nomen

 stirpis

stirpis ac generis inurunt nota seu signo, quo id denotetur,) *et iis, quos malint* aut submittere pecori habendo, aut servare sacros aris, aut scindere terram; *et iis, quos nolint* invertere campum. Wie hat doch ein so scharfsichtiger Erklärer sich dieses willkührlich angenommene quos nolint auch nur einigermaßen beschönigen können? Bei der kleineren Ausgabe empfand es H. Heyne selbst, daß für et quos malint aus dem folgenden kein Gegensaz heraus zu bringen sei. Er strich also den erzwungenen Gegensaz: et iis, quos nolint invertere: weg, und schrieb dafür: Verum sic deest alterum membrum Ergo *et quos* debet esse explicativum: *Et iis quidem* hoc facere, iis notas inurere solent, *quos* etc. Ich zweifle nicht, daß H. Heyne auch diese gewaltsame Erklärung in der nächsten Ausgabe verwerfen, und die meinige annehmen werde.

Ist der 162 Vers, Cetera pascuntur —, wie man nicht läugnen kan, dem folgenden entgegengesezt, so muß er, deucht mich, auch in den befehlenden Ton des Gegensazes (hortare, insiste,) einstimmen, und statt pascuntur die Lesart anderer Handschriften pascantur aufgenommen werden.

Voß.

4.

Ueber die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal.

Schnepfenthal, d. 10. Febr. 1786.

Sie verlangen von mir, theurester Freund! eine genaue und vollständige Nachricht von der gegenwärtigen Verfassung und Einrichtung der Erziehungsanstalt des Hrn.

Hrn. Prof. Salzmanns zu Schnepfenthal, da Sie nach Ihrem Schreiben von *** in einer Lage sich befinden, wo Sie von dieser Nachricht einen für das Institut selbst sehr vortheilhaften Gebrauch machen können. Dieses Ihr Verlangen erfülle ich mit Vergnügen, und lege Ihnen nicht nur eine, soviel ich die Sache zu übersehn im Stande bin, möglichst vollständige, sondern auch durchaus getreue Schilderung des ganzen Instituts und seiner äussern und innern Einrichtung vor, wo ich Ihnen alles so schildere, wie es ist, nichts übertreibe, nichts vergrößere, nichts sage, was ich nicht mit Bestand der Wahrheit sagen, und was jeder, der das Institut selbst besucht, und von der Einrichtung desselben sich unterrichtet — und das ist jedem Fremden erlaubt — mit eignen Augen sehn kan. Und ich eile um so vielmehr, Ihnen die gegenwärtige Lage der Sachen in Schnepfenthal zu zeigen, da durch verschiedene fliegende Blätter und namentlich durch die Leipziger Wochenblätter, allerhand falsche, lügenhafte und verläumderische Gerüchte von Herrn Salzmanns Institute verbreitet worden sind. Prüfen Sie diese meine Nachricht aufs strengste, und entscheiden Sie denn selbst, ob Herrn Salzmanns Institut den Beifall oder den Tadel des Publikums, Unterstüzung oder Mißbilligung des aufgeklärten und edeldenkenden Theils der Nazion verdiene.

Herrn Professor Salzmanns erster und vornehmster Zweck, den er sich durch seine Lehr- und Erziehungsart bei seinen Zöglingen zu erreichen vorgesezt hat, und wohin alle seine Vorschläge, Arbeiten und Bemühungen gehn, ist, die ihm anvertrauten Kinder zur Rechtschaffenheit, Arbeitsamkeit und Thätigkeit zu gewöhnen, sie zu Jünglingen zu bilden, die dereinst der menschlichen Gesellschaft mit ihrem Geiste und mit ihrem Körper nuzen, die nicht nur sich selbst, sondern auch andre glücklich machen können. Zu dem Ende sucht er, in Verbindung mit seinen Gehülfen, alle Kräfte der Kinder überhaupt zu üben, zu stärken, auszubilden und zu

vervollkommnen, ihren Verstand aufzuklären, sie zum Denken und zum Beobachten zu gewöhnen, ihr Gedächtnis zu schärfen, und ihnen die Kentnisse beizubringen, die sie bedürfen, um dereinst als nüzliche und brauchbare Männer in der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft auftreten zu können. Mit der Aufklärung des Verstandes verbindet er Bildung des Herzens, sucht seinen Zöglingen gute Grundsäze, Lebens- und Klugheitsregeln beizubringen, sucht die Tugend ihnen lieb und verehrungswürdig, und das Laster verhaßt und abscheuungswürdig zu machen; sorgt endlich für die Uebung und Stärkung ihrer Körperkräfte, und hat eigne Anstalten und Vorkehrungen deswegen getroffen. Keine Kraft darf auf Kosten und zum Nachtheil der andern entwickelt und geübt werden, nicht der Verstand auf Kosten des Gedächtnisses, nicht das Gedächtnis auf Kosten des Verstandes, nicht die Seelenkräfte auf Kosten der Körperkräfte, er hat vielmehr alles so eingerichtet, daß seine Zöglinge auf jeder Seite immer gleiche Fortschritte machen.

In Rücksicht der Lehrmethode aber ist die Natur die Quelle, aus welcher seine Zöglinge ihre ersten Kentnisse schöpfen, das Buch, aus dem er ihnen den ersten Unterricht ertheilt und ertheilen läßt. Dieser Unterricht, welcher von Herrn Salzmann dem Herrn Bechstein und mir übertragen worden ist, wird aber nicht mit den Gegenständen angefangen, die weit aus dem Gesichtskreis der Kinder liegen, von denen sie sich keine Vorstellung machen können, die sie nie in der Natur selbst sehen, vielleicht nie sehn werden, sondern mit dem, was sie selbst gefunden, selbst gebracht haben, was sie selbst sehen und beobachten können, wenn wir unsere Zöglinge mit der Natur, und den mancherlei Geschöpfen auf unsrer Erde bekant machen, wenn wir ihnen von Säugethieren, Vögeln, Fischen, Insekten, Würmern, Pflanzen und Fossilien erzählen, so machen wir nicht den Anfang mit dem Wallfisch,

dem

dem Elephanten, dem Vogel Strauß, dem Krokodill, den Palmen und dem Diamant, und hören bei den Pferde, den Karpen, dem Hahn, dem Frosche, der Eiche und dem Sandsteine auf, sondern wir machen zuerst die Kinder aufmerksam auf das, was zunächst um sie ist, wir gehn mit ihnen aus, machen kleine Reisen, samlen uns so viel als möglich die Naturalien selbst, über die wir uns in der Stunde mit ihnen besprechen wollen, und machen die Kinder auf alles, was um sie ist, aufmerksam, und wenn wir nur einigemal ihre Aufmerksamkeit rege gemacht, so entgeht ihnen bald nichts mehr, und wenn wir mit ihnen ins freie Feld kommen, ist alles gleich Aug und Ohr. Ein Vogel! Ein Vogel! ruft das eine, sehn Sie doch, ach sehn Sie, wie heißt der Vogel, was ist denn das für ein Vogel? Ein Andres hat ein Insekt gefangen, bringt es voll Freuden und will wissen wie es heiße, ein Drittes hat einen ihm merkwürdigen Stein entdeckt, bringt ihn entweder mit, oder führt uns dahin, und verlangt von uns Auskunft darüber; ein Viertes hat eine Blume gefunden, zeigt sie uns, und will von uns darüber belehrt sein, und so werden immer hunderterlei Fragen an uns gethan, die wir immer so viel als möglich zu beantworten suchen, und wobei wir zugleich Gelegenheit nehmen, die Kinder mit der Natur bekant und auf die Merkwürdigkeiten derselben aufmerksam zu machen. Was wir von den Naturalien, die wir auf diesen unsern Spaziergängen und Wanderungen in der freien Natur finden, mit uns nehmen können, samlen wir, um sodann in den eigentlichen Lehrstunden den Kindern nähern und vollständigern Unterricht, als auf den Spaziergängen selbst möglich war, darüber zu geben, und wir haben denn immer die Freude zu sehn, wie unsre Zöglinge voll Begierde in unsre Stunden eilen, um von den gefundnen und eingesamleten Naturalien nun recht viel wichtiges und merkwürdiges zu hören, da wir vorher schon ihre Aufmerksamkeit

samkeit rege gemacht haben; aber anstatt ihnen das, was sich von dem Gegenstande, den wir eben betrachten, grosses, merkwürdiges und schönes sagen läßt, blos zu erzählen, machen wir sie vielmehr vom neuen auf dasselbe aufmerksam, und suchen solches mit ihnen gemeinschaftlich auf. Zuerst lassen wir uns die Geschlechts- und Gattungskenzeichen angeben, betrachten die äußere Gestalt, die Farbe u. d. gl., denn wenn es ein Thier ist, sprechen wir mit ihnen über die Nahrung desselben, den Ort wo es sich aufhält, die Art wie es sich fortpflanzt, wie es gefangen wird, welchen Nuzen es schaft, und in wieferne es schädlich ist; ist der Gegenstand unsers Gesprächs eine Pflanze, so unterreden wir uns mit ihnen über den Ort, wo sie am meisten und besten wächst, über die Art ihrer Erziehung und Fortpflanzung, und über den Gebrauch, den man davon macht; und betrachten wir mit ihnen Fossilien, so machen wir ihnen bekant, wo sie gefunden, und wie sie gewonnen werden, wie man sie braucht und verarbeitet. Oft nehmen wir mehrere Gegenstände zusammen, lassen solche die Kinder mit einander vergleichen, wieder von einander unterscheiden, und uns die Eigenschaften und Theile derselben einzeln angeben; das Wichtigste schreiben wir nun an eine schwarze Tafel, entweder mit einzelnen Buchstaben, und lassen die Kinder rathen, was sie bedeuten sollen, oder wir schreiben einzelne Worte an, und lassen diese die Kinder in Ordnung bringen, oder wir machen vorsezlich Fehler, in Rücksicht der Sachen sowol, als der Rechtschreibung, und lassen solche hernach die Kinder aufsuchen und verbessern, oder wir lassen ein Kind anschreiben, wo die übrigen ihm der Reihe nach diktiren, und hernach die Fehler verbessern müssen. Sind wir mit dem Anschreiben zu Ende, so muß jedes Kind das Angeschriebene laut vorlesen, und denn aus dem Kopfe hersagen. Ueber alles, was sie in der Stunde gelernt haben, müssen sie nun ihr Tagebuch führen,

und es darinnen aufzeichnen, sobald sie nur etwas fertig schreiben können, damit sie auch sich ausdrücken, und ihre Gedanken wieder mittheilen lernen; Kinder von 6 und 7 Jahren halten sich schon ihr Tagebuch. Wir sehn solches in ihrer Gegenwart durch, und verbessern die Fehler, wobei wir sowol auf den Ausdruck, als die Sachen und die Rechtschreibung Rücksicht nehmen.

Aber, werden Sie vielleicht fragen, wie, wenn nun anhaltendes Regenwetter einfällt, oder der Winter komt, fehlt es da nicht oft an Stof? Oder, muß nicht vieles ausfallen und übergangen werden, da ohnmöglich die Kinder alles selbst finden und samlen können? So scheint es, allein beides kan in unserer Lage und nach den Vorkehrungen, die Herr Salzmann auch hier zu treffen gewußt hat, nicht leicht geschehen. Erstlich ist die Gegend selbst an allerhand Naturalien außerordentlich reich, und wir finden oft bei einem Spaziergang für mehrere Stunden Stof; dann hat Herr Salzmann in der Nähe und Ferne verschiedne Freunde sich verschaft, die uns mit den Naturalien versehn, die bei uns fehlen, und auch Gelegenheit uns verschaffen, den Kindern die Thiere zu zeigen, die man nicht immer und nicht überall zu sehn bekommen kan, und so haben unsre Zöglinge auch den Hirsch, das Reh, den Fuchs, den Dachs, die Eule, den Auerhahn, den Reiher, die Schnepfe, den Falken, den Ortolan kennen gelernt. Kommen bisweilen ausländische Thiere in unsere Gegend, so versäumen wir auch diese Gelegenheit nicht, die Kentnisse unsrer Zöglinge zu vermehren, und so haben sie ebenfalls Löwen, Tiger, Bäre, Zebros, Stachelschweine, Affen und Papageis gesehn. Endlich hat Herr Salzmann von einigen Freunden seines Instituts Samlungen von Holz und Marmorarten, und das voigtische Steinkabinet zum Geschenk bekommen; auf diese Weise hat es uns noch nie an Stof gefehlt, und wir sind in einer Lage, daß wir uns im Stande sehn, unsern Zöglingen

lingen die merkwürdigsten Säugthiere, Vögel, Fische, Insekten, Würmer, Pflanzen und Mineralien kennen lernen zu können. Uebrigens sind jezt zum Unterricht in der Naturgeschichte die Nachmittagsstunden von 4 bis 5 Uhr bestimt.

Sobald ihr Verstand etwas zum Denken, Beobachten und Aufmerken gewöhnt, und ihre Muttersprache ihnen geläufig genug ist, gehn wir, — Herr Bechstein und ich — mit ihnen zu den fremden Sprachen fort, wo uns die Naturgeschichte auch zum Vehikel dient, den Kindern die ersten Kentnisse der lateinischen und französischen Sprache beizubringen; wir sagen ihnen nämlich das, was wir vorher deutsch ihnen erzählten, nun entweder französisch oder lateinisch, schreiben wieder das Wichtigste davon an eine schwarze Tafel, lassen solches die Kinder laut herlesen, und dann ins Deutsche übersezen. Wenn es übersezt ist, fragen wir die einzelnen Wörter nochmals durch, und schreiben sie zugleich an; zulezt müssen die Kinder alles abschreiben, die Wörter in ein eignes nach dem Alphabet eingerichtetes Buch eintragen, und die deutsche Bedeutung aus dem Kopfe dazusezen, auf diese Weise sich also selbst ein Wöterbuch machen, in welchem sie nachher die Wörter wieder nachschlagen können. Diesesmal haben wir mit der lateinischen Sprache aus mehrern Gründen nur erst den Anfang gemacht, und unsre Zöglinge, die nun ohngefähr seit einem Vierteljahr lateinisch zu lernen angefangen haben, und erst 6 bis 7 Jahr alt sind, haben sich schon einen solchen Vorrath von Wörtern und Redensarten gesamlet, daß ich mir schmeichle, Ihren Beifall zu erhalten, wenn Sie solche prüfen würden. Damit Sie aber soviel möglich selbst sehn und urtheilen können, habe ich Ihnen das, was ich eben angeschrieben hatte, hierbei gelegt: Vidimus hodie capream. Caprea est animal quadrupes, quod habet ungulas, et quidem ungulas semel fissas. Cauda ipsius valde brevis

est, et dentes ei desunt in superiori parte oris. Capreae vivunt in sylvis, pariunt pullos, et edunt gramen, ericam, glandes et glandes fagi. Homines occidunt capreas, et utuntur ipsarum carne, pelle et pilis. Mas capreae dicitur capreolus. Auch mit der Grammatik haben wir angefangen unsre Zöglinge bekant zu machen, und sie lernen jezt Dekliniren. Alles dieses geschieht in den Abendstunden von 6 bis 8 Uhr.

So wie nun die Kinder weiter kommen, und ihre Verstandskräfte sich entwickeln und vervollkommnen, wird auch bei dem Unterricht mehr ins einzelne und speciellere gegangen; so habe ich z. B. die größern Zöglinge, von 10 und 12 Jahren, auch mit den innern Theilen der Thiere und mit den Befruchtungswerkzeugen der Pflanzen bekant gemacht, sodann habe ich sie aufmerksam auf die Art gemacht, wie die Menschen die verschiedenen Materialien zu allerhand Werkzeugen und Geräthschaften verarbeiten, und mit ihnen die Werkstätte der Künstler und Professionisten besucht. Hier zeigte ich ihnen erst die Materialien, welche verarbeitet, und die Instrumente und Maschinen, welche dazu gebraucht wurden, denn die Art, wie gearbeitet wurde, und ersuchte die Arbeiter selbst in unsrer Gegenwart damit zu arbeiten, wo wir oft selbst mit Hand anlegten; endlich ließ ich ihnen die Sachen zeigen, welche verfertigt worden waren, damit die Kinder zugleich mit den mancherlei Geräthschaften, die man im gemeinen Leben braucht, bekant werden, und ihre Namen kennen lernen mögten. Das, was wir in der Werkstatt gehört, gesehn und gelernt hatten — nur eine wird jedesmal besucht, um die Begriffe der Kinder nicht zu verwirren — wurde sodann zu Hause des Nachmittags in der Lehrstunde wiederholt, was die Kinder vielleicht vergessen hatten, wurde wieder ins Gedächtniß zurückgerufen, und manches von der Gewinnung der Materialien und dem Gebrauch der daraus verfertigten Sa-

chen, noch hinzugesezt. Das Merkwürdigste wurde sodann wieder angeschrieben, zur Uebung des Gedächtnisses aus dem Kopfe hergesagt, und nach der Stunde ins Tagebuch eingetragen. Zugleich nehm ich auch hier Gelegenheit die Kinder in der lateinischen und französischen Sprache zu üben. Auf diese Weise sind unsre ersten Zöglinge mit den Arbeiten der meisten Künstler und Professionisten in der hiesigen nähern und entferntern Gegend bekant worden, sie haben z. B. die Arbeiten der Kupferstecher, Buchdrucker, Gärtner, Peruquenmacher kennen gelernt, sie sind in der Werkstatt des Posamentirers, Zeuchmachers, Färbers, Weiß- und Lohgerbers, Leinwebers, Schneiders, Hutmachers, Beutlers, Schuhmachers, Schreiners, Hufschmidts, Schlossers, Nagelschmidts, Drathziehers, Blechschmidts, Messerschmidts, Töpfers, Glasers, Buchbinders, Drechslers, Wagners, Böttchers, Zinngießers, Klempners, Seifensieders, Sattlers, Seilers, Kamm- und Korbmachers gewesen, sie haben die Beschäftigungen der Zimmerleute, Maurer, Steinhauer, Steinbrecher, Ziegel- und Kalkbrenner, der Becker, Müller, Mezger und Bierbrauer gesehn. Sie haben Porzellainfabriken, Salz- und Salpetersiedereien besucht. Und kommenden Sommer werden wir auch den später angekomnen Zöglingen Gelegenheit verschaffen, hiervon die nöthige Kentniß sich zu erwerben.

Aber so wie Salzmanns Zöglinge mit der Natur und den Arbeiten der Menschen bekant gemacht werden, so werden sie auch von den Ländern und den Bewohnern des Erdbodens selbst unterrichtet. Aber nicht zuerst nach Portugall und Spanien, und zulezt nach Deutschland geführet, sondern sie lernen das Land, welches ihnen am nächsten ist, und in dem sie leben zuerst kennen, wo ihnen von allen was Merkwürdiges und Wichtiges vorkomt deutliche und anschauende Begriffe gemacht werden können, wo also nicht zu befürchten ist, daß sie den Vortrag des Lehrers

falsch oder gar nicht verstehn. Ehe ihnen von Bergen, Flüssen und Städten erzählt wird, werden sie erst auf einen Berg, an einen Fluß, in eine Stadt geführt, und anstatt ihnen das Merkwürdige, in Rücksicht der Gegend, der Lage, der Beschaffenheit eines Ortes blos zu erzählen, wird ihnen solches selbst gezeigt, und Herr Salzmann hat, da er seine Zöglinge ehemals selbst mit der Geographie des Herzogthums Gotha bekant machte, auch den größten Theil desselben mit ihnen durchreist, um ihnen soviel als möglich alles, was er vortrug, deutlich und anschaulich zu machen. Nachdem er seinen Zöglingen das Land, in welchem sie wohnen und leben, kennen gelernt, und ihnen auf diese Weise die ersten Begriffe von Erdbeschreibung beygebracht hatte, gieng er erst mit ihnen zur allgemeinen Geographie fort, machte ihnen zuerst einen kurzen Abriß, von der Eintheilung des Erdbodens überhaupt, sagte ihnen, was die verschiednen Zirkel und Linien bedeuten solten, die sie auf ihren Karten fänden, machte ihnen denn eine Uebersicht von jedem einzelnen Welttheil, zeigte ihnen die Länder desselben, ihre Lage gegen einander, und ihre Grenzen, und sagte ihnen die Hauptstädte und Hauptprodukte derselben. Nachdem er so mit ihnen die vier Welttheile durchwandert hatte, kehrte er wieder nach Europa zurück, und machte sie nun näher mit Deutschland bekant, mit der Eintheilung desselben in zehn Kreise, mit den merkwürdigsten Städten, größten Flüssen, wichtigsten Produkten, vornehmsten Regenten, gieng nach eben der Methode die übrigen Länder Europens mit ihnen durch, wanderte aus Europa hinüber nach Asien, schifte von da nach Afrika, und reiste zulezt aus Amerika wieder nach Europa zurück. Nachdem er seinen Zöglingen so einen kurzen Abriß vom Erdboden überhaupt gegeben, unterrichtet sie jezt Herr Gutsmuths genauer und vollständiger von den Grenzen, der Größe, den Meeren, Seen, Flüssen, Bergen, Städten, Schlössern, Einwohnern, Reli-

gionen, dem Klima, den Produkten, der Nahrung, den Fabriken, Manufakturen, den Sprachen, Wissenschaften und Regierungsformen, der einzelnen Länder in Europa, wobei er die homannischen Karten braucht, das Schüzische Elementarwerk, Pfennig, Crome, Büsching benuzt und die besten und neuesten Reisebeschreibungen zu Rathe zieht. So wird er ihnen auch inskünftige von den übrigen Welttheilen eine vollständige Kentniß beizubringen suchen. Auch verbindet Herr Gutsmuths, mit dem Unterricht in der Geographie, Uebung in der französischen Sprache. Sind unsre Zöglinge in der neuern Geographie bewandert, wird ihnen etwas aus der ältern vorgetragen, und sodann die allgemeine Weltgeschichte erzählt werden.

Und da Mathematik den Verstand schärft, zum Nachdenken gewöhnt, und überhaupt einem Jüngling, der dereinst in der geschäftigen Welt sein Glück machen will, unentbehrlich, und wenigstens nach meiner Ueberzeugung, und ich weis, Sie stimmen mir bei, weit unentbehrlicher ist als die ganze Mythologie, so läßt Herr Salzmann seine Zöglinge auch in der Arithmetik und Geometrie unterrichten, und hat dieses Herrn Bechstein und Herrn Solzern — welcher sich hier aufhält, um unsre Anstalt kennen zu lernen — übertragen. Der leztre läßt die Kleinern das Einmal Eins lernen, verbindet damit die Kentniß der Zahlen, läßt sie addiren und subtrahiren, und mehrere zusammengesezte Zahlen aussprechen, der erstre unterrichtet die Größern in der Lehre vom Hebel, von geraden Linien, Zirkeln u. s. w. und lehrt ihnen Buchstabenrechnung, doch so, daß er ihnen immer nur gleichsam den Grundriß macht, die ersten Linien vorzeichnet, die Säze angiebt, und sie dann das Ganze selbst ausführen, die einzelnen Theile ergänzen, und die Beweise selbst aus einander sezen läßt. Beide haben das Schüzische Elementarwerk zum Grunde gelegt; Zum Unterricht der

Größern

Größern sind wöchentlich vier, und der Kleinern sechs Stunden bestimmt.

Endlich, auch in der Naturlehre läßt Herr Salzmann seine Zöglinge nicht ganz fremd bleiben. Es giebt in der Natur Nebel, Reif, Schnee, Eis, Wind, Regen, Regenbogen, Gewitter. Von allen diesen Naturerscheinungen sind die Kinder unterrichtet worden. Bei Gelegenheit eines Thermometers habe ich mit den Größern von der Kälte und Wärme der Körper, von der Einrichtung und dem Gebrauch eines Thermometers gesprochen; Zu einer andern Zeit, hat ein heiterer Himmel mir Gelegenheit gegeben, mich von den Fixsternen und Planeten mit ihnen zu unterreden. Ein andermal habe ich, bei Vorzeigung eines Elektrophors, ihnen das Wichtigste aus der Lehre von der Elektrizität bekant gemacht. Nächstens wird ihnen die Naturlehre selbst vollständig und systematisch vorgetragen werden.

Zum Unterricht in der Natur- und Kunstgeschichte, so wie in der Geographie und Mathematik, sind wöchentlich sechs Stunden ausgesezt.

Aber nicht allein von den Dingen, die in die Sinne fallen, die außer uns sind, läßt Herr Salzmann seine Zöglinge unterrichten, sondern sie lernen auch sich selbst, ihren Geist und ihren Körper kennen, sobald sie im Stande sind, diese Kenntniß zu nuzen, und den Unterricht zu fassen. Und dieser Unterricht ist es, welchen der Herr Edukationsrath Andre ihnen giebt. Er macht sie aufmerksam auf die Wirkungen ihrer Seele, überzeugt sie von ihrem Dasein und lernt ihnen die Kräfte und Fähigkeiten derselben kennen. Und da er oft von dem wechselseitigen Einfluß der Seele auf den Körper und des Körpers auf die Seele sprechen muß, so nimt er hier zugleich Gelegenheit, von den innern und äußern Theilen ihres Körpers, von der wunderbaren Verbindung derselben und dem besondern Mechanismo, sie zu unterrichten. Es geschieht dies wöchentlich

 zwei

zwei Stunden, und er braucht dabei das Schüzische Elementarwerk.

So lehrt er ihnen auch den kennen, von dem alles herkomt, was sie bisher gesehn und bewundert haben, und der auch ihr Schöpfer und Vater ist, lehrt sie seine Weisheit und Güte bewundern; und muntert sie auf zum Dank gegen Gott, und zur Verehrung und Anbetung ihres Schöpfers und Wohlthäters. Er folgt hierbei ebenfalls dem Leitfaden des Schüzischen Elementarwerks und widmet diesem Unterricht wöchentlich zwei Stunden.

Bei dem Unterricht in Sachkentniß, wird aber keinesweges der Unterricht in Sprachen und in der Sprachlehre vernachläßigt. Den Kleinern lehrt zuerst Herr Gutsmuths Nennwörter, Beiwörter und Zeitwörter kennen und von einander unterscheiden, und bringt ihnen zugleich die ersten und vornehmsten Regeln der deutschen Rechtschreibung bei. Haben sie erst hier einige Festigkeit erlangt, so wird auch die genauere und vollständigere deutsche Sprachlehre ihnen vorgetragen. Und den Größern macht Herr Andre' die Regeln von eigenthümlichen Namen, von Beinamen, Nennwörtern, Provinzialausdrücken, gleichbedeutenden und ähnlichbedeutenden Wörtern, von Haupt- und Beiwörtern, vom deutschen Artikel, vom Geschlechte der Hauptwörter, ihren Endungen, den Deklinazionen der Haupt- und Beiwörter, die Regeln von den Fürwörtern bekant, und übt sie zugleich in Beschreibungen merkwürdiger Gegenstände. Daß die kleinern Zöglinge auch lateinisch lernen, habe ich Ihnen oben schon gesagt, und nächstens werden sie auch französisch lernen. Vor die größern Zöglinge sind, zur Erlernung und Uebung der französischen und lateinischen Sprache, eigne und zwar wöchentlich zehn Stunden bestimmt, und Herr Salzmann theilt diese Arbeit selbst mit Herrn Bechstein, Herrn Guthsmuths und mir. Jezt wird mit ihnen gelesen des Herrn Villaume Histoire de l'homme, und Herrn Lieberkühns

lateinische Uebersezung des Campischen Robinsons, Bücher, deren Werth und Brauchbarkeit allgemein anerkant ist. Sind unsre Zöglinge nur erst mit den ersten, zum Lesen und Verstehn der alten klassischen Schriftsteller nöthigen, historischen Kentnissen versehn, so werden wir auch sogleich zum Lesen derselben selbst fortgehn.

Vergessen darf ich nicht, daß Herr Salzmann auch seine Zöglinge im Schreiben, Zeichnen und in der Musik unterrichten läßt, weil Sie sonst vielleicht etwas sehr wichtiges in meiner Nachricht vermissen würden. Bei den Schreiben wird sowol auf Schön- als Rechtschreibung gesehn, und da keine im Kupfer gestochne Vorschriften gebraucht werden, so giebt es hier zugleich Gelegenheit, den Kindern mancherlei gute Lehren, durch kleine Lieder, einzelne Verse und Denksprüche beizubringen, und so erreicht immer Herr Salzmann durch ein Mittel mehrere Endzwecke. — Ein Grundsaz, den Sie überhaupt im ganzen Salzmannischen Erziehungsplan verwebt finden werden. In Rücksicht der Musik wird Vokal- und Instrumentalmusik mit einander verbunden. Den Unterricht in der Musik giebt Herr Bechstein; Der Schreib- und Zeichenmeister, Herr Schmidt, ist ein junger Mann, der sich in Leipzig gebildet hat.

So werden Salzmanns Zöglinge unterrichtet; aber sie werden nicht nur unterrichtet, sondern auch erzogen. Ihr Verstand soll nicht nur aufgeklärt, auch ihr Herz soll gebildet werden; und da Bildung des Herzens so wichtig als Aufklärung des Verstandes ist, so muß ich Ihnen auch hierüber einiges schreiben, um Sie in den Stand zu sezen zu entscheiden, ob Herrn Salzmanns Institut eine Anstalt sei, dem rechtschafne und vor das Wohl und die Erziehung ihrer Kinder besorgte Eltern, solche ohne Bedenken anvertrauen können, so sehr ich auch fürchten muß, daß ich vielleicht allzu weitläuftig werde.

Herr Salzmann sorgt vorzüglich seinen Zöglingen gute moralische Gesinnungen einzuflößen, ihnen gute Grundsäze, Lebens- und Keuschheitsregeln beizubringen, Fehler und Untugenden, die sie angenommen haben, ihnen wieder abzugewöhnen; Vorurtheile, die sie eingesogen, wieder zu verdrängen, und Aberglauben, zu den ihre Amme sie einweihte, wieder auszurotten; er sucht ihnen Liebe zur Rechtschaffenheit, zur Aufrichtigkeit, Redlichkeit, zum Wohlwollen, zur Einigkeit, zur Gefälligkeit, zur Ordnung, zur Thätigkeit einzupflanzen, und sie überhaupt zur sorgfältigsten Erfüllung aller ihrer Pflichten zu gewöhnen. Er will aber diesen seinen großen Endzweck nicht nur durch väterliche Ermahnungen und liebreiche Warnungen erreichen, sondern er geht ihnen auch mit seinem Beispiel voran, und sucht sie dadurch aufzumuntern.

Am meisten aber will er das Herz seiner Zöglinge bilden, durch Lesen guter moralischer Bücher, da, nach dem einstimmigen Urtheil unsrer ersten und größten Pädagogen, zweckmäßige moralische Erzählungen die wirksamsten Mittel sind, Kindern Liebe zur Tugend, Abscheu vor den Laster, Gefühl von Recht und Unrecht, einzuflößen. Er hat eigne Stunden, — 6 wöchentlich, — dazu ausgesezt, und das Geschäfte, dergleichen Bücher mit den kleinern Zöglingen zu lesen, Herrn Solzern aufgetragen, und er hat bisher mit ihnen Salzmanns Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde, einzelne Stücke aus dem Rochowschen Kinderfreunde und der Kampischen Kinderbibliothek gelesen, und zwar läßt er sie zuerst einige Seiten lesen, unterredet sich dann mit ihnen über das, was sie gelesen haben, macht sie auf den Hauptinhalt aufmersam, erklärt ihnen die vorkommenden schweren und vielsinnigen Worte, wobei er den vortreflichen Rochowschen Katechismus der Vernunft benuzt, und läßt sie zulezt einen auf das Gelesene sich beziehenden kurzen Vers oder Denkspruch aus irgend einem Kinderbuche schreiben, den sie den folgenden Tag

aus-

auswendig hersagen müssen. Mit den größern hat Herr Salzmann selbst nach eben der Methode sein moralisch Elementarbuch gelesen.

Vor allen aber sucht Herr Salzmann seinen Zöglingen allgemeine Menschenliebe wichtig und ehrwürdig zu machen; immer bemüht die Empfindungen des Mitleids in ihnen zu erregen, sie zu gewöhnen, an den Freuden ihrer Mitbrüder Theil zu nehmen, und bei den Leiden anderer nicht gleichgültig zu bleiben, benuzt er jede Gelegenheit, die sich ihm darbietet. Es werden z. B. kleine Familienfeste veranstaltet, zu welchen die Kinder aus ihren eigenen Kassen beitragen, und durch kleine Geschenke einander Freude zu machen suchen. Es werden ihnen arme elternlose Kinder angezeigt, die alles das Gute, das sie genießen, entbehren müssen, und sie werden ermuntert, durch einen kleinen Zusammenschuß aus ihren Kassen, ihnen einen vergnügten und frölichen Tag zu machen; und da sie nicht selten bei beschwerlichen und mühsamen Arbeiten andrer Menschen zugegen sind, so wird auch hier zugleich Veranlassung genommen, die Kinder auf die mühsamen, unangenehmen und oft gefährlichen Arbeiten aufmerksam zu machen, deren sich so viele Menschen, oft um eine nur geringe Belohnung, unterziehn und unterziehn müssen, um nur ihren nothdürftigen Unterhalt sich zu erwerben, um dadurch das Herz der Kinder zu Theilnehmung an den traurigen, kümmerlichen Umständen ihrer Nebenmenschen zu gewöhnen, damit, wenn vielleicht einst die Vorsehung ihnen Güter der Erde giebt, sie ihren Ueberfluß anwenden mögen, die Noth ihrer oft im Verborgnen unter der Last der Arbeit, unter Sorgen und Kummer seufzenden Mitmenschen zu erleichtern, und ihnen ihr Leben froher zu machen.

Endlich prägt Herr Salzmann seinen Zöglingen bei jeder Veranlassung die große Wahrheit ein, daß alle Menschen Brüder sind, daß wer Recht thue, Gott angenehm

 sei,

sei, daß in dem großen Gottes-Staate ein Glied so nüzlich und nothwendig als das andre sei, und daß nur der Thor seinen Nebenmenschen verachte, der weniger reich, weniger angesehn sei, in einem niedrigen Stande lebe.

Bemerken werden Sie, theurer Freund! daß Herr Salzmann in seinem ganzen Erziehunsplan dahin arbeitet, die Kinder zur Selbstthätigkeit, zum eignen Nachdenken zu gewöhnen. Beim An- und Auskleiden, und andern Geschäften sind sie ganz sich selbst überlassen, damit sie früh fremde Hülfe entbehren, Schwierigkeiten, die ihnen aufstoßen, durch eigne Kraft aus dem Wege räumen, und auf Mittel denken lernen, wie sie am leichtsten, schnellsten und sichersten zu ihrem Endzweck gelangen können. Wenn sie die ersten Anfangsgründe der Geographie lernen, müssen sie sich die Karte selbst dazu zeichnen, wo sie zugleich wieder auf der andern Seite den Nuzen haben, daß sie die Lage der Länder recht deutlich sich denken lernen. Wenn sie den Anfang mit der Erlernung der lateinischen Sprache machen, müssen sie sich selbst nach und nach ein Wörterbuch verfertigen. Sobald sie nur fertig schreiben können, müssen sie jeden Tag in ihr Tagebuch eintragen, was sie gesehn, gelernt, bemerkt und erfahren haben. Zu einer andern Zeit, werden ihnen gewisse Preisfragen aufgegeben, so wurde z. B. einmal gefragt: Mit welcher Art von Früchten kan man ein Land, das einen sandigten und steinigten Boden hat, am besten und vortheilhaftesten besäen, wenn muß man sie säen und was erfodert es für Vorbereitungen? Ein andermal wurde gefragt: Welche Bäume muß man auf einem nassen, und welche auf einem sandigten Boden pflanzen, wenn und wie muß man sie pflanzen? Und da einen guten Brief schreiben zu können, jedem Menschen, der sein Glück in der Welt durch seine Geschicklichkeit und Talente machen will, durchaus nothwendig ist, und dies zugleich die beste Gelegenheit giebt, die Kinder zu gewöhnen selbst nachzudenken, wie sie

ihre

ihre Gedanken, Wünsche und Empfindungen mit ihren eigenen Worten ausdrucken wollen, so sind eigne Stunden, unter der Aufsicht des Herrn Gutsmuths, der Uebung im Briefschreiben gewidmet, wo aber die Kinder, nicht wie in andern Schüler, wenn sie ja bisweilen in Briefschreiben geübt werden, blos erdichtete Briefe aufsezen müssen; sondern sie schreiben an ihre Eltern, Verwandte, junge Freunde, welches nothwendig mehr Reiz und mehr Nuzen für sie hat. Auch habe ich Ihnen oben schon gesagt, daß die Kinder in Beschreibung merkwürdiger Gegenden, besondern Vorfällen, Feierlichkeiten u. d. gl. geübt werden. Und damit die Kinder immer Gelegenheit haben, ihre Kräfte zu üben, und sich sogleich in mancher Rücksicht, auf ihren Eintritt in die große Welt, vorbereiten mögen, so giebt es bei uns mehrere Aemter, welche die Kinder ausser ihren gewöhnlichen Lehr- und Arbeitsstunden noch zu besorgen haben, wofür sie gewisse Besoldung bekommen, aber auch, wenn sie solche vernachlässigen, am Gelde gestraft werden. Jedem Monat werden diese Aemter vakant, und denn muß jeder Zögling eine Probe ablegen, nach welcher entschieden wird, wer desselben am würdigsten sei. Nur einige dieser Aemter will ich Ihnen nennen. Das Amt Briefe zu kopieren, aus Büchern sich auszeichnende Stellen abzuschreiben, Rechnnng über Einnahme und Ausgabe in der Oekonomie zu führen, öffentlich vorzulesen, merkwürdige Naturerscheinungen, Familienscenen u. d. gl. aufzuzeichnen, die in den Lehrstunden gebrauchten Bücher, Kreide, Schwam u. s. w. wieder zu verwahren, und den Lehrsaal nach geendigten Stunden zu verschließen, ein Verzeichniß über die im Institutgebäude befindlichen Meubles und Betten zu führen. Auch giebt es verschiedne Handlungen mit Papier, mit Federn, Bleistiften, Siegellak, gedruckten Schriften u. s. w, welche die am meisten zu besorgen haben, die ihre Eltern zu künftigen Kaufleuten bestimt haben.

Diese Aemtereinrichtung hat noch einen andern, nach meiner Einsicht nicht geringern, Nuzen für unsre Zöglinge. Das Geld nämlich, welches sie sich durch ihre Aemter verdienen, hat Herr Salzmann nur blos in Verwahrung, es ist aber sonst ganz ihr Eigenthum, und sie dürfen frei darüber disponiren. Dadurch werden sie also früh mit dem Gelde bekant, und lernen aus eigner Erfahrung, wie schwer das Geld zu erwerben sei, und wie leicht es sich wieder ausgebe. Ich glaube also, es ist hier nicht so leicht zu fürchten, daß unsre Zöglinge das traurige Loos so vieler andrer Jünglinge treffe, denen man nicht ehr Geld unter die Hände gab, bis sie das Haus ihrer Eltern verließen und Theil an der Welt Händeln nahmen, und nun aus Mangel an Erfahrung Verschwender und unordentliche Wirthe wurden, sich selbst unglücklich und ihren Eltern Sorge und Kummer machten.

Nach dieser Methode werden unsre Zöglinge unterrichtet und erzogen, so suchen wir ihren Verstand aufzuklären, und ihr Herz zu bilden, sie thätig und arbeitsam zu machen. Da aber der Jüngling und der Mann, der den aufgeklärtesten Verstand, das rechtschaffendste Herz, den besten Willen hat, aber mit einem schwächlichen, kränklichen Körper belastet ist, nie das brauchbare Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden kan und werden wird, daß er seiner ursprünglichen Anlage, seiner Natur und Bestimmung nach werden kan und soll; so wird mit nicht geringerer Sorgfalt auf die Stärkung, Vervollkommung und Ausbildung der Körperkräfte unsrer Zöglinge als ihrer Seelenkräfte gesehn. Es giebt bei uns Uebungen für den Körper, so wie für die Seele, beide sind entweder mit einander verbunden, oder wechseln mit einander ab, und Herr Salzmann braucht mehrere Mittel zur Erreichung dieses seines Endzwecks, den Körper seiner Zöglinge abzuhärten. Eins dieser Mittel ist Reisen. Die Einrichtung unsrer Reisen kennen Sie schon aus Herrn

Salz-

Salzmanns eignen Beschreibung; ich darf Ihnen also hiervon nichts weiter sagen, als daß hier Uebung der Seelenkräfte und Vervollkommung der Körperkräfte mit einander verbunden sind. Auf alles, was sich an irgend einem Orte merkwürdiges findet, Werke der Natur und der Kunst, werden unsre Zöglinge aufmerksam gemacht. Jeder Zögling führt seine Schreibtafel bei sich, um sich das Vornehmste aufzuzeichnen, seine Erfahrungen und Bemerkungen niederzuschreiben, und sodann zu Hause eine eigne Reisebeschreibung zu machen. Dadurch werden sie gewöhnt immer aufmerksam zu sein, zu forschen und zu beobachten, damit wenn sie dereinst vielleicht in ihren Geschäften öftere Reisen unternehmen müssen, sie nicht, wie andre Reisende, vor allen vorübergehn, was nicht zur Hauptabsicht ihrer Reise gehört; sondern auch auf das merken, was ausser ihren eigentlichen Plan liegt, aber gut und nüzlich ist; z. B. Merkwürdigkeiten der Natur, gemeinnüzige Anstalten, gute Einrichtungen, brauchbare Erfindungen, derer immer jedem Lande etwas eigen zu sein pflegt. Und solte nicht wenigstens, einer oder der andere unsrer Zöglinge, dereinst manches entdecken, was nicht allein ihm Nuzen bringen, sondern auch für die Wissenschaften und das allgemeine Beste zuträglich werden kan?

Daß aber durch dergleichen Reisen, die jezo meist zu Fuße oft mehrere Meilen weit, in Herrn Salzmanns und seiner Gehülfen Gesellschaft gemacht werden, auch zugleich der Körper gestärkt und abgehärtet werde, ist schon längst bei Ihnen entschieden, und Sie haben ehemals schon, da ich Sie in G. zu sprechen die Ehre hatte, mir ihre Zufriedenheit mit dieser Einrichtung zu erkennen gegeben, und den Wunsch geäussert, daß man dieses nur überall nachahmen könte und nachahmen mögte. Und es ist ganz gewiß ein Jüngling, der als Knabe schon an jede Veränderung und Luft und Witterung gewöhnt worden ist, Hize und Kälte ertragen,

gen, auf einem Strohlager so sanft, als in weichen Betten schlafen, mit einer schechten Mahlzeit in einem mittelmäßigen Gasthofe so gut, wie mit vielen Gerichten an einer reichlich besezten Tafel, sich sättigen gelernt hat, ein solcher Jüngling, ein solcher Mann, wird dereinst als Mensch, als Bürger und als Freund eine ganz andre Rolle spielen, als der, welcher nie das Haus seines Vaters verließ, nie aus den Ringmauern seiner Vaterstadt kam, nie in die freie Luft sich wagte, ohne sich vorher sorgfältig in Kleider gehüllt zu haben, die nach den Jahrszeiten abwechselten, und die ihm erst ein Bedienter herbei bringen mußte, der nur unter gewärmten Betten und eingeheizten Zimmern schlafen kan, sich selbst tödten würde, wenn er, um seinen Freund zu retten, mitten in der Nacht das Bette verlassen wolte, der Vapeurs und Fieber bekomt, wenn er einmal nur halbgekochte oder geräucherte Speisen essen muß. Jener wird in jedem Stande, als Gelehrter, als Kaufmann, als Soldat, als Professionist, glücklich leben, nie die traurige Empfindung haben, durch seinen Körper an der Thätigkeit seines Geistes gehindert zu werden, er wird durch seine Heiterkeit alles um sich beleben, und eine glückliche Nachkommenschaft der Welt schenken; da dieser von Hipochondrie und Schwächlichkeit geplagt, nie seines Lebens froh wird, seinen Verwandten und Freunden die Freuden des Lebens zugleich verbittert, und Vater einer Familie wird, die ihr Dasein verwünscht.

Die Reisen benuzt aber auch noch Herr Salzmann, die Welt- und Menschenkentniß seiner Zöglinge zu vermehren. Sie werden aus seinen Reisen ersehn haben, daß er überall Freunde, und in den besten und vornehmsten Häusern Zutritt findet, und dies giebt ihm denn die beste Gelegenheit, den Kindern gute Sitten, ein anständiges Betragen in Gesellschaften, und überhaupt den Ton der großen Welt zu lehren.

Nicht

Nicht weniger Gelegenheit findet er auf der andern Seite, seine Zöglinge mit den mancherlei Szenen des menschlichen Lebens und den verschiedenen Situazionen, in welche der Mensch kommen kan, bekant zu machen, und sie darauf vorzubereiten.

Aber ich muß eilen, da ich noch mehrere Mittel, Ihnen wenigstens den Namen nach, anzeigen muß, deren sich Herr Salzmann bedient, die Körperkräfte seiner Zöglinge zu üben; um nicht Ihre Geduld zu ermüden, und doch auch in meiner Nachricht keine Lücke zu lassen. Er schaft sich mit seinen Zöglingen einen Garten. Es sind nämlich von den zum Bauplaz des Erziehungshauses erkauften Aecker noch große Stücken Landes übrig geblieben, diese werden denn zu Anlegung eines Garten benuzt. Da aber der Boden überaus schlecht, und zu Gartenland gar nicht brauchbar ist, so muß derselbe im eigentlichen Verstande umgeschaffen werden, und damit ist denn auch wirklich im vorigen Jahr, und besonders in den Morgenstunden von 5 bis 6 Uhr der Anfang gemacht worden, wo ein Plaz von mehrern Ruthen, der vorher aus bloßem Thon und Steinen bestand, in gutes, tragbares Gartenland umgeschaffen worden ist. Dieses Stück Land ist nun, nachdem einer mehr oder weniger, längere oder kürzere Zeit, daran gearbeitet hatte, unter Lehrer und Zöglinge vertheilt worden, und es wird uns solches in der Zukunft nicht nur eine gute Gelegenheit geben, uns mit unsern Zöglingen durch Graben, Besäen, Jäten und dergl. auf eine angenehme und nüzliche Art zu beschäftigen, sondern wir werden es auch diesen Sommer über noch mehr zu vergrößern suchen, um desto mehr Gelegenheit zu haben, die Kräfte unsrer Zöglinge in Thätigkeit zu sezen, zu üben und auszubilden, und ihnen auch vielleicht manches Nüzliche, in Rücksicht des Säens und Pflanzens, zu lernen.

Ferner werden Salzmanns Zöglinge im Gebrauch ihrer Körperkräfte, durch Verfertigung allerhand Schreinerarbeit geübt. Schon vorigen Winter brachten unsre Zöglinge täglich einige Zeit in der Schreiner Werkstatt unter meiner Aufsicht zu und übten sich da in allerhand Tischlerarbeit. Und jezt ist eine eigne Werkstatt für sie eingerichtet worden, wo sie unter der Aufsicht des Herrn Gutsmuths wöchentlich einige Stunden zubringen.

So werden sie auch in Falzen, Heften und anderer Buchbinderarbeit unterwiesen, und einige unsrer Zöglinge haben es so weit gebracht, daß sie nicht nur die Bücher, welche sie selbst brauchen, falzen, heften und in Pappe einbinden können, sondern auch noch für ihre kleinern Freunde zu arbeiten im Stande sind.

Endlich sind auch noch verschiedne gymnastische Uebungen bei uns eingeführt, von denen ich Ihnen aber nichts weiter zu sagen brauche, als daß sie größtentheils von Dessau, welches Sie genau kennen, kopirt sind. Gehn auf einem schmalen Balken, und über ein schmales Bret, durch den Strik, über einen besonders dazu eingerichteten Graben und über einen in die Höhe gelegten Stock springen, laut in der freyen Luft aus einem Buche etwas vorlesen, um die Wette laufen, im Winter Schlitten- und Schrittschuhfahren, dies sind ohngefehr die gewöhnlichsten Uebungen. Bisweilen wird auch ein Spaziergang nach einem bestimmten Ort binnen einer bestimmten Zeit gemacht, wo mehrentheils ein Weg von einer Stunde in einer halben gemacht wird. Vor die gymnastischen Uebungen ist die Stunde von 11 bis 12 Uhr bestimmt, und Herr André führt hier die Aufsicht.

Ueberhaupt aber sind unsre Zöglinge, wie Sie aus der ganzen Einrichtung sehen, nie ganz ohne Aufseher. Bei ihren Spielen und bei ihren Arbeiten sind immer ein oder mehrere Lehrer zugegen, welche entweder mit daran Antheil nehmen, oder sie beobachten.

Daß

Daß endlich Herr Salzmann alle nur mögliche Vorkehrungen werde getroffen haben, dem schrecklichsten aller Laster, das gleich einer Pest im Finstern schleicht, so leicht einwurzelt und so schwer wieder auszurotten ist, das so schreckliche Zerstörungen anrichtet, und ganze Nachkommenschaften unglücklich macht, den Eingang zu versperren, läßt sich wol von ihm am ersten und meisten erwarten, der so viel und so lange darüber nachgedacht hat, wie wenigstens der weitern Verbreitung Einhalt gethan werden könne, und eine eigne mit allgemeinem Beifall aufgenommene Schrift, die Ihnen längst bekant ist, darüber geschrieben hat. Unsere Zöglinge sind nie ganz alleine, dürfen einsame und verdächtige Oerter nicht besuchen, oder sich wenigstens nicht lange daselbst aufhalten, sind immer beschäftigt, und da sie Abends erst gegen 10 Uhr zu Bette gehen und Morgens des Sommers um 4, des Winters um 6 Uhr wieder aufstehn, so ist auch nicht zu fürchten, daß sie lange wachend im Bette liegen werden. Auf diese Weise ist es Herrn Salzmann bisher gelungen, seine Anstalt vor dieser jezt so weit ausgebreiteten, so fürchterlich wütenden Seuche zu verwahren.

Auch in Rücksicht der Reinlichkeit, der Wohnung, der Kleidung, der Speisen und Getränke, ist Herr Salzmann im Stande gewesen seinem Institute verschiedne Vorzüge zu geben. Erstlich ist die Gegend, die zur Anlegung desselben gewählt worden ist, gewiß eine der schönsten und gesündesten in Deutschland: denn wohnen wir auf dem Lande im Schooße der reinen Natur, dürfen nicht eine von tausend Lungen schon ein- und ausgeathmete Luft von neuen einathmen, uns verschließen nicht Wände und hohe Mauern das Tageslicht und den freien Durchzug der Luft, oder wehren uns die aufgehende Sonne zu begrüssen und ihren Untergang im freien Felde zu bewundern. Ferner sind unsre Wohnungen nicht in eine enge, dumpfige Gasse eingeschlossen, sondern frei auf einer Anhöhe erbaut, wo

also

also die Luft frei durchstreichen, und alle unreinen Dünste sogleich zerstreuen kann. Die Lehrstuben sind nicht finstre, niedrige, feuchte Gemächer, sondern große, weitläuftige, helle und hohe Stubeu, und der Schlafsaal ist geräumig, mit gegen einander überstehenden Fenstern, versehn. Alles dieses konnte um so leichter so eingerichtet werden, da das ganze Institutgebäude von Grund auf neu aufgeführt worden ist.

Ueber alles, was Oekonomie, Wäsche, Kleidung und Reinigung der Zöglinge betrift, führt seine würdige und thätige Frau selbst die genaueste und strengste Aufsicht. Die Kinder genießen bei ihr mütterliche Pflege, und in ihrem ganzen Hause herscht Ordnung und Reinlichkeit. Die Kleidungen der Kinder sind nicht kostbar, nicht prunkvoll — dies solten Kinderkleider nie sein — aber sauber und reinlich und ihrer Bestimmung gemäß, den Körper vor den Unannehmlichkeiten der Witterung zu schüzen, theils von Tuch, theils von Leinwand, und so eingerichtet, daß sie die Kinder weder an der nöthigen Bewegung und bei den Leibesübungen hindern, noch auch den Körper verzärteln und schwächen. Auch werden die Kinder mehrmalen die Woche mit weißer Wäsche versehen und noch öftrer gereinigt. Und wem körperliche Reinigung der Kinder in Erziehungshäusern etwas überaus wichtiges ist, das vorzüglich die Aufmerksamkeit der Aeltern reizen und eine ihrer Hauptbedingungen sein muß, so muß ich sagen, daß gewiß von dieser Seite das Salzmannische Institut *alle* Achtung und allen Beifall des Publikums verdient. Oft, lieber Freund! wenn ich Kinder sehe, die von ihren Aeltern verlassen unter den Händen ihrer sorglosen Wärterinnen im Schmuze verderben mußten, dachte ich, könntest du doch diesen Aeltern Salzmanns zahlreiche Kinderfamilie vorführen, gewiß sie würden beschämt die Augen niederschlagen.

Auch die Speisen, welche wir genießen, sind nicht aus fernen Gegenden zusammengebracht, und, durch hizige Gewürze und Künste der Kochkunst, für unsre Mägen in Gift verwandelt, sondern es sind einfache, aber gut zubereitete Gerichte. Gemüße, das in unserer Gegend selbst gewachsen ist, gutes schmackhaftes Fleisch, Milchspeisen, bisweilen Mehlspeisen, Obst, Butter, Käse, Honig, sind unsre gewöhnlichen Nahrungsmittel, und das Getränke ist reines, frisches Quellwasser, wie es uns der Thüringer Wald liefert. Wein wird nur bei feierlichen Gelegenheit den Kindern zu trinken erlaubt.

Endlich schlafen die Kinder nicht in weichen erhizenden Federbetten, noch unter schweren mit Flaumfedern vollgestopften Deckbetten, noch in geheizten Zimmern, sondern auf einem leichten Unterbette, mit einer Matraze bedeckt, in einem luftigen Saal; jeder in einem eignen Bette und alle unter der Aufsicht mehrerer Lehrer.

Bei dieser einfachen Lebensart sind denn unsre Zöglinge immer gesund, munter und stark, und da vor einiger Zeit verschiedne Krankheiten unter den Kindern um und neben uns herschten, und mehrere davon starben, hat es bei uns von sechszehn Kindern nur zwei betroffen, und weil ihr Körper noch ungeschwächt und unverzärtelt war, Herr Salzmann sie auch mit äußerster Sorgfalt warten und pflegen ließ, so wurden beide in kurzer Zeit wiederhergestellt.

Ich habe Ihnen oben gesagt, daß die Kleidungen der Kinder nicht prunkvoll sind; aber ich muß Ihnen auch sagen, daß sie nichts destoweniger aufs sorgfältigste in acht genommen werden, und daß Flecken und Beschmuzungen derselben, so wie überhaupt Unreinlichkeit, unordentlicher Anzug und Nachläßigkeit im äußern, aufs strengste geahndet wird. Dies hat vor die Aeltern selbst, welche die Kleider der Kinder zu besorgen haben, einen nicht geringen Nuzen, und der Aufwand, den sie in dieser Rücksicht

machen dürfen, ist sehr gering. Ich habe verschiedne Rechnungen gesehn von dem, was Herr Salzmann für Kleidungen und andre im Plane selbst bestimmten außerordentlichen Ausgaben ausgelegt hatte, und keine betrug im halben Jahr über 16 Thaler.

Ueberhaupt aber muß ich Ihnen, t. Fr., noch zum Beschluß sagen, daß alles so eingerichtet ist, daß Herr Salzmann selbst immer Direktor im eigentlichen Verstande ist, und daß nichts ohne sein Vorwissen und seine Einwilligung geschehen kan. Er übersieht immer das Ganze, sieht wie die Kinder in ihren Kentnissen weiter kommen, weis, was vorgetragen, was gearbeitet wird. Er kan immer sehn, wo irgend ein Mangel entstanden ist, ein Fehler sich eingeschlichen hat, eine Verbesserung nothwendig geworden ist. Er giebt nämlich selbst wöchentlich einige Lehrstunden, wie ich oben schon gedacht habe, er ist oft bei den Unterricht der andern Lehrer gegenwärtig, hört zu, thut bisweilen einige Fragen u. s. w. Er revidirt ferner von Zeit zu Zeit die Tagebücher seiner Zöglinge, wo er gleich übersehn kan, was binnen der Zeit vorgetragen worden, wie es vorgetragen, eingekleidet, erläutert worden, er sieht wer unter den Zöglingen den Vortrag gefaßt und wer ihn nicht gefaßt habe, sieht wer fleißig und wer träge gewesen, sieht wer in seinen Kentnissen größere oder kleinere Fortschritte gemacht habe, wer also weiter geführt und wem noch nachgeholfen werden müsse. Endlich wird in jedem Monat zweimal eine besondre Prüfung der Kinder angestellt, alles versammlet sich da im Lehrsaal, jeder Lehrer hat über die Materien, so er binnen der Zeit vorgetragen, mehrere Fragen auf einzelne Zettel geschrieben, diese Zettel werden zusammengerollt, und in eine eigne Kapsel gethan, jedes Kind nimmt sich denn einen Zettel heraus und sucht die darauf geschriebnen Fragen zu beantworten. Und so übersieht Herr Salzmann abermals mit einem Blick alles, was gelehrt und gelernt wor-

den ist, und da die beste Beantwortung der Fragen zugleich mit einer Belohnung von mehrern Billiets verbunden ist, so werden dadurch die Kinder zugleich zum Fleiß und zur Aufmerksamkeit aufgemuntert. Nach geendigter Prüfung werden die Zettel wieder gesamlet und aufbewahrt, um sodann beim Schluße eines Quartals eine allgemeine Prüfung anzustellen, und zu sehn, in wie ferne die Kentnisse der Kinder in einem etwas längern Zeitraum sich vermehrt haben. Bei jeder monatlichen sowol als vierteljährigen Prüfung müssen die Kinder auch zugleich Ausarbeitungen und Uebersezungen in französischer und lateinischer Sprache machen.

Um aber nicht nur zu sehn, wie unsre Zöglinge in ihren Kentnissen wachsen, sondern auch zu erfahren, wie sie moralisch besser werden, Fehler ablegen, und gute Eigenschaften annehmen, so hält Herr Salzmann jeden Sonntag unausgesezt Senat. So bald die Gottesverehrung geendigt ist, wo er seine Zöglinge anmahnt, immer vollkommner, thätiger und rechtschafner zu werden, die göttlichen Lehren der Religion ihnen vorträgt, die Freuden der Tugend und die schrecklichen Folgen des Lasters ihnen mit den lebhaftesten Farben schildert, so bald nimt nun der Senat seinen Anfang. Lehrer und Zöglinge kommen da bei ihn zusammen, die Zöglinge zehlen ihre Billette auf, welche sie sich die Woche über mit ihren Arbeiten und durch ihr Betragen erworben haben, und die Lehrer zeigen sodann gemeinschaftlich das Verhalten eines jeden Zöglings einzeln an, der so fleißig und ordentlich in Erfüllung seiner Pflichten gewesen ist, und Proben eines guten und rechtschafnen Herzens gegeben hat, wird öffentlich gelobt, und der so Fehler sich hat zu Schulden kommen lassen, wird erinnert, solche inskünftige abzulegen. Alles, was hier vorkomt, über das Verhalten der Zöglinge gesagt und erinnert wird, schreibt Herr Salzmann selbst in ein eignes dazu eingerichtetes Buch ein, in welchem er zugleich

 anmerkt,

anmerkt, wie viele Billete sich jeder Zögling verdient hat, um so dann, wenn er 50 Billete hat, ihm einen gelben Nagel in die Meritentafel einzuschlagen.

Noch eine andre Einrichtung hat ohnlängst Herr Salzmann getroffen, wodurch er nun im Stande ist, so gleich am Ende eines jeden Tages das Verhalten seiner Zöglinge zu erfahren. Er hat nämlich jedem Zögling sechs Marken gegeben, die mit einer gewissen Zahl bezeichnet sind, damit sie nicht verwechselt werden können, zieht sich nun ein Zögling durch sein Betragen das Misfallen eines Lehrers zu und wird strafwürdig, so muß er eine oder mehrere Marken abgeben; jeden Abend zählt nun jeder Zögling seine noch übrigen Marken auf, und Herr Salzmann merkt in einem besondern Buche an, wer und wie viele Marken er verloren hat. Und da mit dem Verluste der Marken auch zugleich ein Verlust an Billets verbunden ist, und der, welcher die ganze Woche über keine Marke verloren hat, im Senate noch eine besondre Belohnung bekomt, so dienen die Marken zugleich zu einer Art von Strafe oder Belohnung.

Dies ist die Methode, theurester Freund, nach der unsre Zöglinge unterrichtet, erzogen, gebildet und behandelt werden, und Herr Salzmann hat schon oft das Glück gehabt, für seine viele Arbeiten und Sorgen durch den guten Erfolg seiner Bemühungen belohnt, und von dem Werthe und der Brauchbarkeit seiner Lehr- und Erziehungsart überzeugt zu werden; Kinder, die, als sie in sein Institut kamen, noch ganz unwissend im Gebrauch und in der Anwendung ihrer Verstandeskräfte waren, die bei den Dingen, die sie sahen, und bei den Worten, die sie sprachen, sich gar nichts dachten, waren nur kurze Zeit bei uns, und ihre Fähigkeiten fingen an sich zu entwickeln, ihre Seelenkräfte bildeten sich aus und vervollkommeten, sie wurden aufmerksamer, thätiger, munterer, ofner. Andre, die von der Natur und ihren Merk-

würdig-

würdigkeiten noch gar nichts wußten, sind bereits so weit gekommen, daß sie von den Eigenschaften, den Unterscheidungszeichen, den Nuzen der meisten Naturprodukte nicht blos lallen, sondern davon sprechen und darüber urtheilen können. Und so haben sich die Kentnisse unsrer sämtlichen Zöglinge vermehrt; aber sie sind auch moralisch besser geworden, sie haben Fehler abgelegt, und gute Eigenschaften und Fertigkeiten sich eigen gemacht; ja selbst Kinder, die mit einem kränklichen, schwächlichen Körper zu uns kamen, sind stärker, gesünder und fester geworden.

Und doch sind um unsre Zöglinge zum Guten zu reizen, und vom Bösen abzuhalten nichts weiter gebraucht worden, als Billete und Meritentafel, welche Einrichtung Sie auch schon von Dessau her kennen. Noch nie ist bei uns der Fall vorgekommen, daß wir zu härtern Mitteln oder gar körperlichen Strafen unsre Zuflucht hätten nehmen müssen.

Viel, sehr viel habe ich Ihnen von Herrn Salzmanns Institute geschrieben, und fast fürchte ich hie und da vielleicht zu weitläuftig gewesen zu sein; allein Sie verlangten einmal eine genaue und ausführliche Nachricht; ich glaubte also Ihnen alles schreiben zu müssen. Und nun erlauben Sie mir nur noch, ehe ich von Ihnen scheide, einen Einwurf zu beantworten, den man von verschiedenen Orten her, und auch aus Ihrer Gegend Herrn Salzmann gemacht hat. Wie können, sagt man, Kinder auf dem Lande gut erzogen werden? Wo sollen sie mitten unter Bauern gute Sitten, und ein gefälliges anständiges Betragen lernen? So oft dieser Vorwurf Herrn Salzmann schon gemacht worden ist, so kan er doch nur von solchen Leuten gemacht werden, die seine Einrichtung entweder nicht genug kennen, oder nicht kennen wollen. Herrn Salzmanns Zöglinge werden zwar auf dem Lande erzogen; daß aber die Gesellschaft, in welcher sie erzogen werden, mit dem Lande weiter keine Verbindung habe,

 und

und daß Herr Salzmann, in der Wahl ihrer Gesellschafter nicht weniger sorgfältig gewesen sei und noch sein werde, dafür ist, dünkt mir, schon sein Karakter und sein Name Bürge. Denn ist sein Institut zwar auf dem Lande, aber immer verschiednen Städten nahe genug, um mit ihnen Gemeinschaft unterhalten zu können. Ferner wird sein Haus beständig von Fremden besucht, die sich auch oft längere Zeit bei uns aufhalten; diese bringen denn immer Abwechselung in unsre Gesellschaft, und machen, daß die Kinder, den Fremdes und Neues immer mehr Eindruck macht, als was man täglich sieht, immer in Aufmerksamkeit auf sich und ihr Betragen erhalten werden, wodurch ihnen gutes äusserliches Betragen zulezt zur Gewohnheit wird. Die Kinder kommen auch nie von der Seite ihrer Aufseher — und diese sind doch nicht vom Lande zusammen gebracht, sondern sie haben den größten und besten Theil ihrer Jahre in der großen Welt und unter Leuten von gesitteten Ständen zugebracht — und aller Umgang mit Kindern ausser dem Institut ist ihnen ganz abgeschnitten. Endlich haben unsre Zöglinge auf ihren Reisen durch den Zutritt, der ihnen in den besten Häusern offen steht, und dessen ich oben schon gedacht habe, gewiß mehr Gelegenheit gute Sitten und ein gefälliges, äusseres Betragen in Gesellschaften zu lernen, als die Kinder der meisten Städtebewohner, die in dem Kreis zweier oder höchstens dreier Familien eingeschränkt sind, wo oft lächerliche Etiquette, kleinstädtischer Zwang und ein ewiges Einerlei herscht. Wenn man dies alles in Betracht ziehn, und zugleich mit in Rechnung bringen wolte, daß auf dem Lande die Zöglinge vor so mancher Gefahr der Verführung zu Ausschweifungen, heimlichen Sünden, zur Eitelkeit, Heuchelei, Naschhaftigkeit u. d. gl. gesichert sind, daß es in einer Stadt bei aller Sorgfalt nicht möglich ist, die Kinder ganz vom Umgange mit ungesitteten, schlechtdenkenden Menschen zu entfernen, und vor bösen

Bei-

Beispielen zu bewahren, daß Herr Salzmann in einer Stadt einen großen Theil seines Entwurfs, besonders in Rücksicht mancher körperlicher Uebungen gar nicht würde haben ausführen können, daß er in der Stadt nicht würde im Stande gewesen sein, die Kinder so mit der freien Natur bekant und vertraut zu machen, als es auf dem Lande geschehen kan, daß er endlich in der Sadt, wo die Lebensmittel gewöhnlich theurer, als auf dem Lande zu sein pflegen, und überhaupt der Luxus mehr herrscht, Herr Salzmann würde genöthiget gewesen sein, mehr Aufwand zu machen, also entweder die Pension zu erhöhn, oder den Aeltern der Zöglinge stärkere Rechnungen zu schicken, oder gar beides zu thun, welches nothwendig der Gemeinnüzigkeit seiner Anstalt nachtheilig würde gewesen sein. Wenn man dies alles überdenken und beherzigen wolte, so würde man gewiß Herrn Salzmann nicht mehr tadeln, daß er das Land der Stadt vorgezogen, und ein Landgut zur Anlegung seines Instituts gewählt hat.

Und nun, theurester Freund! habe ich Ihnen alles gesagt, was ich Ihnen gegenwärtig von dem Institute des Herrn Prof. Salzmanns sagen konte, und muß es Ihnen überlassen, in wie ferne Sie seine Einrichtung gemeinnüzig, Ihres Beifalls und Ihrer Unterstüzung würdig finden. Von allen wird Herr Salzmann bald das Publikum selbst, in den Nachrichten von Schnepfenthal belehren. Am besten aber werden Sie sich von der ganzen Einrichtung unterrichten können, wenn Sie Ihren Vorsaz bald ins Werk sezen und uns Ihres Besuches würdigen. Indessen empfehle ich mich Ihnen und erbitte mir Ihre fernere Gewogenheit.

Heinrich Beutler.

5.

Launen und Epigrammen.

1.

Auf den Bassa von —.

Er, der sein armes Land ins Elend so gebracht,
Daß Engel oft mit Thränen niedersahn,
Hat Mittel gegen's Murrn des Hungers auch erdacht; —
Er ordent Buß- und Fasttäg' an.

2.

Auf eben den.

Er schreibt mit größtem Recht:
„Von Gottes Gnaden Wir rc.;"
Wär' Gott blos gegen ihn gerecht,
So wär' er nicht mehr hier.

3.

Ueber ein Mädchen, die sehr viele Liebhaber hatte.

Mag Schlözer immerhin für Monarchieen schreiben,
Republikanisch wird Korinnia stets bleiben,
Im Lieben hasset sie den strengen Souverän,
Drum hat sie einen Rath von hunderten ersehn.

4.

Ueber einen Autor, der Selbstverleger seiner Schriften war, die ihm niemand abkaufte.

„Sie schreiben nur ums Brod,“ sind jezt die ewige Klagen,
In unsern schreib- und lesesüchtigen Tagen,
Dies Urtheil trift nicht Radagot,
Denn der schreibt sich ums Brod.

5.

Sophisme.

Dafne.

O lasse mich, Mirtill! — Ich werde stets gedenken,
Was meine gute Mutter spricht:
„Wer seinen Kranz verliert — —“

Mirtill.

Verlieren nicht!
Doch darfst du mir ihn schenken.

6.

Auf einen geizigen Prediger.

Warum er, der bekant der ärgste Geizhals ist,
Zu seiner Predigt stets den Text vom Geiz erkießt?
Er denkt: sollt's viele mehr der Geizigen noch geben,
So könt' ich selbst hinfort nicht mehr vom Wucher leben.

7.

Der Trunkenbold zum Geistlichen.

„Wer sagt mir nach, daß ich in vorgem Jahr
Mehr als einmal betrunken war?
Das hat kein braver Mann gethan!“ —
Stax hat ganz Recht; jedoch
Es ging dies Einemal am Neuen Jahrstag an,
Und dauerte an Sankt Silvester noch.

8.

Auf Blanchard.

Statt allem glänzenden Metall,
Statt alles Reichthums dieser Erden,
Verschaffet mir nur Blanchards Ball,
Er mag dann hingetragen werden,
In heise oder kalte Zonen,
Ja zu dem Aether selber hin,
Ich weis, daß ich da glücklich bin,
Weil dort noch keine Bonzen wohnen.

9.

Wortspiel über einen Minister, welcher für Geschenke Dienste vergab.

Stax soll kein Thor, wofür ihn jeder hält,
Nach Ihrem Urtheil sein?
Allein wie käme denn für baares Einlaßgeld
So mancher Narr in diese Stadt hinein?

10.

Der junge Präsident.

„Aktivität muß mir auf den Balleien sein;
Nicht Schläfrigkeit, nicht Faulheit kom hinein;
Der Unschuld sei Licht, Kraft und Schnelligkeit
Zu ihrer Hülfe stets bereit.
Man sehe nichts von dem ohnthätgen Troß,
Man gähne nie, man steh' nie still! — “

Das komt mir just so vor, als wenn mit Mankas Roß
Man Wetterennen halten will.

11.

Auf die — — poetische Blumenlese.

Der schönen Blumen giebts nicht viel,
Doch jeder ein Sträuschen haben will,
Um nun nicht leer nach Haus zu gehn,
Hat dieser Distlen vor Blumen versehn.

12.

Aus dem Englischen.

Ein Mädchen ist das reine Gold,
Das jeder auf die Wage legt,
Wenn er es aus Guinea holt;
Doch ist ihr erst des Mannes Name aufgeprägt,
Geht's ihr, wie jeder Münz' im Land,
Sie wird kurrent von Hand zu Hand.

13.

Belint.

Belint, der ernste Mann, thut alles mit Bedacht,
Und schwört, daß er noch nie gelacht;
Wie lange hätte dieser Ernst gewährt,
Hätt' eine Predigt er vom Pater Hahn gehört?

14.

An einen Menschenfreund.

Was Bav von Gottes Zorn in seiner Predigt spricht,
Sei Beispiellos, sagt Ihr, und glaubt es nicht?
Allein, wer hat, zum Lohn für unser Sündenleben,
Uns diesen Bav in seinem Zorn gegeben?

6.

Warum die Protestanten so wenig Proseliten machen.

Die katholische Kirche ist einmal im Besize der Verdienstlichkeit, wenn sie sich rekrutiren kan, und der römische Hof hat zu viel Interesse bei der Sache, der niedern Klerisei und dem Volke über dieses bedenkliche Verdienst die Augen zu öfnen. So lange der Katholike in dem Glauben steht, daß seine Kirche, die allein seligmachende sei, ist seine Sucht, Kezer zu bekehren, und der Hölle zu entreißen, wie er wähnt, allerdings sehr schäzenswürdig, und wenn er vollends mehr thut, als bekehren, wenn er sein Brod mit dem Neubekehrten theilt, sein eifrigster Freund wird, für sein Unterkommen sorgt, und sich seiner brüderlich

derlich annimt; so verdamme das, wer kan, ich nicht. Der große Haufe kent die Räder in der Maschine nicht, die auch ihn in Bewegung sezt; ihn kümmert die Staatskunst des Pabstes und der Jesuiten nichts, da man sie sorgfältigst vor ihm verbirgt, was er also thut, thut er bona fide und aus gutem Herzen, und dies verdient Liebe und Achtung. Unter den Protestanten gab es immer auch Proselitenmacher mit unter, die gern gaben, wenn sie nur eine Seele retten konten; sie werden aber seltner und kälter, so wie leider warmer Religionseifer allenthalben weniger wird und erkaltet. Dazu tragen die Proseliten, die wir machen, oft selbst das meiste bei. Die Ursachen ihrer Konfessionsveränderung sind nicht immer die lautersten, und da wir etwas mehr verlangen, als Vertauschung des Sektennames; so findet jeder Glücksjäger bei uns seine Rechnung nicht. Die katholische Kirche kan sich also eher rekrutiren, als die protestantische.

1. Weil sie sich es angelegener sein läßt, als wir. Welche geheime und offenbare Bekehrungsanstalten hat und unterhält sie nicht, die wir nicht haben und nicht haben können, weil der Fond fehlt! *) Wie angelegentlich wird nicht die Klerisei sowol, als auch der Laie auf diese fromme Jagd abgerichtet! und wie leicht ist es nicht der römischen Kirche, durch abgeschwazte Legate und Testamente den Fond der Propaganda noch immer zu vermehren und zu erhalten! Von dem allen haben wir wenig oder nichts, unsre pia corpora

*) Die Zeitungen erwähnen jezt: Der Kaiser habe einen solchen Fond von 600,000 fl., der zur Aushülfe und Unterstüzung der Konvertiten bestimt war, dem Armeninstitute einverleibt. Es giebt wol keine noch so kleine katholische Kommun, wo nicht etwas ähnliches existirte, oder die nicht auf einen solchen Fond trassiren könte.

corpora sind kärglich dotirt und zu ganz andern Zwecken bestimt, und sollen unsere Kirchkinder bei solchen Gelegenheiten freigebig sein; so muß der Prediger, der bei der ganzen Sache nur Mühe und keine Aufmunterung hat, für den Proseliten sich gewissermaßen verbirgen. Sobald ein Konversus zur römischen Kirche übergetreten ist, ist er geborgen. Der Eifer, ihm seine neue Konfession angenehm zu machen, nimt eher zu, als ab, und seine neue Glaubensverwandte sind ihm so viele wohlwollende Freunde, die ihm unter seinen verlassenen Glaubensbrüdern fehlten. So bald aber der zu uns übergetretene Proselit sein Glaubensbekentniß abgelegt hat, ist er sich meist selbst überlassen, wir bekümmern uns um ihn und sein künftiges Schicksal wenig mehr, und wenn wir viel thun, so eröfnen wir ihm eine Laufbahn, sein Brod zu verdienen, wir gebens ihm aber nicht umsonst. Der Protestant, der sich in ein katholisches Mädchen verliebt, verdient sie sich durch seinen Uebergang zu ihrer Kirche, und er macht sein Glück oft durch eine gute Heirat. Wir geben unsre Töchter nicht leicht einem Proseliten, und unsere Sprödigkeit kan nicht sehr ermuntern, besonders da ein Konversus bei uns gewissermaßen einen Makel an seiner Ehre hat, und der Name Mamelucke, womit wir oder unser Pöbel jeden Neubekehrten brandmarken, ein Schimpfwort ist. Ein getaufter Jude sein, empfielt bei uns eben so wenig, und so ganz kan man unser Mistrauen nicht tadeln, da wir so oft betrogen wurden. Hätten unsere Fürsten aus den eingegangenen Klöstern einen Religionsfond pro propaganda fide gemacht, und hätten wir eben so reichliche Köder, als die römische Kirche; so würden wir auch mehr Neubekehrte haben; ob bessere, als sie, mögt ich nicht entscheiden.

2. Die

2. Die katholische Kirche behält den Himmel blos für sich, und läßt auch den besten Protestanten nicht mit hinein. Wir sind billiger, wir fodern das feierliche Abschwören der Irthümer nicht, als eine unumgängliche Bedingung zur Seligkeit, und verdammen auch den Christen nicht, weil er sich äusserlich zu einer andern Kirche bekent, als die unsrige ist. Dies kan keinem forschenden Katholiken, der unsere Schriften liest, unbekant bleiben, er kan aber Schwierigkeiten finden, die ihm nicht erlauben, öffentlich zu uns über zu gehen; er kan äusserlich ein Katholik bleiben, und insgeheim doch die Wahrheit erkennen und ihr die Ehre geben, und so haben wir mitten in der katholischen Kirche eine Menge Proseliten gemacht, die Gott allein kent, und die wir in unsern Registern nicht aufführen. Ehemals schlossen unsre Geistliche den Himmel eben so unbarmherzig vor jedem zu, der den Mut nicht hatte, öffentlich zu uns über zu gehen, als es die römische Kirche noch jezt thut, und vielleicht giebt es noch solche Zeloten unter uns; im ganzen haben wir aber aufgehört, Vormünder des lieben Gottes zu sein, und ihm vorzugreifen, und die Aeusserungen unserer Prediger: daß unserm Gott ein ehrlicher Katholik, der nach Wahrheit forscht, und seiner Einsicht würdiglich lebt, lieber sei, als ein sogenanter rechtgläubiger Protestant, der seinen Glauben durch sein Leben schändet, sind so selten nicht mehr.

3. Zwangsmittel sind dem Protestantismus gar nicht angemessen. Wir nöthigen oder zwingen niemand, hinein zu kommen, unsre Fürsten dulden diese Methode, Proseliten zu machen, gar nicht, und würdigen protestantischen Geistlichen fallen sie niemals ein. Man weis, daß man sich in der katholischen Kirche das Gegentheil erlaubt; man kent die französische Dragonade und die Gewaltthätigkeit, womit man es selbst erklären

ten Protestanten nicht erlaubt, sich äußerlich von der katholischen Kirche zu trennen; man kent die Gewaltthätigkeiten, wodurch protestantischen Eltern ihre Kinder hie oder da geraubt werden, und das heilige Offizium, das jeden Menschen, der nicht recht pfaffisch ist, im Rauche zur Hölle schickt. Nach dem Geiste der römischen Kirche müßte die Inquisition allgemein sein, und wenn die Fürsten es nicht zuträglicher fänden, dem mönchischen Fanatizismus Einhalt zu thun, als ihn wüthen zu lassen; wie wolt' es um die Welt stehen?

4. Unsere Heidenbekehrer können unmöglich so viele Proseliten machen, als die katholische Missionarien, weil sie mehr Mühe haben, als jene. Wir verschwenden, in Vergleichung mit den katholischen Heidenbekehrern, die Arbeit an den Seelen, unterrichten sie lange und sorgfältig, ehe wir sie taufen, und hören auch dann noch nicht auf, sie in der buchstäblichen Erkentniß immer weiter zu bringen. Der katholische Missionar, besonders der Jesuit, hat mit dem Unterricht wenig oder nichts zu thun. Da, wo keine Gewalt hilft, sucht er die armen Heiden nur zur Einwilligung zu bewegen, sich taufen zu lassen, tauft sie, und — sie sind Christen. Giebt ihm das Glück der Waffen eine Heerde unglücklicher Schlachtopfer in seine Gewalt, so läßt er sie mit Gewalt in irgend einen Teich oder Fluß treiben, tauft sie, schreibt die Anzahl nieder, und in Europa heißt es dann: Er habe so viele Hunderte, ja Tausende bekehrt. Bleiben sie in seiner Gewalt, so treibt er sie mit eben dem Zwange in die Messe, womit er sie taufte, läßt sie züchtigen, wenn sie das Zeichen des Kreuzes nicht machen — und hat in wenig Tagen eine sogenante christliche Gemeinde von einigen tausend Köpfen, die nicht heidnischer sein kan. Trift er irgend einen schlafenden oder kranken Menschen, oder ein

ein Kind an, das sich nicht vertheidigen kan, so tauft er sie insgeheim, trägt sie in sein Register, und sieht nachher die Getauften niemals wieder; oder sieht er sie wieder, so tauft er sie nochmals, und zählt sie aufs neue, weil er sie nicht mehr kante. So magisch läßt man die Taufe wirken, und so wenig kostet Leuten die Ehre, der Kirche Rekruten zu verschaffen, die oft selbst von wahren Christenthume wenig oder gar nichts wissen. Die Jesuiten tauften ehedessen in China viele Menschen, und zwar auf einen Mischmasch von Konfuzii und der katholischen Lehre, in der Konfuzius mehr galt, als Christus, und doch nante man die Getauften Christen. In diesem Verstande werden die Protestanten nie mit der Quantität ihrer Proseliten gegen die Neubekehrten der Katholiken auskommen, in der Qualität aber immer das Uebergewicht behalten.

5. Erlauben sich die Protestanten keine Gewalt, Proseliten zu machen, so erlauben sie sich noch weniger List, für ihre Kirche durch Werberpraktiken zu rekrutiren. Wie weit der apostolische Stul und gewisse Emissarien desselben eben dasselbe von sich rühmen können, überlasse ich ihrem Gewissen und den wenigen edlen Männern, die ihnen in die Karte geguckt haben. Selbst das Poltern, Betäuben, Verdammen und Erschüttern ist nicht protestantisch; wir suchen nur den Verstand zu überzeugen, und erwarten sodann gelassen die Entschließung des Willens. Auch hintergehen wir unsre Schüler nicht, wir geben ihnen die Bibel selbst zur Prüfung in die Hände, und übertölpeln sie nie durch falsche Wunder.

6. Die katholische Kirche hat Lockspeisen für gewisse Menschen, die sie bei den Protestanten nicht finden. Dort legt die gütige Mutter dem Sünder ein sanftes Polster unter, auf dem sichs ruhig fortsündigen läßt, erleichtert ihm das Gewissen, so oft ers verlangt, und nimt

es mit den liebsten Schoßsünden so genau nicht. Der gemeine Mann ist kein Freund vom Denken, die benigna mater denkt für ihn, und verlangt nur Glauben.

Wie weit anders ist das alles bei den Protestanten! Unsre Moral ist eher zu scharf, als zu gelinde, wir können keine Sünde vergeben, weil wir nicht Gott sind, wir dringen auf ein heiliges Leben auf ein reines Herz und vergeben den göttlichen Geboten kein Jota. Bietet sich uns ein Katholike an, so wird er scharf geprüft, ist er unwissend, so muß er sich unterrichten lassen, und wir verlangen, daß er über das Gelernte nachdenke, um Rechenschaft von seinem Glauben geben zu können, dem der Grund fodert. Dies alles, wobei sich mit Zuversicht und blindlings kein zeitliches Glück und Wohlleben erwarten läßt, ist für den sinnlichen Menschen eher abschreckend, als anlockend; läßt sich aber jemand durch alle diese ihm drohende Prüfung nicht abschrecken, so überwiegt ein solcher Proselit leicht hundert andre, die aus keinen so edlen Absichten Ueberläufer wurden. Non multa sed multum.

Ich wiederhole es nochmals: daß ich diejenigen Katholiken, die bona fide Proseliten zu machen suchen, herzlich schäze und ihre gute Meinung lobe, und es wäre den Protestanten allerdings etwas mehr Liebe für diejenigen, die zu uns kommen, zu wünschen. Wir sind oft betrogen worden, es ist wahr, wir haben oft unsre Freigebigkeit an Heuchler verschwendet, die in ihrem Religionseifer nachließen, sobald unsere Geschenke ausblieben. Müssen deswegen alle Proseliten Betrüger und Nichtswürdige sein? und sollen wir durch unsere knauserhafte Vorsicht und Klugheit, die oft in den niederträchtigsten Geiz ausartet, jedem ehrlichen Mann, den sein Gewissen uns in die Arme wirft, von uns stoßen, und unsere Religion schänden? Ich habe einigemale Besuche von einem vor mehr als 20 Jahren getauften Juden gehabt, der zu gute Zeugnisse hatte, zu lange Christ gewesen war, und in seinem

Betra=

Betragen zu viel Ehrlichkeit bewies, als daß ich mir ein zuweit getriebenes Mistrauen wider ihn hätte erlauben sollen, ohnerachtet ich ihm nicht sogleich, und vielleicht auch nie mein ganzes Zutrauen schenken konte. Ich nahm ihn aber freundlich auf, gab ihm Anleitung und Gelegenheit, sein Brod zu verdienen, und der Mann ist geborgen. O wie ihm meine Freundlichkeit wohl that! lange hatte ers bei keinem meiner Brüder so gut gefunden, und auch nachher hat ihn ihr Kaltsinn verscheucht. Ist es Wunder, daß so abgeschreckte, so verlassene Menschen endlich auf Abwege und in Verzweifelung gerathen? Unsere Hartherzigkeit macht oft Bösewichter, da eine brüderlichere Theilnehmung nüzliche Bürger aus ihnen hätte machen können. Nachstehende Geschichte, die der größte Theil meiner Leser vielleicht jezt zum erstenmal liest, *) beweist es deutlich genug, daß das Gewissen jemand zwingen kan, zu uns überzugehen, und daß nicht alle Proseliten solche schlechte Bewegunsgründe haben, als wir und unser Geiz ihnen oftmals unterschieben.

Johann Gohr, der einzige Sohn eines römischen Edelmanns, Guorio, damaligen Oberamtmanns und Burgrichters zu Zons im Kurfürstenthum Kölln, und der Baronessin von Krazen, ward 1658 am 8. April zu Zons geboren, und bewies früh viele Fähigkeit für die Wissenschaften. Den Grund zu seinen Kentnissen legte er in Zons, und als er ein wenig herangewachsen war, ward er nach Köln auf das laurenzianische Gymnasium geschickt, wo er geschwinde und starke Schritte im Lernen that. Zugleich bekam aber auch sein Geist früh die mi-

*) Meines Wissens steht diese Erzählung nirgends, als in der hamburgischen vermischten Bibliothek, des ersten Bandes vierten Stücke 1743. Seite 602 f. von dem sel. Pastor Johann Friedrich Lesser erzählt.

stische Mönchsfalte, er betrachtete die Ordensleute, wovon es bekantlich in dieser Stadt wimmelt, als Wesen höherer Art, er wünschte auch ein so seliges Ding zu werden, und sonder Zweifel fand er Leute um sich, die diesen Fanatizismus angefacht hatten und nicht wieder erlöschen ließen; denn reiche junge Leute von vornehmer Familie bitten bei keinem Orden vergeblich um Aufnahme. Er wußte, daß sein Vater ganz andre Absichten mit ihm hatte, und nie seine Einwilligung dazu geben würde, vielleicht hätte ihn dies auch zurückgehalten, wenn die Mönchsmoral sein Gewissen nicht beruhigt hätte, nach der Eltern kein Recht mehr über ihre Kinder behalten, wenn Gott sie ruft. Ohne elterliche Einwilligung trat der junge Mann in den Karmeliterorden, und ohne ihren Willen that er nach dem Probejahr Profeß, wodurch der Vater so aufgebracht ward, daß er ihn enterbte. Allein die Karmeliter wußten ihn wieder zu besänftigen, und das Kloster verschlang die ganze ansehnliche Erbschaft. Der junge Gohr stieg geschwinde im Orden vom Subdiakono bis zur Unterpriors-Stelle in Mainz, und bald darauf zum Prediger in der Karmeliterkirche zu Frankfurth am Main. Weil er als Prediger auch Kontroverspredigten wider die Protestanten halten mußte, so ward ihm erlaubt, Quenstedts lateinische Theologie zu lesen, um unsere Glaubenslehren, die er widerlegen solte, kennen zu lernen. Der Erfolg war ganz ein anderer, als die Obern ihn erwartet hatten. Gohr fand Wahrheit, wo er Irrthümer finden solte, und sein Herz widersezte sich seinen geänderten Einsichten nicht. Er forschte ehrlich und weiter, und je länger ers that, je bedenklicher ihm die Lehren seiner Kirche wurden, an denen er bis dahin noch nie gezweifelt hatte. Er suchte Rath, und wagte es, sich den lutherischen Predigern in Franfurt, besonders dem damaligen Senior Spener anzuvertrauen. Die Unterredung mit diesen Männern gab ihm immer neue Aufschlüsse, und

sein

sein Wunsch, die Wahrheit öffentlich bekennen zu können, ward immer stärker. Spener zog nach Berlin, Arkularius ward Senior an seiner Stelle, und auch dieser bestärkte unsern Gohr in seinem Vorsaze. Der Kampf war groß, den der ehrliche Mann zu kämpfen hatte, und die Aussichten in einem so sehr veränderten Stande reizten nicht. Seine Gesundheit litt, der Prior sah es, und erlaubte Gohren eine Reise nach Amöneburg, frische Luft zu schöpfen, und seine Gesundheit herzustellen. Gohr gieng, nahm von Amöneburg zur Stunde neue Fuhr bis Kassel, und reiste von hier weiter über Eisenach und Erfurt nach Leipzig, nachdem er am 3. Nov. 1693 in Frankfurt seine lezte Predigt gehalten hatte. Die Professoren in Leipzig wünschten ihm zwar zu seinem Vorhaben viel Glück, Aussichten aber für seinen künftigen Unterhalt konten oder wolten sie ihm nicht eröfnen. Gohr trat am 6. Jan 1694 in der Thomaskirche in Leipzig öffentlich zu uns über, und darüber ertheilten ihm auch die Professoren die herlichsten Zeugnisse. Als er aber als Magister einige Vorlesungen anfieng, um sich ehrlich zu ernähren, so war es den Professoren, hieß es, gesteckt, daß der Magister seinen Zuhörern heimlich papistische Lehrsäze beibringe; ihr Gewissen drang sie also, ihm das Vorlesen zu untersagen. Damit verlor der arme Mann freilich sein Brod, und zwar ohne seine Schuld; denn überwiesen scheint er nicht zu sein. Allein die weite Welt stand ihm ja offen, gute Zeugnisse hatte man ihm gegeben, und niemand hinderte ihn, sein Glück anderwärts zu suchen, wenn man sich nur in Leipzig von ihm losmachen konte. Von seinen neuen Glaubensgenossen in Leipzig schon so früh verlassen, wandte sich der Unglückliche nach Berlin an seinen Spener, der ihn liebreicher aufnahm, und dem damals in Berlin anwesenden Pufendorf empfahl. Pufendorf gab ihm Empfehlungsschreiben an den Generalsuperintendenten Doktor Fi-

scher in Riga, und Gohr mußte abermals seinen Wanderstab ergreifen. In Stettin fand er Gelegenheit, vor dem Kommendanten Graf Bielken in der Schloßkirche zu predigen, und diese Predigt gefiel dem Hofprediger so wohl, daß er ihn an den General von Dewiz auf Hoffelde empfahl. Dieser trug unserm Proseliten gleich eine Pfarre, die sein Schwiegersohn von Kalso zu vergeben hatte, an, brachte eine reichliche Subskripzion in Stargard für ihn zu Stande, uod am 3. Nov. 1694 ward Gohr als Prediger zu großen Großien im Neustettinischen Kreise berufen. So allgemein er auch hier geliebt und geschäzt ward, so war doch auch da ein Satansengel, der ihn mit Fäusten schlug, der Pater zu Tempelburg. Zweimal ward im August 1696 Feuer im Pfarrhause angelegt, Gohr büßte alles ein, und man sagt' es laut, daß der Pater der Mordbrenner sei. Um dem armen Pastor Gohr Ruhe vor diesem Buben zu verschaffen, versezte man ihn im September nach Falkenberg, wo er sein Leben geliebt, geachtet und ruhig bis an seinen Tod 1728 zubrachte. So gut es Gohren noch ward, wirds den wenigsten, besonders jezo, da Religiosität so sehr abgenommen hat, und der Eifer erkaltet ist. Fidler macht zwar eine Ausnahme, ihm ward besser begegnet, als ers verdiente; aber Leute seines Gelichters, Mortzcinni, Ekkard und andere mehr haben auch ihre Unterstüzung mehr ihren Ränken und ihrer Beredsamkeit, als der guten Sache selbst zu danken. Unangenehm ist es, von Landstreichern betrogen zu werden, und ganz kan ich hier eine kluge Vorsicht nicht tadeln; aber allzuweit getriebene Vorsicht ist denn doch, beim Lichte besehen, Knauserei. Besser, ich werde betrogen, als daß ich mich in die Gefahr seze, durch mein Zurückhalten einen ehrlichen Mann in Verlegenheit zu stürzen und ihn seinem beunruhigenden Gewissen zu überlassen. **Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich nicht**

nicht beherberget, sagt Jesus; o, über den Text ließe sich vortreflich predigen!

J. M. Schwager.

7.

Nachrichten von der Gefangennehmung des Kardinals Rohan.

Versailles, den 15ten August.

Wir sind, gleich dem ganzen Publikum, in Ungewisheit wegen des Auftritts mit Sr. Eminenz, dem Kardinal von Rohan. Selbst unser Korrespondent giebt uns in diesem folgenden Briefe einen, wie er ihn selbst nent, unsinnigen und abgeschmackten Bericht. Unter diesem Titel nun geben wir ihn auch, indem wir nicht anders könnten, weil mehrere Briefe von Paris davon, als von einer ganz bekanten Sache, reden.

Der Kardinal von Rohan ist heute gegen Mittag auf Befehl des Königs in Verhaft genommen worden. Man sahe die Königin vor 11 Uhr zu S. Maj. gehen, welches nicht gewöhnlich ist, und um so weniger, da sie nicht einmal koeffirt war. Wenige Zeit hernach kam auch Herr von Breteuil, und darauf der Siegelbewahrer, Herr von Miromesnil, den man aus der Messe holen ließ. Einem von der Garderobe wurde aufgetragen, dem Kardinal zu sagen, daß der König mit ihm reden wolle, und, wie er zu lange ausblieb, schickte der König Herrn Chantot, seinen Kammerdiener, zu ihm. Endlich kam der Kardinal. Nach einer halbstündigen Unterredung kam er zur Glasthüre heraus, der Baron von Breteuil mit ihm. Dieser Minister sagte zum ersten, besten Offizier der Leib-

 wache,

wache, der ihm begegnete, dem Grafen von Jouffroy: er solte ihm folgen. Der Offizier wußte nicht, ob er gehorchen solte? aber der Herr von Breteuil sagte ihm noch einmal, in einem rauhern Tone: er solle ihm auf Befehl des Königs folgen. Herr von Jouffroy gieng mit ihnen, und als sie in den Kriegssaal kamen, sagte ihm der Minister: Ich übergebe Ihnen den Kardinal. Lassen Sie ihn nicht aus dem Gesichte, Sie müssem dem Könige Rechenschaft für ihn geben. Herr von Breteuil gieng darauf in das Kabinet des Königs zurücke, und der Herr von Jouffroy führte den Kardinal in sein Wohnzimmer. Kaum war er darinnen, als der Duc von Villeroi, Kapitain der Leibwache, mit vier Schildwachen, die er an die Hauptthüren und an die Fenster des Zimmers des Kardinals stellte, ankam, und den Herrn von Jouffroy wieder an seinen Posten zurückschickte. Man sahe hernach den Herrn von Breteuil, und den Herrn de la Chapelle, einen seiner ersten Kommis, hineingehen, die alle Papiere Sr. Eminenz versiegelten. Der Kardinal, der bisher, wegen der Feierlichkeit des Tages, in Amtskleidern gewesen war, kleidete sich nun aus. Der Duc de Villeroi ließ den Grafen von Agoult, Aidemajor der Leibwache, kommen, übergab ihm die Bewachung des Kardinals, begleitete dann Se. Eminenz bis an die Kutsche, die unten an der Treppe auf ihn wartete. Der Herr von Agoult stieg dann mit ihm hinein, und gegen ein Viertel auf zwei Uhr reiseten sie nach Paris ab. Der Herr von Agoult war *allein* mit seinem Gefangenen in dem Wagen, und saß zur rechten. Man erschöpft sich ganz in Muthmassungen über diese außerordentliche Begebenheit, und bis jezt ist nicht von Staatsverbrechen die Rede, aber von einer Sache, wo der Name der Königin mißbraucht wurde.

* * *

Der Kardinal kam lezten Montag gegen halb drei Uhr in seinen Palast. Der Baron von Breteuil, unter

der

der Begleitung des Herrn von Crosne, war schon vorher da angekommen, um seine Papiere zu versiegeln. Der Kardinal erhielt Erlaubniß, seine Verwandten zu sehen, und den nämlichen Tag bekam er Besuch von dem Prinzen von Soubise und der Prinzessin von Marsan, welchen der König sagen ließ; er habe sich genöthigt gesehen, sich des Kardinals zu versichern: sie sollten sich daher nicht beunruhigen, indem es weiter keine Staatsverbrechen beträfe. Gegen Abend sahe man den Herrn von Crosne mit Postpferden wieder abreisen, und erfuhr den andern Morgen, daß er nach Coupetoray, dem Landhause des Kardinals, nahe bei Lagny, abgereiset war, um alle Papiere auch daselbst zu versiegeln. Man kan sich leicht denken, daß eine so auffallende Handlung, einen Prinzen der Kirche, einen Reichsfürsten, den Grand-Aumonier von Frankreich, in geistlicher Kleidung, in Verhaft nehmen, der Stof aller Gespräche ist, — und erschöpfte sich in Muthmassungen hierüber, so wol zu Paris, als Versailles, bis man endlich sich mit der Nachricht, die in folgendem Briefe enthalten ist, begnügen mußte.

* * *

Vom 16. August.

Die Ungewißheit, in der wir über die Ursachen der Gefangennehmung des Herrn Kardinals von Rohan waren, währte nicht lange, und gestern Abends sagte man öffentlich, was der königlichen Familie bekant zu machen beliebte, und das Publikum wissen solte.

Herr Böhmer, Jubelirer der Krone, hatte der Königin vor einiger Zeit ein Halsband von den auserlesensten Diamanten gezeigt, für welches er 1,600,000 Livres foderte. Die Königin wolte es nicht. Auf ihre Weigerung suchte der Jubelirer es in einem andern Lande los zu werden. Hierauf aber kam eine Dame, Comtesse von la Motte, geborne Valois, eine Schwester des jungen

 Manns,

Manns, den man bei dem Seewesen angestellt hatte, und den man für einen Nachkömling einer natürlichen Tochter Heinrichs 2 erkante, zu ihm. Diese Dame sagte ihm: Die Königin habe sich anders besonnen, sie wolle das Halsband nehmen, und es in einer gewissen festgesezten Zeit bezahlen; aber der Kauf solle in der größten Stille vor sich gehen. Auf einen einzigen angeblichen Brief der Königin, den Madame la Motte zeigte, wolte Herr Böhmer das Halsband nicht geben; sondern verlangte ein stärkeres Pfand. Alsdann versprach Madame la Motte, einen der angesehensten Männer des Hofs zu schicken, um diesen Handel zu schließen. Dieser Mann war der Kardinal von Rohan der Herrn Böhmer besuchte, ihn auch zu sich kommen ließ, und den Handel für 1,400,000 Livres schloß. Man übergab nun das Halsband der Madame la Motte gegen Billets von der Königin, daß es in gewissen festgesezten Terminen bezahlet werden solte, wovon der erste von 400,000 Livres den 1. August verfallen war.

Der Kardinal bezahlte nicht auf diese Zeit. Böhmer beklagte sich bei einer Person vom Hofstaate der Königin, zeigte seine Beweisthümer, unter andern einen Brief von der Hand des Kardinals, in welchem er Böhmern schrieb: Daß das Halsband übergeben worden seie. Diese so unbesonnene That schien der Königin unglaublich, und sie hat sich über zehn Tage darüber berathschlagt und ihre Beweise gesammelt, ehe sie mit dem König davon redete. Erst den lezten Sonntag entdeckte sie dem Könige alles. Den andern Morgen wurde der Kardinal gerufen, und, was hierauf geschehen ist, haben wir erzählt. Man mag über diese Sache denken, wie man will, so muß man immer sagen: Wie konte ein Mann, der so vielen Verstand hat, als der Kardinal, ein Mann, der so hoch in Würden steht, ein Prälat, der mehr als 1,200,000 Livres Renten hat, sich einer so unsinnigen,

so

so thörichten, so strafwürdigen Spekulation überlassen? Es ist unbegreiflich, und ist doch nicht weniger wahr. Auch ist es nicht zu vergessen, daß die Scheine unterschrieben sind: Marie Antonette von Frankreich. Niemals hat sich die Königin so unterschrieben. Ferner ist selbst die Handschrift der Königin nicht gut nachgemacht. Man hat sich der ersten besten Handschrift bedient, um dieses Billet zu schreiben. Es bleibt nun nicht Plaz genug übrig, um das Verhör des Kardinals zu erzählen. Wir begnügen uns zu sagen, daß er Dienstags Nachts um eilf Uhr von dem Herrn von Agoult in die Bastille geführt wurde. Man gab ihm einen Kammerdiener und zwei Lakaien, er verlangte einen Sekretär, und man sagte ihm, daß man den König um Erlaubniß fragen wird. S. M. wählte den Herrn Grafen von Vergennes, den Herrn Marschall von Castries und den Herrn Baron von Breteuil, um die versiegelten Schriften zu untersuchen. S. M. hat so viele Aufmerksamkeit gehabt, daß er sogar dem Grafen von Vergennes befohlen hat, alle Papiere, die nicht zu dieser Sache gehörten, bei Seite zu legen, damit niemand die Geheimnisse des Kardinals erführe. Die drei Minister haben an lezter Mittwoch die Siegel erbrochen. Der Baron von Breteuil holte den Kardinal ab, und führte ihn in seiner Kutsche, vom Gouverneur der Bastille begleitet, in den bischöflichen Palast, wo er zu Mittag speiste, und erst gegen neun Uhr des Abends in die Bastille geführt wurde. Der Kardinal weigerte sich dem Herrn von Breteuil und dem Herrn von Crosne, den Commissairs des Königs, zu antworten. Er verlangt, daß man ihm seinen Prozeß mache, und will nur seinem natürlichen Richter antworten. Die Madame von la Motte ist seit 10 oder 12 Tagen verschwunden. Das Halsband, glaubt man, seie auseinander genommen worden, und ein Theil davon in Holland, der andere in Portugal. Weder der Abbé Georget, noch irgend ein anderer Sekretär wurden gefan-

gefangen genommen: Man hat nur die Papiere aller der Personen, die zu dem Gefolge des Kardinals gehören, versiegelt. Der König hat nach Rom und nach Regenspurg geschrieben, aber nicht durch einen so außerordentlichen Kurier, wie man anfangs ausbreitete.

Paris, den 22. August.

Hier ist die umständlichere Erzählung, die ich versprochen habe. Als der Kardinal vor dem König erschien, fragte ihn dieser: Haben Sie Diamanten von Böhmer gekauft? — „Ja, Ihro Majestät!“ — Was haben Sie damit gemacht? — „Ich glaube sie sind der Königin zugestellt worden.“ — Wer hat Ihnen den Auftrag gethan? — „Eine vornehme Dame, die Gräfin von la Motte Valois, die mir einen Brief von der Königin vorzeigte, und ich glaubte Ihrer Majestät gefällig zu sein, wenn ich das Geschäfte übernähme.“ — Hier unterbrach ihn die Königin und sagte: Wie, mein Herr! konten Sie glauben, daß ich Sie erwählen würde, um diesen Handel zu schließen, da ich doch seit acht Jahren nicht mit Ihnen geredet habe, und noch dazu durch die Vermittelung einer Frau von solcher Art! — Ich sehe wohl, antwortete der Kardinal, daß ich entsezlich getäuscht worden bin. Die Begierde Ihrer Majestät zu gefallen, hat mir die Augen verblendet, ich sahe keinen Betrug, und ich bin sehr verdrüßlich darüber. . . . . Aber, erwiederte der König, indem er ihm eine Abschrift des Briefs an Bohmer zeigte: haben Sie einen solchen Brief geschrieben? Der Kardinal durchlas ihn, und antwortete, ich erinnere mich nicht ihn geschrieben zu haben. — Wenn man Ihnen aber das Original zeigte, das von Ihnen unterschrieben ist? — Wann der Brief von mir unterschrieben ist, so ist er wahr. — Erklären Sie mir dann, fuhr der König, noch immer mit Gütigkeit, fort, das ganze Räthsel! Ich will sie gerne unschuldig finden, und wünsche Ihre Rechtfertigung.

Erklä-

Erklären Sie mir, was alle diese Böhmer, diese Versicherungen, diese Scheine bedeuten? — Der Kardinal wurde alsdann augenscheinlich blaß, lehnte sich an den Tisch, und schien in großer Verwirrung zu sein. „Ich bin, sprach er, zu verwirrt, um Ihrer Majestät gehörig zu antworten. . . .“ Erholen Sie Sich wieder, nehmen Sie Ihr Bewußtsein zusammen, und wenn unsere Gegenwart Sie in Unruhe setzt, so gehen Sie in dieses Kabinet wo Sie Papier, Dinte und Federn finden. Schreiben Sie mir, was Sie zu Ihrer Rechtfertigung mir zu sagen haben. Der Cardinal gieng in das Kabinet, und eine Viertelstunde hernach übergab er dem Könige, was er geschrieben hatte. Es waren etliche verwirrte Zeilen, eben so räthselhaft, als das, was er erst gesagt hatte. Hierauf sagte der König zu ihm: Entfernen Sie Sich! und befahl zugleich, den Herrn von Villeroi zu rufen. Der Kardinal sahe nun, daß er gefangen genommen werden sollte, kehrte um, und sprach: „ Ich bitte Ihre Majestät, die Vollziehung Ihres strengen Befehls auf zu schieben: Ich flehe Sie an, den Ort, die Kleidung und die Feierlichkeit des Tages zu bedenken. In zwei Stunden werde ich alles, was Euer Majestät gefällt, mit der größten Ehrerbietung und Unterwerfung thun. Ersparen Sie meiner Familie den Schmerz, den sie über diese auffallende Handlung fühlen muß. „Der König entfernte sich. Der Kardinal gieng heraus, und wurde gefangen genommen, wie wir erzählt haben.

Jezt ist ein Streit in Versailles, ob Herr von Jouffroy recht gehandelt hat, oder nicht, dem Befehle des Herrn von Breteuil zu gehorchen? Es scheint, daß die Meinung die Oberhand behalten hat: der Herr von Jouffroy hätte es dem Minister abschlagen, und auf Befehl des Königs oder seines Kapitains warten sollen. Der Kardinal verlor in diesem kritischen Augenblick den Kopf nicht, und nuzte die Abwesenheit des Ministers auf seinem

seinem Zimmer um ein paar Zeilen mit Bleistifte zu schreiben. Nur dem Herrn von Agoult war es aufgetragen, bei allen Unterredungen des Kardinals gegenwärtig zu sein, und die Briefe zu lesen, die er abschicken würde. Es ist gewiß, daß der Kardinal behaupte, er seie zuerst durch eine ränkevolle Frau betrogen worden. Er sagt: Man solle ihm nur sein Urtheil machen, und versichert, er wolle beweisen, daß in dieser ganzen Sache nichts entehrendes für ihn sei.

Versailles, den 17. August.

Man versichert ein Sekretair des Ducs von Penthievere, der mit dem Herrn und der Madame von la Motte zu Klairaux zu Nacht speißte, habe ihnen, als das Gespräch auf die Begebenheiten von Paris fiel, die ersten Neuigkeiten von der Gefangennehmung des Kardinals gegeben. Man sagt ferner: daß gleich nach dem Nachtessen der Herr und Madame la Motte Postpferde kommen ließen, und auf der Stelle abreiseten. Dieses scheint dem Gerüchte, daß Madame von la Motte gefangen genommen, und auf Befehl des Staats in die Bastille geführt wurde, zu widersprechen.

Der Prinz Condi, der Prinz Soubise, und die Prinzessin von Marsan haben den König um Audienz gebeten. S. M. hat die Güte gehabt, sie ihnen zu bewilligen, und man versichert, daß sie gestern angehört worden sind.

Der Baron von Breteuil hat sich zu dem Herrn von St. James begeben, der mit dem Herrn Böhmer in genauer Verbindung steht, und der den Kardinal bei der Gelegenheit, als das Halsband verkauft wurde, gesehen hat. Der Minister verlangte einen genauen und ausführlichen Bericht von dem, was er von der Sache wisse, und Herr von St. James hat ihn gegeben. Nachdem der König ihn gelesen hatte, erklärte er öffentlich, daß

daß er mit der Aufführung des Herrn von St. James sehr zufrieden sei, und lobte ihn darüber.

Jezt kehren wir zurück zu der Madame von la Motte, der Hauptperson dieses wichtigen Auftritts. Sie war vor noch nicht gar acht Jahren bei einer Nätherin, die sie auf der Gasse gefunden, und sich ihrer aus Barmherzigkeit angenommen hatte; und sie ihre Kunst lehrte. Eines Tages, als Madame von Boulainvilliers bei ihr war, redete sie die Nätherin mit dem Namen, Mademoiselle von Valois an, dieser Name war der Madame von Boulainvilliers sehr auffallend, und sie sprach zu der Kleinen: Mademoiselle, Sie haben einen sehr schönen Namen! — Es ist wahr Madam. Es ist auch mein Name. Mein Vater hat mir vielmal gesagt, daß ich aus dieser Familie bin. Madam von Boulainvillers fuhr zu fragen fort. Das kleine Mädchen antwortete sehr gut. Man ließ ihre Papiere kommen, und der Herr Cherin war der erste, welcher entdeckte, daß dieses Mädchen in gerader Linie von Heinrich von St Remi dem natürlichen Sohne Heinrichs 2. und Nikole von Savigny abstamme. Sie erhielt dann 2000 Livres Pension, und ihr Bruder der Schifsjunge war, wurde gleich zum Garde marine gemacht; und jezt ist er Schiffslieutenant. Mademoiselle von Valois verheirathete sich einige Zeit hernach, als sie ein wenig gebildet war, mit Herrn von la Motte, einem Edelmann von Bar an der Aube, der unter der Leibwache von Monseigneur Grafen von Artois ist. Nun erschien sie öfters an dem Hofe, das heißt in den Vorzimmern der Königin und der andern Prinzessinnen, um sie um Unterstüzung anzusprechen. Denn die 2000 Livres Pension waren schon nicht mehr hinreichend zu ihrer Erhaltung und zu dem Tone, den sie angenommen hatte. Da man sie als eine Ränkemacherin kante,

wurde

wurde sie oft abgewiesen. Einst aber warf sie sich in dem Augenblicke, als die Königin aus ihrem Zimmer gieng, zu ihren Füßen, fiel in Ohnmacht, bekam starke Konvulsionen, so daß man sie in die Garderobe der Königin tragen mußte, wo sie zu früh niederkam. Die Königin hatte die Güte, für sie zu sorgen, und acht Tage in dem Bette zu lassen, in welches man sie sogleich gebracht hatte. Seit dieser Zeit hat sie fortgefahren, die nämliche Rolle zu spielen. Sie gieng am Hofe herum, mischte sich in allerlei Geschäfte so lange sie konte, um ihre tollen Ausgaben bestreiten zu können. Und jezt hat sie auf einmal durch diesen auffallenden Streich ihre Rolle geschlossen.

(Die Fortsezung folgt.)

Weissenfels,

gedruckt bey Caspar Simon Isens sel. Erben.

Deutsches Museum.
Sechstes Stück. Junius, 1786.

I.

Gustav Adolf.

Erster Gesang.

An Gleim.

Hat die neuere Zeit noch eine Begebenheit, die, durch Gegenstand, Ausführung und Folgen wichtig, die epische Muse zur Feier zu wecken vermag, so ist's der deutsche Zug Gustav Adolfs. Nach Hermanns That wüßt' ich keine, die für Deutschland mehr Nazionalinteresse hätte, als eben sie. Ihr verdanken wir ja die Verfassung, die nun so lange besteht, und zu deren Sicherung der große Fürstenbund jezt vor unsern Augen geschlossen ward. Verträgt aber auch die neuere Geschichte epische Behandlung? Ich wolte mir das durch eignen Versuch beantworten. Die Schwierigkeit spornte mich nur mehr und so entstand das, lieber Gleim! was ich Ihnen hier widme, und worüber ich Ihre Stimme zu hören wünschte. Der erste Gesang vertrug nicht viel Detail, — konte nur das Bild des Zustandes von Deutschland vor der Ankunft des Helden geben, — solte nur Erwartung erregen. Zufrieden wär' ich, hätt' ich diese Absicht erreicht.

Oldenburg 1786. März 16.

v. Halem.

Wie nach nächtlichem Sturm der mediterranische Schiffer
Schauet des Kalpe Höh': In ewig weißem Gewande
Raget einsam der Fels, bestralt von der steigenden Sonne,
Aus den Fluten hervor und verkündet, brechend die Wogen,
Glückliche Fahrt dem Volk durch die sich öfnende Enge:
Also steigst vor dem irrenden Blick der kümmernden Deutschen
Du, o Bündniß der Fürsten, empor, und sicherst der Freiheit
Mutig eröfnete Bahn. Sei ewig du, wie der Kalpe!
Wag' ich's, zu singen den Bund und den Helten mit silbernen Locken,
Der, entblößend sein Schwert, den Fürsten Germaniens zurief:
„Lasset uns schwören den Schwur, zu schüzen Freiheit und Rechte,
Die uns errangen die Väter! Was sie errangen sei heilig!“
— Und es vernahmen den Ruf die Edlern, zuckten die Schwerter,
Senkten vereint sie zur Erde, — der große Bund war geschlossen. —
Ihn, ihn säng' ich? Mir beben die Saiten. O groß ist die Größe
Deß, der da rief und ha! zu blendend des Stralenden Nähe.
Gustav sei mein Gesang! — Daß Deutsche die Stimme der Freiheit
Dürften erheben, und daß Europa horchet der Stimme,
Danken sie ihm, nur ihm — und stum sind Germaniens Sänger.
Gustav sei mein Gesang, damit nicht das zweite Jahrhundert
Klagend verkünde dem dritten: noch unbesungen ist Gustav.

Heinrichs Jahrhundert und Süllys und des, der des zagenden Geistes
Fesseln gewaltig zerbrach, Jahrhundert Luthers, du stralest
Hell vor deinen Genossen. Sei mir gegrüßet! du brachtest
Sterbend noch Gustav hervor. Schon hatt' ihn lange von seinem
Meerumfloßnen Fels der Seher Tycho verkündet,
Als dem Geweiheten einst in Kaßiopeas Gestirne
Funkelt' ein neuer Stern. Da faßte zur selbigen Stunde
Ihn ein profetischer Geist: „Bald," rief er, — „mein Auge noch sieht es —
Bald wird dem staunenden Norden ein Prinz geboren, der heller
Stralet der Welt, wie der Stern, der dort am Himmel hervorgeht.
Retter und Schuz der Bedrängten, wird ihn noch segnen die Nachwelt."
Also erscholl des Geweiheten Ruf. Ihm horchten die Völker,
Von dem Sunde zum Rhein und von dem Rheine zur Donau,
Und es harrten, bedroht von Austrias Joche die Söhne
Deutschlands und seufzeten laut: Wann komt der Helfer aus Norden?

Singen muß ich Teutonias Schmach, und blutet des Deutschen
Herz gleich bei dem Gesang, so muß ich dennoch sie singen.
Die du den Waffen Roms, der Weltbezwingerin troztest,
Und die Peinigerin der Völker nieder vom Throne
Stürztest, daß dir jauchzete rings der entfesselte Erdkreis,
Dich traf schwer die Rache der Niedergestürzten. Sie siegte
— Afterreligion lieh ihr unsichtbare Waffen —
Ueber deine Vernunft, Teutonia, trübte, verstopfte

Jedes Erkentnisses Quell, und Schwert und Feuer verfolgte
Sie, die den Blick gerichtet zum Quell, sich sehneten, lechzten
Nach dem reinern Trank, den der Lehrer der Menschen ergossen.
Da trat Luther hinzu und, trozend den Wächtern der Dumheit,
Ausgesendet von Rom, began er, mit mächtigen Händen
Wegzuräumen den Schutt und lauter floß ihm die Quelle.
Um ihn drängten sich viele der Brüder, begierig zu schöpfen
Aus dem lautern Quell, und sieh! der Schöpfenden Augen
Wurden aufgethan. Sie versagten die Wächter der Dumheit:
„Haben wir selbst," so riefen sie aus, „nicht Augen zu sehen,
Und wir gehen es ein, das blind und schweigend zu glauben,
Was uns ein Mensch, dem heller, wie uns, die Tiefen der Gottheit
Nicht sich enthüllten, zu glauben gebeut? Das ziemet nicht Deutschen.
Frei wie der Blick, sei unser Gedanke, sei unser Gewissen!
Einer vertrage den andern, wie unser Lehrer sie alle,
Alle die Andersdenkenden trug mit göttlicher Liebe!
Richter des Innern ist Gott und dem sei Ehre gegeben!"
Fern erscholl es umher und die an der Weser und Elbe,
Und die wohnten am Rhein vernahmen es freudig und stimten
Mit in der Freiheit Ruf; Es hallte der Norden ihn wieder.
Mächtig ergrimte darob der gefürstete Priester auf seinen
Sieben Hügeln und schoß des Bannes täuschende Stralen,
Furchtbar einst dem verblendeten Volk', auf die Rufenden nieder.
Aber den Sehenden war der Stral nicht furchtbar. Nur stärker,

Stärker

Stärker ertönte der donnernde Ruf. Nun klangen die Waffen.
Nun, nun galt es den höhesten Preis. Es kämpften die Deutschen
Kampf für Freiheit des Geistes; und Heil den Kämpfern! Ihr Gott war
Eine feste Burg. Roms Streiter legten ermüdet
Nieder die Waffen und riefen: „Genießt, genießet der Freiheit,
Die ihr erkämpftet mit eurem Blut! Ein jeder bekenne
Frei den Glauben an Jesu, und ungestöret besitze
Jeder das Gut, was ihm ward! Dies Wort, ihr Brüder! sei heilig!“
Gerne trauten die Freien dem Wort und senkten die Schwerter.
„Ewig,“ sprachen sie, „währe der Bund! Dies Wort sei uns heilig!“
Hoch erhob sich und schön die feste Säule des Friedens;
Und es lagerte sich die milde Tochter des Himmels,
Duldung lächelnd am Fuß und flocht den Versöhneten Kränze.
Ruhe kehrt' in Deutschland zurück, doch Ruhe des stärkern
Sturmes Verkündigerin. Roms Priester nährt' in dem Innern
Tiefes Gefühl der beschränkten Gewalt. Gedanken der Rache
Füllten ihn Tag und Nacht und Ferdinand, Austrias Erbe,
Solte das Werkzeug sein. Den Jüngling umringte der Söhne
Lojolas ewige Lehre: „Nur Eine Heerde sind Christen;
Ein Hirt führe sie auch! Nur dann herscht Ordnung und Ruhe
In dem Innern des Staats; nur dann ist er furchtbar den Feinden
Christliches Namens. — Du bist, o Jüngling! berufen vom Himmel,

Herzustellen das Recht der Kirche Jesu, zu tilgen
Aus den Grenzen des Reichs die Brut der Kezer. Denn jedes,
Kezern gegebene Wort ist schon vernichtet im Himmel.
Hier schon lohnet die That. Mit dem Glück der gläubigen Kirche
Blüht auch Austrias Glück. Gott weiht dich zum Herscher der Deutschen."
Hoch entflamt' ihn das Wort lojolischer Weihe. Begeistert
Eilt' er Lorettos Hügel hinan, auf welchem der Pilger
Andachtsvoll das Bild der Mutter Jesu verehret.
Tag und Nacht umringen der Gläubigen Schaaren die Schwellen
Ihres heiligen Tempels und küssen den Boden und murmeln
Knieend Gebete zu ihr. Sie steht in silberner Blende,
Von dem ewigen Lichte der goldnen Lampen verkläret.
Engel beugen die Kniee vor ihr und reiche Gelübde,
Von der Andacht geweiht, umhängen das heilige Bildniß.
Ferdinand naht' in der Tiefe der Nacht dem geweiheten Orte,
Trat mit wankendem Schritt zum Altar' und opferte Gaben.
„Mutter Gottes!" so sprach er — es bebte die leisere Stimme —
„Siehe! hier steh' ich vor dir und schwöre — geweiht sei mein Leben
Der Erfüllung des Schwurs — ich will nicht senken das Rachschwert,
Bis nicht alle, die höhnend den Glauben der Väter verließen,
Wieder zurück in den Schooß der gläubigen Kirche sich flüchten,
Oder vertilgt sind!" Ferdinand schwor's. Doch er, der die Liebe

Selbst

Selbst ist, hörte den frevelnden Schwur und winkt: er sei eitel!
Gott gesendete Schauer umflossen den Jüngling, da schweigend
Er die Stätte verließ. Der Feuergeist der Verfolgung
Ging vor dem Eifernden her und füllte mit Schrecken die Lande,
Seinem Joche zu beugen bestimmt. Da sanken der Freien
Gottgeweihte Altäre; da schloß sich die Blume des Geistes
Von dem sengenden Hauch. Die Klagen der seufzenden Völker
Wurden lauter und lauter. Nun hob der freiere Böhme,
Thurn zuerst der Empörung Panier. „Verlustig," so rief er,
„Der ist verlustig des Throns, dem unsre Verträge nicht heilig,
Spiele sind unsre Geseze." — „Verlustig des Thrones!" so riefen
Viele mit ihm. Es flammete hoch die Flamme der Freiheit,
Daß sie ersahen die Hungarn, daß rings die Deutschen sie schauten.
Schon ergrif sie nun Austrias Flur; schon drangen die Böhmen
Bis vor die Thore von Wien; schon riefen sie Friedrich den Pfälzer
Aus zum Beschüzer und König; schon prüften Teutoniens Fürsten
Ihre Schwerter. — Doch ach! der große Tag der Befreiung,
Der sich in Norden zu röthen began, war noch nicht erschienen.
Tausende solten zuvor, so war des Ewigen Rathschluß,
Tausende sterben den Tod für Geistesfreiheit, damit sie,
So von den Vätern erkämpft, noch theurer werde den Enkeln. —

Wie sich Borußiens Adler, bedrängt von Schaaren Gevögels,
Das aus allen vier Winden gleich schwarzen Gewölken heran zog,
Seines Blutes zu trinken, mit schrecklichem Flügelschlag hob
Und mit mordenden Klaun der wähnenden Sieger Gebeine
Streut' auf's Gefild' umher: also erhob sich gewaltig
Ferdinand mit gesammelter Kraft und schoß auf der Böhmen
Afterkönig; er fiel, und Pragas weißes Gebirge
Bebte dem Fall': es raubt' Ein Tag dem Sohne des Unglücks
Kron' und Fürstenhut. Ein Flüchtling, verlassen von Allen,
Flucht' er dem Tage, da ihm mit brittischem Stolze die Gattin *)
Rief: „Du säumst, der Königstochter Gemal, die Krone,
Die der Himmel dir beut, auf's Haupt zu sezen? O lieber
Schwarzes Brod am Königestisch, denn köstliche Speisen
An der Tafel des Fürsten." So rief die Gattin, und Friedrich
Widerstand nicht dem Ruf. Nun sank er, ein Opfer der Ehrsucht;
Sahe sinkend sein Land ein Raub des Fürsten der Baiern,
Sahe beraubt die Schaaren Getreuer. Verräther, so hießen
Alle. Sie traf der rächende Bann des zürnenden Siegers.
Tylli — mir beben beim Schall des Namens die Saiten. Denn oft noch
Sollen sie tönen von ihm, wenn er mit gewaltiger Rechte
Schwingt der Verheerung Schwert, dem Gustav, Gustav nur wehret.
Tylli vollzog, was Ferdinand sprach, und was der Verfolgung
Nie zu versöhnender Geist dem stolzen Eiferer eingab.
Alles beugte sich ihm. Er sah in Germania Keinen,
Keinen im weiten Europa, der Grenzen sezte dem Siege.
Wohl ihm, hätt' er gesiegt, um Frieden, Freiheit zu geben!
Aber ihm war nur Leiter der Sieg zur eisernen Herschaft,
Die

*) Sie war König Jakobs Tochter.

Die sich sein Ahnherr Karl einst über die Deutschen erträumte.
Aengstlich sahen die Fürsten die drohende Wolke, die ihren
Himmel umzog. Schon rollten Sturm verkündende Laute
Dumpf vom Gebirg' herab, daß dröhnten die Thale, daß bebte
Rings der Waldungen Laub. Da sagte einer dem andern:
Was beginnen wir, was? Wann komt der Helfer aus Norden?
Aber noch war nicht der Tag der großen Befreiung gekommen,
Der schon helleres Roths verklärte den nördlichen Himmel.
Gustav kämpfte, versöhnt mit Danien, Sieger der Russen,
Fern in Sarmatia noch. Da weihte die Ebne von Walhof
Ihn den Erkorenen ein in das Schauergeheimniß der Feldschlacht;
Da umarmt' ihn der Sieg, um nie ihn wieder zu lassen.
Aber ängstlicher ward das Harren der Fürsten, die wohnten
An dem balthischen Meer' und an der Weser und Elbe.
Denn schon über sie hob den Bliz des verderbenden Schwertes
Tylli. Da scholl vom Sund die Stimme des Königs der Dänen,
„Auf! vertrauet auch mir! ich bin der Helfer aus Norden."
Stark und kriegerisch war die Stimme des Enkels der Helden,
Denen einst Rom erbebte, denen sich Albion beugte,
Da der große Kanut, da Swaran der König des Meeres,
Mit des Ozeans Söhnen herab von Gormals Gebirge
Stürzt' auf die Zagenden. Gern vernahmen Teutoniens Fürsten
Seine Stimme. So schallt das Brausen des Sturmes dem Landmann,
Wann es in Osten sich schwärzt und fern der Donner schon toset:

Tropfen kreisen schon einzeln im Bach: es binden die Schnitter
Schneller die Garben und denken der Flucht. Da hebt sich aus Norden
Plözlich der reißende Sturm. Nun jauchzen sie laut und harren,
Ob er nicht scheuche die Wolke. So jauchzten die Fürsten der Freien,
Da sie vernahmen den Ruf des mächtigen Königs der Inseln,
Der schon Gustav bestand. Sie traten mit ihren Genossen
Zu dem Versuchten im Kampf und riefen: Sei Führer des Heeres!
Christian ehrte den Ruf, und, sammelnd seine Geschwader,
Eilt' er, vereint mit den Deutschen hinab an's Ufer der Weser.
Hoch auf donnerschwangerm Gewölke zog der Verfolgung
Geist von Süden heran, schon froh der nahen Verheerung.
Da ersah er den drohenden Zug, an der Spize den Helden.
Schrecken ergrif ihn und Furcht, daß eitel werde die Rache.
Und er machte sich auf, zu entflammen die Eifersucht. Ewig
Folgt sie der Größe Spur. Er fand sie in Christians Heere,
Rege, wie immer sie ist, ward reger sie nun durch des Geistes
Feuerhauch. Sie umfieng mit schmeichelnden Worten den tapfern
Georg vom Guelfen Stamm, den Christian liebte vor Allen.
„Du," so lispelte sie, „ein Deutscher, gehorchst, wo gebieten
Besser dir ziemte, gehorchst dem stolzen Sohne des Auslands?
Kämpfest gegen den Fürsten, der nie noch erlag in der Feldschlacht,
Dem du zuerst die Treue versprachst, der Treue zu lohnen
Sichrer vermag, als er, der Ebentheurer aus Norden?"

Georg

Georg horchte dem täuschenden Wort'; ihn entflammte die Ehrsucht,
Ach! er wankte, — verrieth den Freund und die Sache der Freiheit.
Christian fühlte tief den Verlust: Dann bot er gedoppelt
Auf die eigene Kraft und drang, ein Sturm, unaufhaltbar
Von der Weser zur Elb'; es wich selbst Tilly dem Starken, —
Wich, wie weichet die Woge, gepeitscht vom Orkane: sie thürmet
Höher sich, fällt dann schrecklich zurück und schmettert das Fahrzeug.
Nah' am herzynischen Wald' erhebt sich ein Hügel; die Höhe
Krönt eine Burg: im Thal' ernährt das ärmliche Dörfchen
Lutter ein Häuflein ruhiges Volks. Weh! weh euch! es solte
Furchtbar stören der Krieg die glückliche Ruhe. Verhallen
Solte der Schafe Geläut, verhallen die Zither des Bergmanns
Vor der Waffen rauherem Klang. Am Fuße des Hügels
Reihte sich Christians Heer. Es bebten dem eisernen Tritte
Rings die Thäler: es floh, wie schüchterne Rehe, das Landvolk.
Und nun stand das Heer, ein Wald herzynischer Tannen,
Harrend des Feindes. Er kam, von Tillys Stabe geführet.
Und er sah die geordneten Reihn am Fuße des Hügels;
Schlachtfroh bebt' er dem Blick' und winkte; da zogen die Haufen
Sieggewohnter Gepanzerter aus, zu brechen die Reihen.
Aber es stand das Heer, ein Wald herzynischer Tannen.
Dreimal sandte der Führer erneuerte Schaaren. Dreimal
Brach sie Christians Heer, wie der Wald den tobenden Sturm bricht.
Tilly schaute die Flucht der Seinigen: Wut und Verzweiflung
Faßt'

Faßt' ihn; er sprang vom Roß und trat, den Stab in der Linken,
In der Rechten das blizende Schwert, auf der Fliehenden Pfade.
„Brüder!“ rief er, „ergraut, wie ihr seid, in Kämpfen und Siegen,
Flieht ihr den Feind, der nimmer noch sah die mordende Feldschlacht?“
Aber er rief umsonst. Sie flohn. Der König der Dänen
Wähnte sich Sieger im Felde. Da brach urplözlich aus dichtem
Hinterhalt' hervor der Verräther Georg der Guelfe.
Tausende folgten dem Führer. Die kampfermüdeten Dänen
Widerstanden mit Mut. Da drangen Tillys Geschwader
— Georgs erneuerter Kampf beseelte die Fliehenden wieder —
Mit auf die Wankenden ein. So zündet Feuer vom Himmel
Plözlich den Tannenwald. Es breitet die praßelnde Flamme
Grause Verheerung umher, daß hallen Thal' und Gebirge.
Heulend entfliehn dem Donnergekrach die Thiere des Waldes
Also durchraste die Wut und der Tod die gebrochenen Reihen
Christians. Er allein, umringt von wenig Getreuen.
Weilte lang' auf der Stätte der Schlacht und brannte von Sehnsucht,
Ihn, den verrathenden Freund zu bestehen im Kampfe. Doch Georg
Trug nicht des Edeln Blick. Er wich: des Verrathes Bewußtsein
Folgt' ihm peinigend nach. — Verhülle dich, trauernde Muse!
Singen muß ich Teutonias Schmach und blutet des Deutschen
Herz gleich bei dem Gesang, so muß ich dennoch sie singen.
Tief erschüttert erbebte die hohe Säule des Friedens,

Und

Und es jauchzt' auf der donnernden Wolke der Geist der Verfolgung,
Da nun Schlag auf Schlag der Keil des Verderbens hernieder
Auf die Fliehenden schoß, und ferne Zimbriens Wälder
Hallten dem Wetter. Es schüzten den weichenden König der Inseln
Vor dem Verderber nur sie, die trennenden Wogen des Meeres.
„Heil dir, Ferdinand!“ rief der Obermönch von der Tiber,
„Heil dem Rächer der Kirche! Wohlauf! entwafne, verjage
Sie, die da wagten den Kampf und, daß dir diene der Norden,
Werde Beherscher des balthischen Meers: dann denke des Schwures,
Welchen du schworest dem Gott, der deine Waffen beglücke,
Tilge die Kezer! Sie rauben die Gottgeweiheten Güter;
Gieb sie Gotte zurück, daß verherlichet werde sein Name.“
Also die Stimme von Rom. Sie tönte lieblich dem stolzen
Herscher in Wien. Er sah die Schaar der betrogenen Fürsten,
Hermanns unwürdige Söhne sich wohl gefallen in Ketten:
Träumte nun, ha! erstickt sei der Geist teutonischer Freiheit
Träumte schon Austrias Macht erhoben zum Gipfel der Größe,
Träumte sich unüberwindlich: Gesez sei, wähnt' er, sein Wille.
War ihn nicht jeglicher Tag der Bote neuer Erob'rung?
Beugten sich nicht die Völker an Weser und Elbe dem Schwerte
Tillys. Wallensteins Glück erkannt' es andere Grenzen,
Als das balthische Meer? Es flohn des Strandes Beherscher,
Meklenburgs Fürsten und riefen: „Erwacht, erwachet ihr Deutschen!
Hört ihr nicht klirren die Fessel, die all', euch alle bedrohet?“

Aber

Aber Wallenstein stand, der Schreckliche, hoch an des Meeres
Ufer und blickte zurück. „So," rief er, „fallen sie alle,
Welche sich Austrias Macht zu widersezen erkühnen.
Siehe, Ferdinand, sieh! geflohen, geflohen sind deine
Feinde! Die Lande sind mein." — „Und sollen bleiben dem Sieger!"
Hallt' es zurück von der Donau, „sei du Beherscher des Strandes!
Auf! behersche das Meer, daß uns auch fröhne der Norden!"
Mächtig schwellt' es den Sinn des neuen Fürsten. Sich wendend
Schaut' er hinaus in's Meer und weinte Wut, daß die Wogen
Ihm sich empörten. Da faßt' ihn der Stolz, und zeigt' ihm von ferne
Alle Meere bedeckt von Austrias siegenden Flotten,
Und die Hansa zerstört und Schweden und Danien dienend.
„Wo ist die Stätte," so dacht' er, „auf die ich den Zirkel der Herschaft
Sez', ihn um mich zu breiten?" Der Hansa und Schwedens Genoßin,
Meerumfloßne Stralsund! Du reiztest den Stolzen. Er weihte
Dich zu der Herschaft Siz. Doch, Heil dir! du warest bestimmet,
Ha! zu brechen den Stolz des Mannes, dessen Gedanke
That war. Schon enteilten bestürzt Gesandten zu Gustav,
Daß er komme zu retten die Bundesgenossen. Der Held war
Noch in fährlichem Kampf mit den Söhnen Sarmaziens. Dennoch
Horcht' er dem Bundesruf und sandte zur Stunde den treuen
Steno an's Meer. Es zog mit Heeresmacht zu der Veste
Wallenstein. Siehe! da trat ihm Steno entgegen. „O hemme,"

Rief

Rief er ihm, „hemme den Zug! Es sind die Bundesverwandten
Gustavs des Herschers der Schweden, die du zu bekriegen dich rüstest.
Wallenstein! hemme den Zug! denn, wiß', ihr Feind ist der Seine!"
„Wer ist der Mann, der es wagt," versezte der zürnende Feldherr,
„Mir, mir Grenzen zu sezen? Am Nordpol suche sich Gustav
Völker, die zittern dem Wort des Gebieters! Mich kümmert sein Bund nicht.
Mein sei die Stadt! und befestigten gleich sie Ketten am Himmel,
Dennoch riß ich sie ab." So trozt' er, vertrauend dem Glücke,
Führte zur Veste sein Heer und sandt' im Grimme Geschwader
Seiner Starken in's Land, wo Gustav kämpfte, daß falle
Deutschlands Kriegern, vereint mit Sarmaziens Heeren, der Droher.
Aber es gab ihm Kraft die Gefahr. Mit der Rechten bestand er
Siegreich den mächtigen Feind. Die Linke schüzte die Veste,
Schüzte, wie Gustav schüzt. Es floh der Gebieter der Fluten,
Von der Schande verfolgt. Ihm donnerten Hohn die empörten
Wogen des Meers. Es höhnt' ihm nach Skandinaviens Schuzgeist.
Aber es knirschte vor Wut der fliehende Führer: es flammte
Ferdinands Rache. Nun hallt' ihm im Innern der Ruf von der Tiber:
Tilge die Kezer! Sie raubten die Gott geweiheten Güter:
Gieb sie Gotte zurük, daß verherlichet werde sein Name!
Ha! er wagt's und erhob die Stimme des Drohens: „Ihr Deutschen,

Die ihr euch trenntet von Rom! was maaßt ihr der Güter der Kirche,
Da, wo ihr herschet, euch an? Euch sezet Grenzen der Friede."
Aber die Freien versezten: „Uns sichert auf ewig der Frieden
Gleiche Rechte mit euch; nicht soll uns schaden die Freiheit;
Und ihr versagt uns der Güter Genuß, den gewährte die Kirche?
Ferne sei das!" Da gieng von Wien das Donnergebot aus:
Raub ist's, was ihr besizt. Erstattet die Güter der Kirche!
Widerstrebende treffe der Bann!" — Gebrochen, gestürzet
War nun die Säule des Friedens. Es bebt' Europa dem Falle.
Aufgeschreckt erhoben den Blick die Völker und schauten,
Ob des Gewaltigen Arm auf sie auch wälze die Trümmer:
Sie, die ruht' an der Säule, die milde Tochter des Himmels,
Duldung entfloh, verscheucht vom Feuergeist der Verfolgung.
Und es folgte, das Eichenlaub entreißend der Stirne,
Freiheit der Schüchternen nach. Sie flohen klagend zu Gustav. —
So, wie zagen die Völker, wenn furchtbar der Engel des Todes
Hoch auf Seucheschwangerm Gewölk das flammende Schwert zuckt;
Zitternd harr't ein Jeder, ob ihn der Grimm des Verderbers
Treffe: so zagten die Deutschen vom Rhein zur Donau und schauten
Schweigend einander in's bleiche Gesicht. Schon wurden der Freien
Güter der Siegenden Raub: schon kehrte nun unwiderstehlich
Lojolas schleichende Brut und die jauchzende Schaar der verbundnen
Priester und Mönche zurück. Geschüzt von Wallensteins Kriegern

Gingen

Gingen auf's neue sie ein in die düstern Zellen der Dumheit.
Schüchtern naheten sich der Freien edlere Fürsten,
Drückten einander die Hand und schauten zum Helfer nach Norden.

2.

Ehrenrettung Italiens wider die Anmerkungen des Herrn Hauptmanns von Archenholz, von C. J. Jagemann, Fürstl. Sächsischen Rath und Bibliothekar.

(Fortsezung.)

VIII. Mangel an Reisen.

Die Unmöglichkeit den sinkenden Zustand ihrer Gelehrsamkeit gegen das Wachsthum anderer Nazionen zu messen, und ihre überaus große Jgnoranz selbst einzusehen, sucht der Herr Verfasser, durch den Mangel an Reisen zu bestätigen. Keine Edelleute, sagt er, keine Gelehrten, keine Künstler reisen — die einzigen Reisenden dieses Volks sind die Tabuletkrämer, und Hechelträger die, nach der neuesten Art ihre Reisen zu Fuße machen.

Ich zweifele nicht daran, daß das Reisen zur Kentniß der Litteratur fremder Nazionen viel beitragen könne. Man lernt die Quellen, z. B. die Archive, Bibliotheken, Naturalien = und Kunstsamlungen, woraus sie ihre Gelehrsamkeit schöpfen, ihre öffentlichen Anstalten, ihre Schulen, Universitäten, und Akademien, die Stärke und Lehrart ihrer öffentlichen Lehrer, und die vornehmsten Gelehrten, die ihre großen Einsichten durch Schriften,

durch nüzliche Erfindungen und Handlungen an den Tag gelegt haben, oder auch im Stillen zu ihrem eigenen Vergnügen, und zu ihrer Aufklärung den Wissenschaften obliegen, genauer kennen. Daß es aber möglich sei, ein Land zweimal zu bereisen, ohne auch nur eine mittelmäßige Einsicht in den Zustand der Litteratur desselben zu erlangen, dieses hat unser Herr Verfasser durch sein Beispiel beweisen. Es gehören erstaunlich große Kentniße, viele Zeit, alle mögliche Gelegenheiten, äusseres Ansehen, unermüdeter Fleiß, eine seltene Unpartheilichkeit und Selbstverleugnung dazu, den Werth und die Brauchbarkeit der allgemeinen und Privatquellen und Hülfsmittel der Gelehrsamkeit einer Nazion, die Tiefe und Ausdehnung der Einsichten der Gelehrten, durch ihren Umgang zu erforschen. Es wäre lächerlich, wenn jemand, der heute in einer fremden Stadt ankömmt, morgen, und übermorgen von einem Gelehrten zum andern umher rennt, Bibliotheken, Naturalien- und Kunstsamlungen eine nach der anderen so flüchtig, wie vorüberlaufende Schattenspiele betrachtet, vorgäbe, er habe die Absicht, den innern Zustand der Litteratur der Nation kennen zu lernen. Nur in dem Falle können die gewöhnlichen Reisen, in Absicht der Gelehrsamkeit einer Nazion, einen beträchtlichen Nuzen schaffen, wenn der Reisende mit den besten Werken der Nazion, die er besuchen will, schon bekant ist. Gleich wie man aus der Vollkommenheit der Englischen Waaren ganz sicher auf die vorzügliche Geschicklichkeit der Künstler dieser Nazion schließt, ob man gleich ihre Werkstätten nicht besucht hat, also kan auch ein Gelehrter aus den Schriften fremder Nazionen ihren gemachten Fortgang in der Litteratur hinreichend erkennen. Folglich haben die Italiener, von welchen bewiesen worden ist, daß ihnen die Schriften fremder Nazionen nicht unbekant sind, zur Erlangung der Kentniß, wie weit sie in der Litteratur zurückgesunken sind, eigentlich nicht nöthig, die Nazionen

selbst

selbst zu besuchen. Ist aber einem italienischen Gelehrten an Erweiterung seiner Kentniße in irgend einem Fache der Wissenschaften besonders gelegen, so scheuet er keine Mühe noch Kosten, Reisen zu unternehmen. Der Herr Verfasser muß es ihm alsdenn nicht verübeln, wenn er nur solche Länder und Oerter besucht, wo er seine Absicht auf das beste und bequemste befriedigen kan, oder wenn er in entfernteren Ländern nicht sucht, was er in näheren findet. Hat jemand die Absicht seine Kentniße im Pflanzenreich oder in der Mineralogie zu erweitern, so geben ihm die benachbarten Alpen, der Apennin, die brennenden Vulkane, die Seeufer Italiens und seiner Inseln einen so reichen Stof hierzu, daß er der Mühe und Kösten entferntere Länder zu besuchen, überhoben sein kan; und was die ganz fremden Produkte dieser beiden Reiche der Natur betrift, diese findet er theils in den botanischen Gärten zu Pisa, Florenz, Padua rc. theils in den unzähligen Naturaliensamlungen Italiens. Sind die Naturlehre oder die mathematischen Wissenschaften sein Lieblingsfach, so findet er zu Pavia, Meiland, Turin, Padua, Bologna, Florenz, Pisa, und Neapel nicht nur Männer von der ersten Größe in ihren Fächern, welche mit den größten Phisikern und Mathematikern der aufgeklärten Länder Europens in Briefwechsel stehen, sondern auch an verschiedenen Oertern, besonders zu Florenz, die seltensten und kostbarsten Instrumente, die in England und in andern fremden Ländern verfertiget werden. Hat er Vergnügen an Alterthümern und Werken der zeichnenden Künste, so kan er sich in Italien sein ganzes Leben hindurch beschäftigen. Reizt ihn die Völkerkunde, so würde es eine Schande für ihn sein, wenn er die im Charakter so sehr verschiedene Völker Italiens vernachläßigte, um unter fremden Völkern den größten und besten Theil seines Lebens hinzubringen. Denn wer diese Absicht hat, und weder sich noch andere betrügen will,

 muß

muß unter jedem Volke, das er genau zu kennen verlangt, mehr als einen Scheffel Salz verzehren.

Da also Italien das Meiste, was einen vernünftigen Mann zum Reisen reizen kan, selbst besizt, so ist es selbst das allgemeine Ziel einheimischer und fremder Völker. Ich weis auch nicht, ob ein wißbegieriger Gelehrter und Künstler, wenn er die seiner Aufmerksamkeit würdigen Gegenstände, die ihm alle Provinzen und Inseln Italiens darbieten, erschöpfen will, Zeit übrig habe, fremde Nazionen zu besuchen.

Dennoch kan Italien seit den mittlern Zeiten sich vielleicht mehrerer Reisenden und Reisebeschreibungen rühmen, als je eine der übrigen aufgeklärten Nazionen. Ich will Marco Polo, welcher schon im XIII. Jahrhundert zu Lande, nicht nur bis ans östliche Ende Asiens vordrang, sondern auch viele der ostindischen Inseln beschifte, und das erste Licht davon nach Europa zurückbrachte; ich will die Asiatischen Reisen des Florentinischen Domikanermönchs Ricoldo von Montecroce, und der zween Genueser Tedisio Doria, und Ugolino Vivaldi kühne Schiffart, die Canarischen Inseln zu entdecken, welche ebenfalls im XIII. Jahrhundert geschehen sind, verschweigen; ich will aus dem XIV. Jahrhundert, weder den Minoriten Oderico von Pordenone aus dem Friaul, welcher die Malabarische Küste, Ceylon, Sumatra, Java, China und Tibet besuchte, noch die Reise des Petrarca durch Frankreich in die Niederlande und nach Deutschland, noch eine andere zu Wasser der zween Venetianer und Brüder Zeno, welche unter allen Europäern die entferntesten Inseln und Küsten des nördlichen Weltmeers zuerst entdeckten, und die Namen einiger nachmals zugrundgegangener Inseln in ihren hinterlassenen Schriften erhalten haben, in die Rechnung bringen. Ich übergehe die Asiatischen Reisen vom XV. Jahrhundert, der venetianischen Edelleute Nicolaus Conti, Marcus Cornaro,

Caterino

Caterino Zeno, Josaphât Barbarus, Ambrosius Contarini, und des florentinischen Weltpriesters Christoph Buon del monti, imgleichen die ersten litterarischen Reisen des Cyriacus von Ancona, des Ambrosius Camaldulensis, und die unsterblichen Namen der großen Seefahrer und Weltentdecker Ca de Mosto, Usomare, Colombo, Americo Vespucci, Cabotto, und viele andere berühmte Reisende des XV. und XVI. Jahrhunderts, bis auf Pigafetta, Magellans Gefährte, und Pietro della Valle, deren Reisebeschreibungen sich in verschiedenen Samlungen, besonders in der Samlung des Ramusio finden; weil ich nicht ganz überzeugt bin, ob unser Herr Verfasser auch die ältern Italiener des Mangels an Reisen beschuldigen wolle. Er scheint vielmehr die Italiener seit den Zeiten des vorgegebenen Verfalls in der Litteratur, seit dem vorigen Jahrhundert, gemeint zu haben. Ich will ihm aber so viele wichtige Reisen der Italiener seit dem vorigen Jahrhundert vor Augen legen, daß er Mühe haben soll, sie mit eben so vielen anderer Nazionen zu belegen. Franz Pasio besuchte Japan. Pesenti klein Asien, Hieronymus Merolla Congo. Rocchetta das heilige Land, Christoph Borri Cochinchina, Belli Frankreich, Cambini die Türkei, der Marquis Franz Villa Dalmatien und die Levante, Joh. Baptist Burgo Asien, Africa und die Europäische Türkei, Anton Cavacci Congo, Macamba und Angola, Joseph Rosaccio Konstantinopel und klein Asien, Laffi, ein Dominikaner Portugal und das heilige Land, Coronelli die Inseln des Archipelagus und viele andere Länder, Carletti Portugal und Amerika, Zucchelli Congo, Joseph von S. Theresia Brasil, Joseph von S. Maria die Malabarischen Reiche, Vincenz Maria de S. Catharina Ostindien. Kosmus Brunetti, ein Toskaner durchreisete in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Deutschland, Polnischpreußen, die Niederlande,

 England,

England, Dänemark, Frankreich, die Cannibalischen, und andere Amerikanische Inseln, z. B. Martinique, Saint Alvusie, Dominique, Saint Vincent, la Granade, les Granadilles. Daß er ein Mann von großen Kentnißen war, beweiset seine genaue Bekantschaft mit Wallis in Oxford, Renatus Franciscus Slusius zu Lüttich, Roberval, Pascal und Bullialdus zu Paris, Huygens in Holland, Veselius in Augsburg, Hevelius zu Danzig, und andern fremden Gelehrten vom ersten Rang, und der Auftrag, den er zu Paris von der Fürstin von Chevreuse, und ihrem Sohn, dem Herzog von Luynes, welche einige der oben gesagten Amerikanischen Inseln kaufen wolten, erhielt, den natürlichen Zustand derselben zu untersuchen. *) Sein Bruder Franz reisete als Kaufmann. Paul del Bene, ebenfalls ein Toskaner, besuchte um die nemliche Zeit, als Kaiserlicher Oberaufseher über die Münzen, die Ungarischen Bergwerke, und erfand daselbst eine sehr einfache Maschine, das Wasser herauszuschöpfen. Johann Finchio, Lehrer der Anatomie zu Pisa, zwar ein Engländer von Geburt, aber vom Großherzoge Ferdinand II. der Wissenschaften wegen auf Reisen geschickt, besuchte Holland und das Königreich Neapel, und gab dem Prinzen Leopold, Bruder desselben, und Stifter der florentinischen Akademie der Experimentalphisik, verschiedene litterarische Nachrichten durch Briefe. **) Alexander Segni, Mitglied der gesagten Akademie, bereisete Frankreich, England, Holland und Deutschland. ***) Ein gleiches that der berühmte Graf Lorenzo Magalotti, Sekretär der gemeldten Akademie, welcher auch Spanien besuchte, dessen Briefe an den Prinz

*) Siehe seine drei Briefe an den Toßkanischen Prinz Leopold, Lettere inedite d' uomini illustri. Firenze 1773. Tom. I.

**) ibid.

***) ibid.

Prinz Leopold viele litterarische Nachrichten von Wichtigkeit enthalten. *) Der seltsame Philosoph Thomas Campanella durchreisete Frankreich. Selbst die toskanischen Großherzoge Ferdinand II., Leopold und Johann Gasto hatten als Prinzen den gelehrteren Theil von Europa besucht, und die durch Gelehrsamkeit und Künste berühmtesten Männer ihrer Aufmerksamkeit gewürdiget. Sebastian Bianchi, ein berühmter Antiquar, und nachmaliger Vorsteher der großherzoglichen Gallerie zu Florenz, reisete im Jahr 1686 in Gesellschaft der Herrn Vaillant, Spanheim und Morelli nach Frankreich.

Soll ich mich nun noch bemühen, eine hinreichende Anzahl Italiener zusammen zu bringen, welche in gegenwärtigem Jahrhundert, und in unsern Zeiten fremde Nazionen besucht haben? Ehe ich mich hierzu anschicke, ist zu bemerken, daß von den jezt reisenden Italienern, wenn man die mineralogischen und botanischen Reisen innerhalb Italien ausnimmt, z. B. jene des Targioni, Arduino, Pini ꝛc. nur wenige der Kizel sticht, ihre Reisen durch den Druck bekant zu machen. Sie sind aber keine so große Ignoranten, daß sie die besten Reisebeschreibungen anderer Nazionen nicht kennen, oder der Uebersezung in ihre Sprache nicht würdigen. Des Abts Prevot und des de la Harpe allgemeine Geschichte der Reisen, Birons Reise um die Welt, sind ins Italienische übersezt: Weil das Werk des de la Harpe auch die neuesten Reisen und Entdeckungen der Herrn Banks und Solander, Wallis, Biron, Anson, Phipps, Bougainville, Cook und Forster, Gmelin, Chappe, Kämpfer ꝛc. enthält, so haben die Italiener alles, was in unsern Zeiten in allen Weltgegenden neues entdeckt worden ist, in ihrer Muttersprache, ausser dem, daß sie es eben so gut in französischen Originalwerken und Uebersezungen,

 welche

*) ibid.

welche in allen Buchladen Italiens zu haben sind, lesen können.

Es fehlt ihnen aber auch nicht in den neueren Zeiten an eigenen Reisebeschreibungen, und Werken, worin von dem natürlichen und politischen Zustand fremder Länder solche Nachrichten mitgetheilt werden, daß sie zum Theil zur Verbesserung der bisher erschienenen Beschreibungen dienen können, und daher der Uebersezung in die deutsche Sprache gewürdiget worden sind. Dergleichen sind des Abts Philipp Salvator Gilij Beschreibung von Terra Firma im südlichen Amerika, des Abts Franz Xaverius Clavigero Geschichte von Mexico, des andern Exjesuiten Molina natürliche Beschreibung von Chili, des Johann Mariti Reisen in Cypern und Klein-Asien, des Abts Sestini Briefe von Sicilien, von der europäischen Türkei, von Klein Asien, wo er noch wirklich auf Reisen begriffen ist; die Beobachtungen über die Krankheiten der Europäer unter den wärmern Himmelsstrichen von Nicolaus Fontana, welcher vom Jahr 1776 bis 1781 auf dem Schif Joseph und Theresia als Feldscheer nach Ostindien reisete; des Herrn Angelo Gualandris Briefe über Krain, Dalmatien, Sklavonien, Ungarn, und den Temeswarer Bannat, die Reisen des Herrn Abts Fortis in Dalmatien, beide ins Deutsche übersezt; des Herrn Crisogono Beschreibung von Dalmatien, besonders was die Gebräuche der Morlacken anbelangt, die vortreflichen Nachrichten, welche Franz Gemelli in seinem *Rifori-mento della Sardegna* von dieser Insel giebt, und viele andere dergleichen Werke, wodurch die Naturgeschichte, und Völkerkunde fremder Länder bekant werden. Solte der Herr von Archenholz noch nicht genug überzeugt sein, daß die Italiener auch durch wirkliche Reisen in den Stand gesezt werden, den vorgeblich sinkenden Zustand ihrer Litteratur einzusehen, so will ich noch einige ihrer besten Köpfe nennen, welche in unsern Zeiten, und zum

Theil

Theil vor einigen Jahren England, Frankreich und Deutschland besucht haben, und ihm nicht ganz unbekant sein können. Sie sind der berühmte Doktor Lami, der Graf Algarotti, der florentinische Marquis und Abbé Nicolini, Michelesi, der Bolognesische Arzt Molinelli, der Großherzogliche Phisiker Fontana, sein Begleiter, der Herr Feroni, ein sehr guter Mathematiker, der verdienstvolle Phisiker Cavallo, deren Anzahl ich noch mit den Namen des Herrn Doktors Cambiagi von Florenz, des Grafen Visconti von Meiland, des Grafen Moroni von Bergamo, und noch 26 anderer florentinischen mir bekanten Edelleuten, welche theils nur die Stadt Wien in Oestreich, theils auch Frankreich besucht haben, vermehren könte.

Der hämische Zusaz, die einzigen Reisenden dieses Volks seien die Tabuletkrämer, und Hechelträger, die nach der neuesten Art ihre Reisen zu Fuße machen, ist nicht nur grundfalsch, sondern verliert auch sogleich seinen Stachel, wenn man bedenkt, daß die halbitalienischen Tabuletkrämer und Hechelträger, weder mit Betteln noch Bubenstreichen ihre Nazion beschimpfen, wie es die unzähligen deutschen Landstreicher unter dem Vorwande der Pilgrimschaft in Italien thun. Ich habe nie gehört, daß ein Italiener, auch nicht von der niedrigsten Klasse der Menschen, sich dieses elenden Stofs zur Verhöhnung der deutschen Nazion bedient hätte. Leichter wäre es freilich, daß sie über einen armen deutschen Thersiten, der sich als einen Edelmann ankündigte, und doch bei jeder Gelegenheit und auf allen Straßen sich zu Fuße fortarbeitete, die Nase rümpften.

IX. Es ist unstreitig, sagt er auf der 8 Seite, daß die Italiener in den Künsten unsere Lehrmeister gewesen sind; allein in Ansehung der Wissenschaften kan man dieses nur mit vieler Einschränkung behaupten;

ten; da es bekant ist, daß sie in manchen Zweigen der Litteratur nie einigen Fortschritt gemacht haben.

Hier thut der Herr Hauptmann einen neuen Ausfall wider die Litteratur der Italiener; führt aber lauter Kreuzhiebe in die Luft. Ich habe nie in einem Buche die Unwissenheit in einem so verwegenen Tone sprechen gehört. Von Seite 8 bis ans Ende des ersten Abschnitts ist nicht eine Zeile, die nicht zweideutig oder falsch sei. Man muß hier errathen, daß er von den schönen Künsten spricht. Und was verstehet er denn unter den Wissenschaften? Verglichen mit den schönen Künsten werden sie im engen Verstande, aber im Vergleich mit dem, was er im folgenden von der Litteratur sagt, in dem sehr weitem Verstande der Litteratur genommen. Die Italiener können in manchen Zweigen der Litteratur nie einigen Fortgang gemacht, und doch in allen Wissenschaften fortgeschritten sein. Schränkt er aber die Litteratur in den Bezirk der Wissenschaften ein, so ist es Tautologie.

X. Selbst zur Zeit ihres höchsten Flors war der Abstand zwischen ihrer damaligen Litteratur, und der neuen Englischen, Französischen, und Deutschen ausserordentlich:

Ist das ein Wunder? Bei den damaligen Hülfsmitteln konte dieses unmöglich anders sein. Zu den Zeiten des Guicciardini und des Machiavel (*denn damals* soll der höchste Flor der italienischen Litteratur gewesen sein) fehlte es in der ganzen gelehrten Welt an ächter Naturkunde; überall schlief noch in der Philosophie der geometrische Geist; selbst der höheren Mathematik fehlte es an den Stufen, an welchen nachher der große Newton zu seinem unsterblichen Ruhm hinanstieg. Der Vergleich zwischen der damaligen Litteratur, und der neueren ist sehr unschicklich. Er würde nur alsdenn

paßen,

paßen, wenn die Neueren mit gleich geringen Hülfsmitteln, als jene des XVI. Jahrhunderts waren, zu der jezigen Größe in der Litteratur gelanget wären.

XI. Wer wird wohl einen Guicciardini und Machiavel als Geschichtschreiber mit einem Robertson, Hume, Gibbon und Raynal vergleichen?

Warum nicht? Diese Italienische Geschichtschreiber nach der damaligen Aufklärung und Denkart abgewogen, wiegen eben so viel und vielleicht noch mehr, als die neueren Franzosen und Engländer nach dem Maaße der Aufklärung unserer Zeiten betrachtet. Hätte die gesagten zween große Staatsmänner Italiens der philosophische Geist des XVIII. Jahrhunderts belebt, so würden sie nicht weniger auf kernhafte Kürze und Präcision, als auf Zierlichkeit des Stils, und Nachahmung der Alten ihre Aufmerksamkeit gerichtet haben. Der in toskanischer Sprache nachgeamte Stil des Livius im Guicciardini, und des Cäsar und Tacitus im Machiavel würden Wunder gethan haben. Uebrigens sind Machiavel und Guicciardini nicht die besten Muster italienischer Geschichtschreiber. Adriani übertrift sie an Schönheit der Schreibart; Davila und Bentivoglio, forschen der Wahrheit tiefer nach, und Paruta scheint unter allen, die vor diesem Jahrhundert die Geschichte in italienischer Sprache bearbeitet haben, den Vorzug zu verdienen. Man siehet in den Werken dieser Schriftsteller deutlich den Einfluß des im XVII. Jahrhundert erwachten philosophischen Geistes.

XII. Nie ward von ihren Schriftstellern ein Versuch gemacht, die Philosophie populär vorzutragen.

Will der Herr Verfasser hiermit sagen, daß noch kein Italiener auf eine dem Unstudirten faßliche Art die Philosophie

Philosophie vorgetragen habe, z. B. wie Fontenelle in Gesprächen, so betrügt er sich und andere. Denn Galilei trug die Lehre von den Weltsistemen, und Algarotti Newtons Sistem von Licht und Farben in sehr faßlichen Dialogen vor, und was sind die Dialogen des Gelli, und Gozzi, des Scanelli kosmologische, und des Genovesi philosophische Briefe anders, als eine populäre Philosophie?

XIII. So unvollkommen indessen auch der Zustand ihrer wissenschaftlichen Kentniße selbst in ihrer glänzendesten Epoche war, so dauerte doch auch dieser nicht lange, ohne noch unvollkommener zu werden. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts fieng mit den Künsten auch die Litteratur an in Verfall zu gerathen.

Eine solche Unwissenheit hätte ich nie vermuthet. Wer hat je das XVI. Jahrhundert des Guicciardini für die glänzendeste Epoche der wissenschaftlichen Kentniße der Italiener gehalten? Das goldene Alter der schönen Künste war es, nicht der Wissenschaften, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht in Verfall geriethen, sondern durch Galilei, Cavalieri, Castelli, Torricelli, Viviani, und die florentinische Akademie del Cimento zur ersten Blüte gelangten.

XIV. Man vernachläßigte ganz das Studium der klaßischen Werke, und bekümmerte sich *gar nicht* um benachbarte Völker. Auf diese Art *breitete* sich nach und nach die Unwissenheit aus, die dieses schöne Land im achtzehnten Jahrhundert in die Barbarei des mittleren Zeitalters zurückgesezt hat.

Der falsche Wiz der schönen Geister des *vorigen* Jahrhunderts entstand nicht aus der allgemeinen Vernachläßigung der klaßischen Werke, sondern aus schlechter Nachahmung des Adonis, des Ritters Marino, dessen

zügellose

zügellose Einbildungskraft oft in schwülstige und über die Grenzen der Wahrheit getriebene Ausdrücke, oft in glänzende Tändeleien ausschweifte. Dieses sonst schöne Gedicht fand der Neuheit, und seiner schlüpfrigen Bilder wegen unter dem Pöbel der Leser einen ganz besondern Beifall. Die mittelmäßigen Köpfe, welche in allen Zeiten das Gold nach dem Glanze beurtheilt haben, streckten alle Kräfte an, das Flitterwerk, anstatt der ächten Schönheiten, nachzuahmen, und es erschien eine Menge abgeschmackter Gedichte und Romanen, welche von einigen, durch den Index Librorum prohibitorum verdorbenen Buchhändlern, als Modewaaren, die von dem Inquisitionsgerichte nichts zu befürchten hatten, mit beiden Armen aufgenommen wurden. In die höhere Klasse der Gelehrten ist dieser kindische Geschmack nie eingedrungen, und hat nicht den geringsten Einfluß weder in die Wissenschaften selbst, noch in die Lehrart, und den Vortrag derselben gehabt. Man lese die italienischen Schriften der ersten Stifter der neuen Philosophie, um hiervon überzeugt zu werden. Galilei war sogar der Erste, welcher zeigte, daß man auch in italienischer Sprache von einem jeden Gegenstande der Philosophie, wie Plato und Cicero in ihren Muttersprachen, in zierlichen und faßlichen Stil schreiben könte, und wird deswegen bewundert. Wer hat je in den Geschichtbüchern des Paolo Sarpi, des Kardinals Pallavicini, des Davila, des Vittorio Siri, des Bentivoglio, Davanzati, Lorenz Crasso, Fiorentini, und in den Gedichten des Chiabrera, Loredano, Tassoni, Fulvio Testi, Malatesti, Menzini, Filicaja, Marchetti, welcher auch den Anfang unsers Jahrhunderts erlebte, eine Vernachläßigung der klaßischen Werke wahrgenommen?

Nie hat man sich der Gelehrsamkeit wegen in Italien mehr um die benachbarten Völker bekümmert, als im vorigen Jahrhundert. Nie haben sich die Gelehrten

in

in Italien, Frankreich, England, Deutschland und Holland so sehr bemühet, ihre Erfahrungen in der Naturlehre, und ihre angestellten Versuche theils durch Briefe, theils durch Reisen einander mitzutheilen, als in dem gesagten Jahrhundert. Solches beweisen die Briefwechsel zwischen Galilei und Markus Welserus, Elias Diodati, Martin Hortensius, Realius, Hugo Grotius; zwischen dem toskanischen Prinzen Leopold, Stifter der florentinischen Experimentalphisik, und Ismael Bullialdus, Christian Huygens, Johann Wallis, Balutius, Patin, Grävius, Papebrochius, welche nicht weniger als der gesagte Prinz, auch mit andern Gelehrten Italiens korrespondirten, und zwischen vielen andern Gelehrten Italiens und der übrigen aufgeklärten Nazionen, wie die von Bulifon und Fabbroni herausgegebenen Samlungen von Briefen, und die gelehrten Briefe des Grafen Magalotti bezeugen. Eben dieser Graf, und die übrigen Toskaner Brunetti, Paul del Bene, Finchio, Alexander Segni, welche, wie ich im Artikel von den Reisen der Italiener angemerkt habe, der Wissenschaften wegen Frankreich, England, Holland und Deutschland bereiseten, hatten keine andere Absicht, als die neuen Entdeckungen fremder Gelehrten und Künstler ihrem Vaterlande mitzutheilen. Es herschte damals ein wahrer Enthusiasmus in Italien und Frankreich, sich wechselweise zur Beförderung der Wissenschaften die Hände zu bieten. Dieser brachte in den Jahren 1667, 1678 zu Paris und Rom die zwei ersten gelehrten Journale hervor, welche allein hinreichend waren, eine allgemeine Kommunikazion unter den gelehrten Nazionen zu unterhalten. Daß die Italiener der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich um die benachbarten Völker gar nicht bekümmerten, ist so falsch, daß sie vielmehr Ursache haben, sich über den allzugroßen Hunger ihrer Vorfahren nach französischer Litteratur zu beklagen. Die neuen

Journale

Journale bewirkten so viel, daß Italien mit französischen Büchern überschwemt wurde, und aus der französischen Sprache eine Menge Wörter und Redensarten in die Italienische übergiengen, welche, weil es der Nazion nicht an eigenen Wörtern fehlt, von der Akademie della Crusca verworfen werden.

Da nun erwiesen ist, daß keine Gedanke von allen dem, was Herr von Archenholz als Quelle der Barbarei, der Italiener des achtzehnten Jahrhunderts angiebt, wahr ist, so überlaße ich es seinem schöpferischen Genie neue Wege aufzuspüren, wodurch die vorgegebene Barbarei des mittlern Zeitalters in dieses schöne Land eingedrungen sei.

XV. Die Mathematik, und einige Theile der Naturkunde sind die einzigen Wissenschaften, die noch jezt mit einigem Erfolge kultivirt werden.

Wie mag doch wol dieses kleine Ueberbleibsel mathematischer und phisischer Kentniße, welches der Herr Verfasser den jezt lebenden Italienern zugestehet, durch die Alpen gedrungen sein, da sie die fremden Sprachen nicht verstehen, nicht lesen, und seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich um benachbarte Nazionen nicht bekümmeren? Das übergebliebene Bisgen Mathematik und Naturkunde muß also auf ihrem eigenen Grund und Boden gewachsen sein. Das Ganze, wovon es noch ein Theil ist, muß in der glänzendesten Epoche, die der Verfasser ins XVI. Jahrhundert sezt, bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, da es in Verfall gerathen sein soll, viel grösser gewesen sein, und da es eine bekante Sache ist, daß bei den Franzosen, Engländern, und Deutschen die Naturlehre erst im XVII. Jahrhundert zu blühen anfieng, so müssen die Italiener diesen Nazionen in diesem Fache der Wissenschaften das Licht vorgetragen haben. Folglich muß Herr von Archenholz entweder

entweder auch in der Litterärgeschichte dieser Nazionen blind sein, oder es mit den Italienern nicht redlich meinen, da er ihr großes Verdienst verschweigt, und ihren ganzen Ruhm in ein paar sehr unbedeutende Worte einschränkt.

Das zu ersezen, was Unwissenheit und Schmähsucht von den Verdiensten der Italiener um die mathematischen Wissenschaften und Phisik verschwiegen haben, will ich den berühmten Johann Wallis, vor dessen hohem Ansehen Herr von Archenholz, als begeisterter Verehrer der englischen Nazion, den Hut abziehen wird, anstatt meiner sprechen lassen. In einem Briefe von 9. Nov. 1670 an den toskanischen Prinzen Leopold schreibt er: *) „Nec omnino erit incongruum, si grata recolam memoria, quantum debet Italiae vestrae, ac vestrae praesertim serenissimae familiae, quae mea est professio, Mathesis.

Ut enim Architecturam taceam, qua vos prae caeteris Europae partibus celebres estis, taceamque inter alios *Commandinum*, qui tot ex situ et pulvere Scriptores veteres in lucem produxit, commentariis illustravit, atque ex suo multa addidit; *Guidobaldum* etiam, virum principem et celebrem scriptorem; *Cardanum* etiam, *Tartagleam*, aliosque sua aetate celebres

Certè *Galileum* vestrum (magnum Magni Ducis mathematicum) tacere non debeo, *quem, ut novae philosophiae parentem veneror;* qui non modo Medicea sydera optici tubi sui beneficio orbi ostendit primus, aliaque in coelis phaenomena visu digna, ipsumque mundi systema feliciter (si per ingratos licuisset) illustravit, sed et *motus* physicos ad leges mathematicas reduxit primus, eoque verae philosophiae viam aperuit,

*) Fabbroni Lettere inedite d' uomini illustri. Firenze 1773. T. I. p. 318.

ruit, quam ex eo tempore philosophi plures et mathematici eadem schola oriundi, et serenissimis magnorum Ducum auspiciis animati dici non potest quantum promoverunt.

Addo *Cavalerium*, qui magno demonstrandi compendio, methodum quam vocant Indivisibilium in geometriam introduxit; quae quanquam reapse non alia sit, quam celebris illa veterum per Inscriptiones et circumscriptiones figurarum (ad quam haec facile revocatur) ad novam formam reducta; (non enim ille novum in geometria monstrum induxit, quod recentiores aliqui reformident) mira tamen ille brevitate et perspicuitate praestat, quod nonnisi longis ambagibus illi; nec minori tamen certitudine, si cautè administretur: sicut nec *Vieta*, dum Arithmeticam speciosam introduxit, induxit novas demonstrandi leges, sed veteres expeditius administravit. Quem feliciter secuti sunt Oughtredus noster, et Harriotus item noster, ex quo Cartesius (celato nomine) praecipua suae geometriae fundamenta mutuatus est. Nam ex Harrioti Algebra (opere posthumo anno 1631 edito) desumpsit ille non modo specierum mutationem a litteris majusculis in minusculas, et potestatum designationem per q. c. qq. qc. etc. in speciem toties positam, quot sunt dimensiones, ut a. aa. aaa. etc. (quae ubi numero minus turgent, possunt appensa figura numerali designari, ut a. 4. a. 5. etc.) omissa nomenclatura per quadrata, cubos, surdesolida etc. sed quod majoris est momenti, aequationum reductionem illam, qua tota ad unas partes posita nihilo aequetur; et quod inde ortum ducit, aequationum simpliciorum (sic reductarum) invicem ductu compositionem altiorum, atque quod hinc dependet, multitudinis radicum in qualibet aequatione (vel possibilium, vel saltem imaginariarum) pro numero dimensionum in potestate suprema determinationem. Quae omnia qui

utrumque legerit, nulli dubium esse poterit, quin inde desumpta sint, sintque praecipua geometriae Cartesianae fundamenta, unde reliqua calculo eliciuntur. Sed ad vestros redeo.

Cavalerii methodum Indivisibilium *Torricellius* vester (magni Ducis item mathematicus) promovit feliciter et illustravit. Quidque eidem superaddidit mea infinitorum Arithmetica, aliorum esto judicium, qui illam vel probe perpenderint et in usum redegerint, vel ea, quae illius ope praestiterim ego, consideraverint.

Eidem *Torricellio* debemus (praeter multa ab ipso ingeniose scripta) celebre illud, quod ab eo nomen ducit, experimentum Torricellianum de Hydrargyro inverso tubo suspenso; quod tamen ipsum si non originem, saltem ansam, debere poterit magno *Galileo*. Quum enim ille, ex eo quod aquam ultra certam altitudinem nec suctione nec siphonum ope protrahi posse observaverit, suspicatus est aëris gravitatem, pressumque; Torricellius liquore feliciter mutato (quo experimenta commodius administrari possent) extra dubium posuit, eaque omnia, quae ad fugam vacui (celebre *κενοφυγειον*) relata prius fuerant, ad pressum aëris fuisse referenda.

Atque ex hoc uno, hem quanta seges novorum indies succrescit experimentorum, quae totam fere naturalem philosophiam ita penitus immutavit, ut *Harvaei* nostratis circulatio sanguinis, Anatomen animalium. Atque prae aliis celeberrima illa Florentina ante aliquot annos sumptibus Mediceis instituta et edita. Sed et eidem felix accessio facta est ab honoratissimi nostri Boylii (illustris familia et meritis nobilissimi) organo pneumatico ad exsugendum aërem; quo innumeris experimentis ab eo praestitis confirmatur tum aëris gravitas, tum et vis elastica.

Addo

Addo insuper hac occasione rem plane non indignam, sed optandam potius, ut qui ante plures annos sub ficto nomine Timauri Antiatis prodiit in Torricellii vindicias Tractatus italicus (cujus praeter unicum exemplar, quod ad me transmittendum curavit vir nobilissimus Carolus Dati, quod aliis impertiendo non parcus fui, nescio an aliud ullum in Angliam advectum fuerit) latina etiam lingua (si non et gallica) ederetur, quo in totam Europam spargeretur.

Taceo alios adhuc in vivis viros magnos, *Datum*, *Vivianum*, *Borellum*, caeterosque, qui vel nominum celebritate, vel scriptis editis litterato orbi innotescunt; *Magalottum* item et *Falconerum*, qui Oxonii aliquando dignati sunt me salutare, ut quos omnes serenissima vestra Celsitudo rectius aestimare novit, quam mea tenuitas describere.

Unicum superest, ne nimius sim, ut exorare liceat serenissimum magnum Ducem, quod facis, porro facere, hoc est, ut litteris et litteratis favere pergas, solidae praesertim philosophiae instauratoribus; ut quam coepit philosophiam Lynceorum Academia, eandem ipsa perficiat, et non modo medicea sydera, sed et medicea philosophia litterato orbe celebretur.

Ein Autor der sich auf die Litteratur einer Nazion einläßt, und solche hohe Verdienste verschweigt, verdient, daß man sein Buch sogleich aus den Händen werfe.

Er würde, glaube ich, auch das so sparsam zugemessene Lob, die Mathematik und einige Theile der Naturkunde werden noch in Italien kultivirt, übergangen haben, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, den Begrif desselben theils durch verkleinerende Zusäze so einzuschränken, theils durch unbestimte Ausdrücke so zu verwaschen, daß wenig oder nichts davon übrig bleibt, be-

sonders in den Gedanken derer, die in der vorhergehenden Periode dieses schöne Land in die Barbarei des mittlern Zeitalters versunken erblickt haben. Die Mathematik und Naturkunde eines so blinden Volks macht alsdenn in dem Gehirne derer, die nicht sonderbar auf ihrer Hut sind, eine sehr geringe Figur. Doch bestätiget hier die Erfahrung, daß die Unwahrheit sich selbst verräth. Denn es ist nicht möglich, daß ein Land, wo die mathematischen Wissenschaften, wie sie jezt beschaffen sind, und auch nur einige Theile der Naturkunde mit einigem Erfolge kultivirt werden, in die Barbarei des mittlern Zeitalters zurückgesunken sei. Und welche sind wol die Theile der Naturkunde, die sie nicht mit einigem Erfolg kultiviren? oder lassen sich wol einige Theile mit einigem Erfolge kultiviren, ohne von den meisten andern eine, wenigstens die Barbarei ausschliessende, Kentniß zu haben? Ich behaupte, daß alle Fächer der Naturkunde von jezt lebenden Gelehrten Italiens eben so glücklich, als von andern Nazionen bearbeitet werden, und beziehe mich auf die gedruckten Schriften der zween Brüder Fontana, des P. della Torre, des Herrn Baldassarri, Beccaria, Spallanzani, Cavallo, Volta, Landriani, Barletti, Poli, Guadagni, Toaldo, auf die Akten und Preisschriften der Akademien zu Siena, Turin, Verona, Mantua, Florenz, des Instituts zu Bologna, und auf die Opuscoli scelti von Meiland. Einige derselben haben sogar die Fächer der Naturkunde, die in den neuesten Zeiten das Lieblingsstudium aller Nazionen sind, z. B. der P. Beccaria und Cavallo die Elektrizität, Fontana, Moscati, Landriani und Volta die Lehre von der fixen und entzündbaren Luft, Toaldo und Barletti die Meteorologie, Amoretti und Spallanzani, Fontana und Bastiani die phisische und anatomische Zoologie, Targioni, Bartoloni, Pini, Arduino, della Valle die Geologie, theils mit neuen Entdeckungen

deckungen erweitert, theils was schon erfunden war, durch neue Versuche und Erfahrungen erläutert und bestätiget.

Der Herr Verfasser zeige mir eine andere Nazion, welche wirklich in allen Fächern der Naturkunde neue und wesentliche Fortschritte thue. Keine unter allen Nazionen kan sich rühmen, daß sie in den neuesten Zeiten in allen Fächern der Naturlehre neue Entdeckungen gemacht habe. Ruhm genug für eine jede, wenn sie zu dem grossen Gebäude dieser Wissenschaft etwas beiträgt, und es anders woher keinen Zuwachs erhält, den sie nicht zu erweitern oder zur Vollkommenheit zu bringen sich bestrebe. Nur durch das gesamte Studium aller Nazionen sind die Naturlehre und Mathematik allmälig zu der jezigen Vollkommenheit gelangt; und wenn eine jede Nazion das Ihrige zurück nähme, was sie dazu beigetragen hat, so würde vielleicht der Antheil der Italiener der wichtigste sein. Denn in der Naturlehre und Mathematik ist von andern Nazionen wenig erfunden worden, wozu die vorhergegangenen Entdeckungen der Italiener nicht Hebamme oder Mutter waren. Wer sich hiervon überzeugen will, der lese nebst des Wallis oben angeführten Briefe des Grafen Magalotti Saggi di naturali esperienze fatte nell'accademia del Cimento, und weil bei weitem nicht alles, was damals in der gesagten Akademie versucht und entdeckt wurde, darin enthalten ist, so lese er auch die vom Herrn Doktor Targioni im Jahr 1780 zu Florenz herausgegebenen Notizie degli aggrandimenti delle scienze fisiche accaduti in Toscana nel Secolo XVII, so wird er zugleich auch finden, was im gesagten Jahrhundert vor und nach der Errichtung der Akademie del Cimento von den Schülern des Galilei zum Aufkommen und Wachsthum der Naturlehre geschehen ist. Er wird hier keine Prahlereien, sondern nichts als bewiesene Thatsachen finden.

XVI. **Prosaische Werke, wo Unterricht und Vergnügen verbunden werden; ferner solche, die die Philosophie des Lebens lehren, sinnreiche Untersuchungen über interessante Gegenstände der Vorwelt u. s. w.** Bücher, woran die drei aufgeklärtesten Nazionen in Europa so reich sind, würde man hier vergebens suchen; sie würden auch nicht gelesen werden.

Unter die prosaischen Werke, wovon hier der Herr Verfasser spricht, gehören vornehmlich jene Art von Romanen, worin Tugend und Laster, Wahrheit und Lüge dermaßen in wahrscheinliche Begebenheiten verwebt werden, daß der anschauende Begrif ihrer guten oder bösen Folgen Liebe, oder Verabscheuung derselben hervorbringe. Wenn Werke dieser Art von solchen Männern, wie Fielding und Richardson, bearbeitet werden, die der Tugend und Wahrheit ihr ächtes Kleid zu geben wissen, so kan zum Unterricht und Vergnügen nichts besseres erdacht werden, als sie. Werden sie aber von Stümpern in das Gewand schwankender Begriffe, zärtlicher Empfindsamkeit, und der Schwärmerei eingekleidet, so ist nichts verderblicheres; und Italien hat Ursach sich zu freuen, daß es noch nicht, wie Deutschland, mit solchen Büchern überschwemmt ist. Durch sie wird alle mänliche und weibliche Tugend entkräftet, und sogar der Begrif derselben verrückt. Die Wahrheit darf sich vor den unglücklichen Geschöpfen, welche das Lesen solcher Bücher entmannt und verzärtelt hat, nicht mehr ohne Schminke und in ernsthafter Gestalt zeigen. Bücher und wahre Freunde, die sie ihnen in ihrer natürlichen einfachen Kleidung vorstellen, werden verlacht und verabscheuet. Alles vernünftige Denken und Handeln weicht von den Völkern und Familien nach dem Maaße, als dieser unselige Geschmack zunimt. Er ist der sicherste Vorbote einer allgemeinen Barbarei, und des gänzlichen Verderbens eines Volks, das damit angesteckt ist. Unter hundert Büchern, die nach der neuesten Mode zum

Unterricht und Vergnügen der Menschen geschrieben sind, ist Keins, worin die Ideen von Tugend und Wahrheit nicht übertrieben, schwankend, oder den Leidenschaften der Verfasser und Leser angemessen sind. Keine der aufgeklärtesten Nazionen ist wirklich reich an Meisterstücken dieser Art.

Uebrigens fehlt es der italienischen Nazion nicht an Büchern, worin Unterricht und Vergnügen verbunden werden, dergleichen sind die Fabeln des Crudeli, Grazigo, Roberti, Papadi, der zu Venedig herausgekommene Anticandido, die Erzählungen des Albergatti und Altanesi, die Wochenblätter L' Osservator Toscano und il Caffé, des Algarotti Congresso di Citera, die Dialogen Kaspars Gozzi, Il vero amore ossia la storia amorosa d' Irene e di Filandro des Ritters Piazza; L' amante capriccioso eines Ungenannten, die Lettere capricciose des Marchese Albergatti und des Abbé Zacchiroli, und von den älteren das Beste aus dem Dekamerone des Boccaccio, sein Corbaccio, oder Labirinth der Liebe, seine amorosa visione, das Beste aus den unzähligen Novillen des Gualteruzzi, Franco Sacchetti, Bandello, die Psyche des Angelo Firenzuola, und sein goldener Esel, die Dialogen des Torquato Tasso, die Circe, und Capricci del Bottajo des Gelli, des Brucioli Dialoghi Filosofici, einige Werke des Ferrante Pallavicino, des Boccalini Ragguaglj di Parnasso, La Doppia impiccata eines Ungenannten, das ganz vortrefliche Werk della famosissima compagnia della Lesina Dialoghi e Ragionamenti eines unbekanten Venetianers, die Novelle amorose und die Dianea des Loredano, des Assarino Ragguagli di Cipro, und viele andere dergleichen Werke, die mir theils nicht einfallen, theils mir unbekant sind.

Uebrigens ist Italien von Büchern, welche die Philosophie des Lebens lehren, und von sinnreichen Un-

tersuchungen über interessante Gegenstände der Vorwelt so voll, daß es fast nicht möglich ist, daß es von andern Nazionen hierin übertroffen werde. Ich berufe mich an alle Verzeichniße alter und neuer Bücher, auf alle gelehrte Journale Italiens, die damit angefüllt sind. Es ist kein Fach in der Philosophie des Lebens, kein Gegenstand der natürlichen, politischen, und künstlichen Alterthümer, worüber die Italiener nicht geschrieben haben, und noch schreiben. Blinder in der italienischen Litteratur kan Niemand sein.

XVII. Das ganze Schriftstellerwesen ist in Italien noch in seiner Kindheit. — Es giebt keinen reichen Buchhändler im ganzen Lande; so wie auch eigentlich hier kein wahrer Buchhandel existirt. Doch haben die größten Städte Buchkrämer, deren Gewerbe aber sich nicht ausser den Mauern ihrer Wohnstädte erstreckt. Wie wenig solche Leute Schriftsteller durch baare Vortheile aufmuntern können, ist leicht zu errathen. Das Honorar für einen Bogen ist gewöhnlich nach deutschem Gelde ein Gulden, und dieses nicht etwa in Kalabrien, sondern selbst in Florenz, von welcher Stadt man sich überhaupt in Deutschland seltsame Vorstellungen macht.

Der innere Werth des Schriftstellerwesens läßt sich nicht nach baaren Vortheilen der Autoren berechnen. Im XVI. Jahrhundert, da in Italien so viele vortrefliche Werke der schönen Litteratur, besonders was die Uebersezungen der griechischen und lateinischen Schriftsteller anbelangt, und im vorigen, da die wichtigsten Schriften der Stifter der neuen Philosophie ans Licht traten, brachte das Schriftstellerwesen ausser dem Ruhm und einer guten Anzahl gedruckter Exemplarien, gar nichts ein. Es gab auch damals keine so unglückliche Zunft von Gelehrten, die vom Bücherschreiben ihre Nahrung erwarteten. Ein so verächtliches und vom

Hunger

Hunger erfundenes Handwerk, welches Künste und Wissenschaften zu Sklaven des Buchhandels, und zu Buhlerinnen des Gewinns macht, giebt es in Italien bis auf den heutigen Tag nicht. Man schreibt daselbst um des Ruhmes willen, und begnügt sich mit einer starken Anzahl gedruckter Exemplarien, oder anderer Bücher. Jedoch weis ich auch Beispiele, daß ein Dukaten für den Bogen zu Florenz bezahlt worden ist. Der Grund, warum die italienischen Buchhändler den Autoren kein grösseres Honorarium bezahlen können, ist nicht ihre Armut, sondern weil die von ihnen aufgelegten Werke, wenn sie allgemeinen Beifall erhalten, in andern Hauptstädten, besonders zu Venedig, nachgedruckt werden. Kaum war von Büschings Geographie das sechste Heft zu Florenz in italienischer Sprache erschienen, als Zatta zu Venedig einen viel schönern Nachdruck davon veranstaltete.

Eben so ungegründet ist das Vorgeben, es gebe keinen reichen Buchhändler in Italien. Deutschland hat schwerlich einen so reichen Buchhändler, als Remondini zu Venedig ist. Er besizt bei Bassano auf einem reichen Landgute eine Papiermühle, eine Druckerei von Kupferstichen und Büchern, eine Schriftgiesserei, Buchbinderladen; und was er seinen vielen Arbeitern Lohn bezahlt, das nimt er größtentheils durch den Verkauf der Lebensbedürfniße aller Art, die er ihnen selbst verkauft, wieder ein. So können auch Zatta, Baleoni, Pasquali und die Gebrüder Coletti zu Venedig, Molini, Pisoni, und Cambiagi zu Florenz, welcher die großherzogliche Buchdruckerei um 18,000 Dukaten gekauft hat, der Besizer der königlichen Buchdruckerei zu Parma, Bonsignori zu Lucca, Pazzoni zu Mantua, Monaldini und Pagliarini zu Rom, Porcelli zu Neapel, und ganz gewiß viele andere, die ich weniger kenne, mit den wohlhabendesten Buchhändlern Deutschlands verglichen werden.

den. Die tipographischen Gesellschaften zu Modena und Neapel, und die Buchdruckerei der Abtei S. Ambrogio maggiore zu Meiland haben ihres gleichen nicht in ganz Deutschland. Damit der Herr Verfasser die Ausflucht nicht suche, daß hier von Buchdruckern die Rede nicht sei, so kan ich ihm dieses zu seinem Unterricht sagen, daß in Italien kein Buchdrucker ist, der nicht zugleich den Buchhandel treibe. Diese sind die wahren, und reichsten Buchhändler.

Und warum soll wol in Italien kein wahrer Buchhandel existiren? Vielleicht, weil es daselbst an Leipziger Messen fehlt? oder weil er sich, wie er sagt, nicht ausser den Wohnstädten der Buchkrämer erstreckt? Messen, wohin zu bestimten Zeiten aus allen gelehrten Werkstätten neue Waaren zu Markt getragen werden, giebt es zwar nicht in Italien; doch stehen die Buchhändler der Hauptstädte in Rechnung mit einander, die sie durch Briefe abschließen, und Einer verstattet dem Andern gewisse Prozente. In einem Lande von so verschiedenen Staaten, die keine politische Verbindung miteinander haben, und wo weder Buchdruckerei noch Buchhandel zunftmäßig ist, kan keine allgemeine Leipziger Messe statt haben. Auch wüßte ich nicht, zu was sie anders dienen würde, als allen Plunder von Litteratur, welcher jezt in den Oertern seiner Geburt, wie es billig ist, zu Makulatur wird, aus einem Mittelpunkte durch ganz Italien auszustreuen, und die Bücher zu vertheuern. Da schwerlich ein Land in der Welt ist, wo so viele fahrende und reitende Boten auf und abgehen, und wo das Porto der Briefe und Waaren so wohlfeil ist, so werden die in Journalen empfohlene Bücher auf das schleunigste, und ohne große Kosten verschrieben, und von einem Orte in den andern versendet. Daß sich der Handel der Buchhändler nicht ausser den Mauern ihrer Wohnstädte erstrecke, ist ganz und gar erdichtet, und dient zu einem

neuen

neuen Beweis, daß der Herr Hauptmann sich nie mit kleinen Unwahrheiten begnügt; und sein Ausfall wider die Stadt Florenz zeuget von einer überaus hohen Meinung, die er von seiner ganz besonders hellen Einsicht hat. Welche Wohlthat für Deutschland, daß nach so vielen lügenhaften Reisebeschreibungen, die es zum Theil grossen und einsichtsvollen Männern verdankte, endlich die einzigen ächten Nachrichten des Herrn von Archenholz erschienen sind, welche die seltsamen Vorstellungen die es sich von Italien, besonders von Florenz gemacht hat, vernichten können!

XVIII. Obgleich die Italiener gern von Politik schwazen, und an allen europäischen Staatsbegebenheiten Theil nehmen, so ist doch, wenn ich Machiavels Werk ausnehme, nie ein gutes Buch über diesen Gegenstand von ihnen geschrieben worden. Auch Uebersezungen werden wenig gemacht, weil man gar nicht lieset.

Wie hängt das mit dem zusammen, was er auf der zweiten Seite sagt: Italien habe viele große Staatsmänner hervorgebracht, die über die Regierungskunst tief nachgedacht haben, und ausser den schönen Künsten gehöre keine Wissenschaft so ursprünglich in Italien zu Hause, wie die Staatskunst? So weis ich auch nicht, wie er von der italienischen Nazion mehr als einen Machiavel verlangt. Hat denn die französische Nazion mehr als einen Montesquieu, und haben denn die andern aufgeklärten Nazionen auch nur Eins solcher Lichter der ersten Größe? Italien kan sich aber noch eines Sarpi, eines Giannone rühmen; und wenn es auf andere nüzliche Werke der Staatskunst ankömt, so kan ich noch des Sansovino, Paruta, Davanzati, Boccalini, Guicciardini, und von den neuesten Zeiten die Werke des Claudio Tedeschi, Vergani, Beccaria, Verri, Filangieri, Grimaldi,

und

und der kaiserlichen Staatsminister des Fürsten Gonzaga, des Marchese Carli, und des Grafen von Arco; welche zum theil auch in die deutsche Sprache übersezt sind, einem jeden empfehlen.

Daß man in Italien weder übersetze noch lese, ist schon anderswo bis zum Ueberfluß widerlegt worden; und ich kan hier noch die im Jahr 1780 zu Meiland gedruckte Uebersezung des Ami des hommes des Herrn von Mirabeau hinzusezen.

XIX. Die Reisen um die Welt, die vor wenig Jahren ein so gewaltiges Aufsehen erregten, und die man nicht las, sondern verschlang, sind diesem unwissenden Volke noch bis auf den heutigen Tag ganz unbekant. Dieses ist der Fall in den besten Gesellschaften, bei Staasmännern und sogenanten Gelehrten, denen der ehrwürdige Name Cook nie zu Ohren gekommen ist.

Es ist fast nicht möglich, sich bei so auffallenden Unwahrheiten in den Schranken der Mäßigung zu halten. Im Jahr 1778 wird nicht nur im Monat November des Giornale fiorentino istorico-politico-letterario durch die tipographische Gesellschaft von Neapel bekant gemacht, daß sie eine grosse Menge Exemplarien (wahrscheinlich ein Nachdruck) von den zweien Pariser Ausgaben in 4 und in 8 der Reisen des Kapitäns Cook um die Welt zum Verkauf besize, sondern es wird auch daselbst ein kernhafter Auszug des angezeigten Werks von den Verdiensten des Capitäns Cook, der Herren Wallis, Bayley, Hodges und Forster geliefert. Auch sagt der Verfasser dieses Journals von Cooks erster Reise vom Jahr 1768, daß die auf derselben gemachten Entdeckungen schon jedermann in Italien bekant seien. Ich will seine Worte anführen „L' Europa era stata sensibile al felice successo della prima spedizione fatta dal Capitano

tano Cook nel 1768, la quale fu accompagnata dal filosofo Banks e dal dottor Solander, discepolo di Linneo, amendue distinti nella republica delle lettere per le loro cognizioni nella storia naturale. *Le tante interessanti scoperte e cognizioni, che ci arrecò questo viaggio, sono già a tutti conosciute.* Es wurde nachher auch der in deutschen Zeitungen gedruckte Brief aus Rußland an den Herrn Oberkonsistorialrath Büsching, in welchem die Umstände von Cooks tragischem Tode erzählt werden, einem florentinischen Journal einverleibt, und so gar auch das französische Werk, Troisieme voyage de Cook etc. betitelt, welches im vergangenen Jahr zu Paris herauskam, so gleich in der Novelle letterarie zu Florenz und in anderen gelehrten Zeitungen angezeigt. Und sind wol Cooks Entdeckungen von solcher Art, die man, wenn man sie irgendwo gelesen, oder erzählen gehört hat, auch so gar vor Personen verschweige, die sich sonst um die Weltbegebenheiten nicht viel bekümmern? oder sind denn etwa die gelehrten Zeitungen, worin alles dieses in Italien bekant gemacht wurde, wie des Bertola Idea della Poesia allemanna zu Makulatur geworden? Wie wäre es aber, wenn ich nun noch bewiese, daß die Italiener die ganze Geschichte von Cooks Reisen in ihrer Muttersprache besizen? Ich habe im VII. und VIII. Artikel von einer im Jahr 1780 zu Venedig gedruckten Uebersezung des de la Harpe Auszugs einer allgemeinen Geschichte der Reisen Meldung gethan. Diese enthält nebst den anderen neuesten Reisen und Entdeckungen auch die Reisen des Capitäns Cook und seiner gelehrten Gefehrten. Herr von Archenholz war vielleicht noch in Italien, da diese Uebersezung ans Licht kam. Ausserdem erschien noch im Jahr 1781 zu Florenz eine Lobschrift unter dem Titel: Elogio del Capitano Cook, mit einer ausführlichen Beschreibung seiner Entdeckungen und Reisen. Wer gegen das Publikum nur die geringste

Ehrfurcht

Ehrfurcht fühlet, läßt nicht leicht etwas aus der Feder fließen, wovon er nicht einen hohen Grad von Gewisheit besizt. Allein unser Autor trägt nicht das geringste Bedenken, alles was ihm einfällt niederzuschreiben, wenn es nur der Ehre einer ihm so verhaßten Nazion einen tödlichen Streich versezen kan. Er begnügt sich nicht etwa damit, zu sagen, daß Cooks ehrwürdiger Name dem Volke unbekant sei; Er legt auch diese beschimpfende Unwissenheit den besten Gesellschaften, den Staatsmännern, den Gelehrten bei.

XX. Die großen Dichter, fährt er fort, die Italien in neueren Zeiten hervorgebracht hat, deren Namen ihre ausgearteten Nachkommen beständig im Munde führen können durch ihre vortrefliche Werke kein poetisches Feuer bei den heutigen Dichterlingen anzünden, deren ganze Kunst sich auf Sonette einschränkt, da sie den Gedanken eines großen Gedichtes kaum faßen können.

Offenbar spricht hier der Verfasser von den großen Gedichten des Ariosto und Tasso, deren Größe die ausgearteten Nachkommen kaum fassen können. Er mißt die Wirksamkeit, welche diese Gedichte haben können, ein dichterisches Feuer in den Nachkommen anzuzünden, und ihr dichterisches Genie, das nur auf Sonette eingeschränkt ist, nach dem preußischen Längenmaaß ab. Können denn nur große Gedichte in einem zur Dichtkunst gebornen Genie ein poetisches Feuer anzünden? Oder ist der ein elender Dichterling, dessen göttliches Feuer nicht wenigstens durch zwanzig Gesänge eines Gedichtes gleich fort lodert? Wie würde es um den Ruhm eines Pindarus, eines Anakreon, eines Horaz, eines Petrarca stehen, wenn man den Werth ihrer Oden nach dem Ellenmaaß beurtheilte? Wüßte Herr von Archenholz, was zu einem guten Sonett erfodert wird, so würde er diese Kunst nicht so geringschäzig behandelen. Es ergehet den Sonetten

Italiens, wie den Liedern und Oden, womit Deutschland und Frankreich überschwemmt sind. Von Tausenden hält Keins die Probe der Zeit aus. Die meisten verwelken, wie Blumen, in den Händen ihrer ersten Leser. Doch sind vierzehn Zeilen eines Sonets des Frugoni über den aus Rom verwiesenen Scipio allein hinreichend, den Dichter zu verewigen. Dergleichen haben auch Manfredi Cotta, Bertola, Bondi, Parini in unsern Zeiten hervorgebracht.

Wer hat denn aber dem Herrn von Archenholz gesagt, daß die ganze Kunst der heutigen Dichter Italiens sich auf Sonette einschränkt? Wenn man große epische Gedichte, wie jene des Ariosto und Tasso, ausnimt, welche bei allen Nazionen eine seltene Erscheinung sind, so ist keine Art von Gedichten, wovon die Italiener in unserem Jahrhundert keine rühmliche und zum Theil vortrefliche Beispiele ans Licht bringen. Man vergleiche die Ländlichen- und See-Gedichte des Abts Bertola und sein Gedicht über die Moden, des paduanischen Grafen Pagani-Cesa Gedicht über das Erdbeben von Messina, des Marchetti freie Uebersezung des Lucrez, des Frugoni poetische Erzählungen und Canzonen, eben desselben und des kaiserlichen Hofdichters Casti anakreontische Lieder, die zärtlichen Gedichte der paduanischen Gräfin Roberti-Franco, des Filicaja und Rolli pindarische Oden, mit anderer Nazionen besten Gedichten dieser Arten, um den Werth der neueren italienischen Dichtkunst zu beurtheilen. Von den Ditiramben eines Redi, eines Barufaldi, eines Scipio Mafei will ich nichts sagen. Keine Nazion ist noch hierin den Italienern gleich gekommen.

XXI. Ihre Beredsamkeit ist eben so wenig achtungswerth. Falsche Bilder, unpassende Gleichnisse, ein übelgeordneter Vortrag, u. s. w. begleitet mit den heftigsten Gestikulationen und Grimassen, wie

wir

wir in Deutschland an ihren Singpossenspielen sehen. so ist ihre Beredsamkeit auf der Kanzel und vor den Tribunälen beschaffen.

Wenn ein Italiener die Beredsamkeit der Deutschen auf die Kanzel einschränkte, und nach dem schwerfälligen, heulenden, oder bellenden Vortrage, nach dem alltäglichen Wiz, und nach den grob zugeschnizten Bildern mancher Prediger beurtheilte, so würde er eben das Recht haben, zu sagen, ihre Beredsamkeit sei wenig achtungswerth. Nur die vollkommensten Muster einer Kunst können zum Maaßstabe dienen, wie weit es eine Nazion darin gebracht habe. Man muß in Deutschland einen Herder, einen Spalding, einen Zollikofer, und in Italien einen Christiani, jezigen Bischof und Sakristan des Pabstes, einen Moriani, einen Luchini, alle drei aus dem Augustinerorden, hören, sich einen Begrif von der Kanzelberedsamkeit der Deutschen, und Italiener zu bilden. Ueberhaupt ist das Predigerwesen der Italiener den meisten Fremden unbekant. Die besten Prediger hört man nur in der verzigtägigen Fastenzeit in den Hauptkirchen der vornehmsten Städte, wo sie jedes Jahr aus ganz Italien hinberufen, und sehr reichlich belohnt werden. Die Preise sind durch Stiftungen fest gesezt. Zu Malta und Turin betragen sie 700 Skudi oder 350 Dukaten, ohne die Reisekosten, und freie Beköstigung am Orte ihres Predigtamtes. Weil der nemliche Prediger selten oder nie zweimal an die nemliche Stadt berufen wird, so kan er sich überall der nemlichen Predigten bedienen. Folglich kan er sein ganzes Leben hindurch daran feilen, und sie zur größten Vollkommenheit bringen. Man weis überall die Predigten der berühmtesten Redner zu nennen, worin sie die Stärke ihrer Beredsamkeit am meisten an den Tag legen. Weil ihr Quaresimale (so nennet man eine Samlung aller Fastenpredigten) eine reiche Goldgrube für sie ist, und ihnen unbrauchbar würde, wenn es im Druck erschiene, so

wird

wird es nie zum Druck befördert, auch nicht einmal nach ihrem Tode, da es von den Erben oder von Klöstern im Manuskript an solche Geistliche theuer verkauft wird, die sich dem Predigtstuhl widmen wollen. Daher komt die Seltenheit guter gedruckter Predigten in Italien. Ein Fremder muß sie hören, und sich eben in den Oertern befinden, wo die besten Prediger Italiens auftreten. Alsdenn ist es nichts Geringes, wenn er der Italienischen Sprache so mächtig ist, daß er dem schnellen Strom ihrer Beredsamkeit folgen könne. Es ist ein wahres Vergnügen, in der Fastenzeit sich in einer Stadt zu befinden, wo zween starke Redner in zwo verschiedenen Kirchen in der nemlichen Stunde predigen. Ihr Wetteifer, und der Partheigeist der Zuhörer ist unglaublich groß, bis endlich gegen die Mitte der Fastenzeit der Vorzug des Einen entschieden ist, und fast die ganze Heerde diesem Hirten zuläuft. Dieses nennen sie Sbancare, das ist des andern Bänke leer machen. — Was die Beredsamkeit der Tribunäle betrift, so ist das öffentliche Peroriren fast nur in den Republiken gebräuchlich; und ich kan kein zuverläßiges Urtheil darüber fällen, weil ich nie Gelegenheit gehabt habe, unter den Zuhörern zu sein. Vermuthlich wird es auch hier schlechte, und gute Redner geben.

So weit gehen die allgemeinen Anmerkungen des ersten Abschnitts. In der Folge wird von den einzelnen Staaten Italiens in einem nicht weniger dreisten und dezidirenden Ton gesprochen. Ich habe bis zum Ueberfluß bewiesen, daß der Herr Verfasser nichts gründliches von Italien zu sagen weis, und vorsezlich dahin abzielt, diese um die allgemeine Aufklärung, und um alle reisende Gelehrten so sehr verdiente Nazion, verhaßt und verächtlich zu machen. Es herscht ein hohnsprechender Geist durch das ganze Werk, der die rühmlichsten Gegenstände entweder verschweigt, oder einen verkleinerenden und gehäßigen Schatten auf sie wirft. Ich hatte mir anfänglich vorge-

nommen auch die gröbsten Unwahrheiten der übrigen Abschnitte, Ihnen liebster Freund, zu entschleiern; aber der Artikel von der Litteratur, woran Ihnen und mir an meisten gelegen war, ist weitläuftiger ausgefallen, als ich dachte, und länger mag ich mich, wenigstens jezt, nicht ärgern. Es sei genug der Verleumdung den Stachel benommen zu haben. Leben sie wohl!

3.

Zur Erklärung Virgils.

Fünfter Beitrag.

Georg. I. 193. —

Semina vidi equidem multos medicare ferentes,
Et nitro prius et nigra perfundere amurca:
Grandior ut foetus siliquis fallacibus esset,
Et, quamvis igni exiguo, properata maderent.
Vidi lecta diu, et multo spectata labore,
Degenerare tamen, ni vis humana quotannis
Maxuma quaeque manu legeret.

Oftmals sah ich den Samen durch Kunst des Säers veredelt,
Und zuvor mit Salpeter getränkt und schwärzlichem Oelschaum:
Daß von grösserer Frucht die täuschende Schote sich füllte,
Und das Gemüs', auch an mäßiger Glut, schnell mürbe zerquölle.
Selbst die gewählteste Saat, mit langer Arbeit gemustert,
Sah ich dennoch entarten, wenn menschliche Mühe nicht jährlich
Jedes grössere Korn mit der Hand auswählte.

Dies

Dies ist die Erklärung des Servius und vieler Neueren. Incipit dicere, sagt jener, de medicandis leguminibus, quemadmodum et maiora fiant, et modico igni solvantur. *Properata maderent,* festinanter et cito coquerentur: *maderent* vero antique, pro cocta essent. Schon hieraus erkennt man, daß Servius den ersten Saz mit maderent schloß, und den zweiten mit Vidi lecta diu anfing. Noch deutlicher sieht man aus dem folgenden, daß er sich von einer andern Abtheilung auch nicht einmal träumen ließ: *Degenerare tamen,* ανακολȣθον. Nam cum non proposuerit, *quam* (lies *quamvis*) lecta et spectata, vel *quamquam*, vel *licet;* intulit *tamen.* Virgil giebt zwei Lehren. Die erste: Man weiche den Samen, besonders der Hülsenfrüchte, in einer Sode von Salpeter und Oelschaum ein; dann trägt er grössere Körner, als man sonst in den täuschenden Schoten findet; und die Erbsen oder Bohnen kochen sich schneller gar. Die zweite: Man lese jährlich von neuem die größten Körner zum Säen aus; sonst verschlimmert sich jedes Getreide. Nichts in der Welt kan natürlicher und leichter sein, als diese Gedankenfolge.

Und was hätte ich denn bei dieser natürlichen und leichten Gedankenfolge zu erinnern? Daß sie von andern nicht erkant wird. Schon Pomponius Sabinus verbindet maderent, welches von ut abhängt, mit quamvis, und erklärt die Stelle so: *Maderent,* decoquerentur. *Quamvis,* licet fabae sint coctiles, tamen melius e coctilibus adhuc proveniunt, si medicatae seruntur. Herr Heyne macht den Gedanken noch verwirrter, und noch mehr als das, indem er den ersten Saz mit esset schliest, und den Vers, Et quamvis igni exiguo properata maderent, durch ein Komma mit dem folgenden Saze verbindet. Der Sinn wäre nach [illegible]r Meinung dieser: Und obgleich der Same, um schneller zu keimen, an gelinden Feuer aufgekocht oder eingeweicht

 war;

war; so sah ich ihn, den mühsam ausgelesenen, dennoch ausarten, wenn die Mühe nicht jährlich wiederholt ward. Er bedaurt nur, daß er in keiner Handschrift At quamvis statt Et gefunden hat. Die Ausleger, die mit Catrous (warum nicht mit Servius?) nach maderent ein Punktum sezen, werden getadelt; denn solte von Hülsenfrüchten, die leicht mürbe kochen, die Rede sein, wie nüchtern wäre maderent! — Nüchtern? das begreife ich nicht. Madere ist ja das eigentliche Wort, und noch dazu ein edles, weil es zu Virgils Zeit schon alterthümlich war. Aber zur Lust einmal zugegeben, was ich keinem neueren Beurtheiler der virgilischen Sprache zugeben kan, daß maderent das Garkochen nur schwach ausdrücke; so bliebe doch selbst der schwach ausgedrückte Sinn der einzige wahre. Denn welch ein besonderer Einfall, in aqua ad ignem modicum coqui (oder wie in der Handausgabe hinzugefügt wird, molliri, humectari,) fabas serendas, ut eo citius in agro progerminent? Daß man die Saatbohnen einweicht, auch wohl in verschlagenem Wasser an einem warmen Orte einweicht, damit sie desto schneller auskeimen, weis jede Hausmutter. Aber eben zum Einweichen brauchten ja die alten römischen Landwirthe die Sode von Salpeter und Oelschaum; wozu denn noch hinterher das Wasser? Doch Wasser oder Salpeterbeize, oder auch eins nach dem andern; man frage die Hausmutter, ob es rathsam sei, die Saatbohnen darin an gelindem Feuer aufquellen zu lassen, um dadurch ihr Keimen zu beschleunigen. Ich weis, wie es mir mit der Frage gieng, bis ich unter dem gelinden Feuer nur einen Winkel des Heerdes in einiger Entfernung vom Feuer zu verstehen vorgab.

Nach den Abweichungen der Handschriften zu urtheilen, sch[illegible] Virgil V. 197. Vidi lecta diu, *multo et* spectata labore. Mir scheint diese Leseart auch schöner zu sein.

Voß.

4. Noch

4.
Noch etwas über das Blatterbelzen.

Le refrain des medicins est de crier *au charlatan*, *á l'empirique*, dès qu'on n'est pas de leur corps; mais la theriaque, l'emethique, le quinquina, la plupart des specifiques et l' *inoculation* doivent leur origine à l'empirisme. Ie ne le crois pas au fond plus dangereux que la medicine actuelle, avec ses formules et ses theses.

Mercier, Tableau de Paris. Tom. II. Ch. CXXXVI.

Die Heilkunde hat eben so wol ihre Moden und Kaprizen, als unsere Damen; der Geist des Widerspruchs und die Rechthaberei vom Starrsinn begleitet, haben von jeher mehr Kirchhöfe gedüngt, als die falsche Theorie. Am schädlichsten ist wol in manchen Fällen das Monopolium, das die Aerzte sich wider den Laien anmaßen, das vielleicht unter allen Monopolien doch noch das unschädlichste, aber deswegen noch nicht völlig unschädlich ist.

Die Medizin ist eine durch nach und nach gesammelte Erfahrungen entstandene Wissenschaft, wo das Ohngefähr gewöhnlich das meiste that; und diese Erfahrungen gehören vielleicht dem größten Theile nach den medizinischen Laien. Wie oft kam nicht ein altes Weib mit ihrer Erfahrung der nach langen Debatten erst festgesezten Theorie in die Quere, und stürzte sie mit einem male wieder zu Boden! Wie oft verdrängte nicht schon das neue, sogenante Spezifikum das alte sogenante, und schnitt diesem alle Ehre ab; aber ein neueres rächte das Verdrängte wieder, und mußte dann auch wieder abtreten. Unsere besten

Aerzte haben ihr Sistem durch Autoritäten festgesezt, und durch selbstgemachte Erfahrungen bestätigt; sie schenken es der Welt gedruckt, und der erste der beste Rezensent versichert eben dieser Welt, daß er Erfahrungen wider Erfahrungen habe. Wo herscht wol mehr Sophisterei, als bei den Zänkereien der Aerzte? Welch Sistem ist wol schwankender, als das ihrige? Ein anderes Klima, andere Lebensart, andere Leidenschaften, andere Nahrungsmittel, ein anderes Geschlecht und ein anderes Alter machen ihrem Lateine mit einem male ein Ende, und sie machen bei der Unbiegsamkeit der Krankheit gewöhnlich eben so große Augen, als der Laie, der von ihren Jargon nichts versteht. Ihre Einwürfe, ihre Beweise und ihr Räsonnement sind uns viel zu gelehrt, als daß wir sie beantworten könten; aber überzeugt sind wir deswegen noch lange nicht; und hilft uns ein altes Weib wirklich, wo uns die gelehrte Theorie im Stiche ließ; so verzeihe es uns Aeskulap und die Heiligen Kosmus und Damianus, wenn wir uns weigern, uns auf griechisch und latein expediren zu lassen.

Kein Mensch kan ein größerer Feind des Empirismus gewesen sein, als ich, und in Absicht des gewissenlosen Gesindels, das mit einem einzigen Mittel alle nur mögliche Krankheiten heilen will, bin ich es wahrlich auch noch; aber Erfahrungen und Beobachtungen, die vielleicht eben so genau waren, als viele gedruckte, haben mich mit vielen Hausmitteln und Pfuschereien des Pöbels wieder ausgesöhnt, und mich mistrauisch wider einige schulgerechte Theorien gemacht. Unbeschadet dem Ruhm unserer Aerzte und ihrem Sistem sei dies gesagt; denn soll ich Hülfe suchen; so thue ichs bei ihnen und keinem Empiriker; ich erkenne die großen Fortschritte der Kunst, und danke der Vorsehung dafür; nur mögte ich die Handlanger nicht so ganz verachtet haben, ohne welche das Gebäude nicht da stünde, und vor all zu festem Vertrauen auf durchgezankte Theorien

rien warnen, die nie allgemein anwendbar werden können.

Herr Platner hat dem fünften Bande seiner Uebersezung des Haenschen Werks, Ratio medendi, S. 436. einige eigene Gedanken über die Einpfropfung der Blattern angehängt, die mit rühmlichster Bescheidenheit vorgetragen werden, aber Zweifel enthalten, die anstekend zu werden anfangen, ob sie mir gleich nicht sehr wichtig vorkommen. Der Einwurf ist nichts weniger, als neu: daß die Inokulation vielleicht künftig denen, die sich ihr unterworfen haben, an ihrer Gesundheit nachtheilig sein könte, und der wider dies Mittel so sehr eingenommene Pöbel lügt unverschämt, selbst in Gegenwart der sich wol befindenden, vorlängst Geimpften: daß diese seitdem keinen gesunden Tag gehabt hätten. Die Erfahrung kan hier allein entscheiden, und ich glaube, daß sie für die Inokulation entscheiden wird. Aber Erfahrungen, denen Herr Platner selbst kein Gewicht zuschreibt, und sie doch halb und halb als für seine Zweifel beweisende Erfahrungen ausgeben mögte, können hier gar nichts entscheiden, und kaum ist es einem so einsichtsvollen, philosophischen Arzte zu verzeihen, sie, um seine Zweifel durch sie zu rechtfertigen, genant zu haben. „Ich sehe in der Menschheit um mich her im Ganzen nicht Verbesserung, sondern vielmehr Verschlimmerung des phisischen Zustandes. Ich bemerke Fehler des Wachsthums in der Jugend, Mangel an Muskelkraft in den Männern, Hindernisse der Zeugung in den Frauen — häufiger, als unsere Vorfahren sie bemerkt zu haben scheinen, und unsere noch lebende Vorfahren, die Alten sie wirklich bemerkt haben. Ich sehe so viel Erschlaffung der Temperamente, so viel Niedergeschlagenheit der geistigen und körperlichen Kräfte, vornemlich in Menschen von gesitteten Ständen, (bei denen die Einpfropfung der Blattern am gewöhnlichsten ist,) häufiger, als in dem Landvolk und in geringen

 Leuten,

Leuten, und dann (hier aber ist es, wo ich freilich die Einseitigkeit und Unvollständigkeit meiner Beobachtungen selbst gestehen muß,) bemerke ich, oder glaube zu bemerken, daß alle diese Uebel vornemlich unter denen anzutreffen sind, welche die Blattern von der Kunst, und nicht von der Natur empfangen haben." Ich will den berühmten Mann nicht darüber chikaniren, daß er Gedanken wie Tonnen hinwarf, die so unreif sind; ich schäze seinen bescheidenen Sceptizismus, und will es ihm gar nicht anrechnen, daß er minder bescheidenen Kollegen und Nichtkollegen durch diese Aeusserungen Gelegenheit gab, das, was er noch problematisch bleiben läßt, als gewiß aufzufassen, und die Inokulation damit zu befehden. Aber eine kleine Antwort auf diese Aeusserungen müße mir doch, wärs auch um der Nachbeter willen, erlaubt sein.

Eingestanden, daß die natürliche Kraft der Menschheit unter gesitteten Ständen wirklich so verkrüppelt ist, als Herr Platner mit Recht bemerkt hat; wem kan es wol einfallen, die unschuldige Inokulation deshalb in Verdacht zu haben? Sind nicht nähere und zuverläßig schuldigere Ursachen da? und hat Herr Platner unter den gesitteten Ständen wirklich die Bemerkung gemacht: daß die Geimpften vor den Ungeimpften, bei gleicher Erziehung und Lebensart, schwächlicher und verkrüppelter sind? Sind diese Bemerkungen auch ausser Leipzig gemacht worden? Wer den übertriebenen Luxus unseres Zeitalters mit allen seinen zum Theil schrecklichen Folgen kent, wer es weis, wie vergiftet unsere Kochkunst ist, wie treibend der Genuß des vielen Gewürzes, wie erschlaffend die warmen Getränke, und welchen Einfluß unsere Gedichte und Romane auch auf den phisischen Zustand des Menschen haben; wer mit den frühen Ausschweifungen unsrer gesitteten Jugend bekant ist, die sich entnervt, ehe die mannbaren Jahre kommen, wer die häufigen

gen Klagen über Selbstbefleckung liest, die unsre Vorfahren nicht führten; der absolvirt, denk' ich, die Inokulation. Große Städte werden noch immer grösser, die gesitteten Stände drängen sich näher zusammen, und vergiften sich wechselsweise Luft und Wasser immer mehr; und wo wird der Mensch wol im Wachsthume mehr gestört, als in Paris, wo man der Sonne und der reinen Luft den Zugang verbaut hat? Ich glaube nicht, daß die meisten Krüppel in grossen Städten inokulirt sind, und die Inokulation je bei Ehescheidungsklagen ob impotestatem in Anspruch genommen sei. In Westphalen wenigstens, wo schon so lange ist geimpft worden, daß man vor 20 und mehr Jahren Geimpfte aufstellen kan, die recht vollständig gewachsen sind und sich vollkommen wol befinden, konte uns dieser Gedanke nicht einfallen. Herr Platner selbst giebt ihn für weiter nichts aus, als für eine Besorgniß, für eine Unsicherheit: es könte doch sein, daß die Inokulazion künftig noch einmal schlechte Folgen haben könte. Freilich möglich ist es, daß mein Haus künftig einmal abbrenne, und meine Kleider mit zu Asche werden; aber deswegen baue ich doch, und schaffe mir auch Kleider an. Gesezt auch, ohne es zuzugeben: daß das Leben eines Kindes, das inokulirt wird, nicht die höchste Stufe des menschlichen Alters erreiche; so wird es mir doch dafür danken, daß ich es einer Gefahr entriß, wo es noch weit früher, als Kind, durch die natürlichen Blattern hätte hingerissen werden können; und diese Wahrscheinlichkeit ist denn doch wahrlich genauer berechnet, als die Besorgniß, daß die Inokulazion künftig einmal das Leben abkürze, das Wachsthum verhindere, entkräfte, verkrüppele, und was man alles besorgen mögte.

Die Gründe, auf welche Herr Platner seinen Skeptizismus baut, sind: 1. Wir wissen nicht, was die natürlichen Blattern sind. Weis es Hr. P. nicht; so weis ich es auch nicht, ausser daß ich aus der Geschichte

weis: daß sie keine absolut nothwendige Krankheit sind, die der Mensch zu allen Zeiten hätte leiden müssen. Sie sind Ansteckung, und könte diese verhindert werden; so könten wir ihrer Wut eben so gut entgehen, als der Pest, die die Polizei von uns entfernt hält. Allerdings könten die Pocken durch vereinte Kräfte der Gesezgebung und der Arzeneikunst nach und nach von Grenzen zu Grenzen getrieben werden, (wenigstens glaube ich es,) und wenn wir Studierstubengelehrten die Welt beherschten; wer weis, was nicht schon geschehen wäre. Freilich würde unsere ausgeschriebene Quarantäne allerhand Unordnung nach sich ziehen, und so leicht würden wir uns nicht über alle die Kollisionen wegsezen können, als die Hottentotten; allein es käme nur auf einen majestätischen Steifsinn an, ein grösseres Uebel geschehen zu lassen, um ein kleineres zu vertreiben, und man würde Wunder sehen Unsere Fürsten müssen die Schwierigkeiten grösser ansehen, denn man hört nicht, daß auf dem Reichstage in Regensburg einmal die Rede davon ist, die Pocken mit gesammter Hand zu präskribiren; wer kan es uns da verdenken, daß wir uns vor der Hand so gut helfen, als möglich ist? Alle Fragen des einsichtsvollen Herrn Platner: „Ist es ein Stof, der in unsern Säften verschlossen liegt, und sich durch gewisse Veranlassungen entwickelt? Oder ist es eine besondere, unerklärbare Veränderung der Nerven? Wenn es ein Stof ist, welches ist seine Mischung? Welches sind seine Behältniße? seine Absonderungswerkzeuge? u. s. w. können wir nicht beantworten, und nach seinem Geständniße, kan es kein Mensch; in so weit sind wir also alle Empiriker, von Tissot, Haen und Hofmann herunter bis auf meine Wenigkeit. Als Empiriker müssen wir uns mit der Wirkung begnügen, ohne die wirkende Ursache erforschen zu wollen, die sich nicht will erforschen lassen, und das Beste mit Dank annehmen, was uns die Vorsehung finden ließ.

Diese

Diese Unwissenheit wäre also noch kein Grund, an der Heilsamkeit des Blatterbelzens zu zweifeln; so wenig ich sie zu einem Grunde machen möchte, die Inokulazion dadurch zu empfehlen.

2. „Wir wissen nicht, was die künstlichen Blattern sind, und das eben darum, weil wir die Beschaffenheit der natürlichen nicht kennen.“ Herr P. ist mit der Definition der künstlichen Pocken, die er von Impfärzten haben will, nicht zufrieden, und das thut auch zur Sache nichts, da es hier nicht auf Worte ankomt, so wie es nichts zur Sache thut, daß ich mich nicht erinnere, jemals diese Definition, wie sie da steht, gelesen zu haben. Darin sind wir, denk' ich, alle einig: daß durch mitgetheilte Pockenmaterie die Ansteckung eben so gewis erfolgt, als durch andere Wege, wodurch Pocken hervorgebracht werden, die wir, vielleicht etwas uneigentlich, die natürlichen Pocken nennen. Darin sind wir auch einig: daß wir die Zeit ziemlich genau berechnen können, wann die Krankheit, die wir hervorzubringen suchen, erscheinen werde, und daß sie leichter sei, als wenn man die so genante natürliche Ansteckung erwartet, oder natürlich blattert. Ich begreife es noch diese Stunde nicht, wie es zugeht, daß ein kleines Pfropfreiß von einem Borstorfer- oder Stettinerapfelbaum mir einen sonst wild gewesenen Baum in einen Borstorfer- oder Stettinerapfelbaum umschaft, aber diese Unwissenheit hindert mich nicht, meine wilde Stämme zu pfropfen, ja, ich pfropfe wol beide Pfropfreiser auf einen und eben denselben Stam, begreife es noch weniger, wie er zweierlei Frucht trägt — und esse sie doch ohne alle Gewissensskrupel. Daß die Pockenkrankheit eine natürliche, algemeine Veränderung des menschlichen Körpers sei, d. i. eine Krankheit, die jederman haben müße, und die gewisse Vollkommenheiten der Maschine entwickeln und hervorbringen, wird wol niemand behaupten; aber daß sie

uns

uns jezt so gut, als nothwendig geworden sei, da sie, wenigstens in grossen Städten, Jahr aus Jahr ein herscht und ihrer Natur nach ansteckend ist, wird wol zugestanden werden müssen. Bald wird diese Krankheit eine allgemeine Krankheit des menschlichen Geschlechts geworden sein, ohne eine Wohlthat der Natur zu sein. Nicht einige, sondern tausende von Erfahrungen belehren uns: daß die künstlichen Blattern ungleich gelinder sind, und kein so heftiges Fieber voran schicken, und dies ist auch dann der Fall, wenn auch keine Vorbereitung vorhergegangen ist, auf die Herr P. diese Erscheinnng schieben möchte. Ob die künstlichen Blattern den Zeitpunkt der Blatterkrankheit auch treffen? fragt Herr P. Gerade eben so gut, als die so genanten natürlichen Pocken; denn die Ursache, die diesen Zeitpunkt bestimt, ist doch wol meist ausser uns. Ist sie in uns, so ist es die Empfänglichkeit, die nicht zu allen Zeiten in gleichem Grade da ist; denn viele Menschen erleben eine Epidemie, oder werden geimpft, und werden dasmal nicht angesteckt, zu einer andern Zeit aber sind sie desto empfänglicher, und die Ansteckung geht geschwinder von statten. So weit wir also den Zeitpunkt bestimmen können, ist es doch immer die Zeit, wo innerliche Empfänglichkeit da ist, und äussere Ansteckung hinzukommt. Die erste ist fast immer da, aber die äussere Kraft ist sich nicht zu allen Zeiten gleich. Daher verschont mancher Pockenumgang viele Kandidaten, zu einer andern Zeit bleibt dagegen kein ungeblattertes Kind übrig. Wo vor einem Jahre in hiesigem Kirchspiele, wo die Bauren meist zerstreut wohnen, die Epidemie hintraf, verschonte sie kein Kind, und ließ die schrecklichsten Fußtapfen nach; aber sie kam nicht allerwärts hin, ein ganzes Dorf blieb verschont, und so auch viele einzelne Bauerhöfe, deren Nachbaren von dieser Geisel getroffen wurden. Wer kan da einen Zeitpunkt der Krankheit bestimmen? oder sagen: daß sie einen Zeitpunkt habe?

„Solten

„Solten wir die künstlichen Blattern, (sagt Herr P. S. 445.) wenigstens ihren Wirkungen nach, kennen, so müssen wir folgendes, aus vernünftigen Gründen der Wahrscheinlichkeit angeben können; 1) wie sie von den natürlichen unterschieden sind; 2) ob sie gleich den natürlichen hinreichen, die vorausgesezten Absichten der Natur ins Werk zu sezen, und jene wichtigen Veränderungen in der thierischen Oekonomie hervor zu bringen; 3) ob sie keine bedenkliche Folgen, keine nachtheilige Einflüße auf Säfte, Nerven, Drüsen, Eingeweide, Wachsthum, Geschlechtsreife und Geschlechtsverrichtungen, und mit einem Worte auf Gesundheit und Leben haben können.“ Bei aller eingestandenen Unwissenheit heist dies etwas viel gefodert. Kennen wir, wie er selbst sagt, weder die natürlichen noch die künstlichen Pocken, wie können wir denn den Unterschied angeben? oder was kan uns Herr P. antworten, wenn wir sagen: es ist kein anderer Unterschied da, als in dem mehr und weniger? Geimpfte Pocken sind wirkliche Pocken, man kan wieder damit impfen, sie haben eben den Geruch, halten eben die Periode von der Eruption an bis zum Abtrockenen, eitern und narben eben so, und haben eben das Pocken- und Eiterungsfieber, als die sogenanten natürlichen, nur nach der Regel nicht in dem Grade und mit eben der Heftigkeit. Ich habe gelinde Blatternde von natürlicher und künstlicher Ansteckung so genau mit einander verglichen, als ich es konte, und keinen Unterschied bemerkt, ich habe aber auch nicht immer gefunden, daß die inokulirte Blattern so gelinde wären, als sie die Patienten der Suttons und des Dimsdale bekamen. Ich habe zu wenige geimpft, als daß ich mir allgemeine Wahrheiten aus meiner eigenen Erfahrung abstrahiren könte, aber das hab ich bemerkt, daß vorbereitete Kinder am stärksten blatterten, und das heftigste Fieber bekamen, in Vergleichung mit solchen Geimpften, die völlig gesund

waren,

waren, und gar keine Vorbereitung bedurften. Herrn P. will es gar nicht einleuchten, daß natürliche Ansteckung eben so wohl eine Einpfropfung sei, als die künstliche Inokulazion. Wäre das nicht Logomachie? Ich habe hundertmal Gelegenheit gehabt, dieser Ansteckung nachzuspüren, und sie vorher zu sagen. Die Bauerweiber, die dem Fatalismus sehr günstig sind, besuchen oft entfernter Verwandten blatternde Kinder, nehmen sie auf ihren Schoß, und schwängern ihre rauhe, wollene Kleidung mit dem Blattergifte, oder reichen den Patienten wohl gar die Brust. Gewöhnlich befallen den 8ten oder 9ten Tag nachher ihre eigene Kinder, und die Epidemie thut einen Sprung, den man sich nicht erklären kann wenn man die Veranlassung nicht weis. In unserm Kirchspiel erschienen vor einem Jahre die Pocken zuerst gerade in der Mitte, im Kirchdorfe selbst, und zwar in der Schenke, wohin stündlich viele Menschen kommen, folglich auch solche, die zu Hause Blatterpatienten haben. Drei Kinder hier im Kirchdorfe, naher Nachbarn Kinder, wünschte ich zu impfen, aber nur eins ward mir dazu hergegeben. Die Inokulazion schlug nicht an, eine zweite Operation verbaten sich die Aeltern, und das Kind hat noch nicht geblattert. Das zweite Kind gieng täglich mit Blatterkindern um, und blieb auch unangesteckt. Das dritte entgieng gleichfals der Ansteckung, die ihm doch täglich so sehr nahe war und gar nicht vermieden ward. Die Blattern verließen das Kirchdorf, die drei Kinder wurden für frei gehalten, und etwa zwei Monat hernach kam die Epidemie in die Wohnung der Aeltern der Mutter des dritten Kindes. Diese besuchte ihren schwer blatternden Bruder ohne Scheu, verpflegte und handhabte ihn, steckte durch ihre Kleider ihr eigenes Kind an, und es starb. Die Wohnung der Großältern des gestorbenen Kindes liegt $\frac{1}{4}$ Meile vom Kirchdorfe, das Kind war nicht selbst da gewesen; was war es nun anders, als Einpfrofung?

Dies

Dies gestorbene Kind hatte unter einigen Tausenden von zusammenfließenden etwa 10 einzeln stehende, reichlich erhabene und gut gefüllte Pocken. Von diesen nahm ich Eiter, wie das Kind schon sterbend war, und impfte damit ein anderes Kind, das mit 7 bis 8 stark erhabenen und reichlich gefüllten Pocken sehr glücklich davon kam. Herr P. muß also mit vorsichtigern Aeltern bekant sein, als ich, wenn er sagen kan: Die natürliche Ansteckung biete der Natur den Krankheitsstof gleichsam nur an, aber die künstliche zwinge ihn ihr auf. Wenn gesunde Kinder mit den blatternden in einem und eben demselben engen Dunstkreise leben, die vergiftete Luft einathmen, und mit ihnen in einem Bette liegen, wäre das nur gleichsam ein bloßes Anbieten? Es giebt in Städten und unter gesitteten Ständen Leute genug, die um beide Indien ihre Kinder nicht künstlich impfen ließen, die sie aber in Pockenhäuser mit Fleiß schicken und mit Fleiß zu blatternden Kindern in die Wiege legen lassen, damit sie die Pocken bekommen sollen; ist das nicht Einpfrofung auf die widersinnigste Art!

„Wissen wir auch, sagt Herr P. S. 447. ob die künstlichen Blattern, die wir an die Stelle der natürlichen sezen wollen, weil wir meinen, daß das Menschengeschlecht nicht ohne Blattern sein könne, wissen wir auch, ob die künstlichen Blattern die Stelle der natürlichen vertreten können.“ Und was thun denn die sogenanten natürlichen Pocken? Wir sind, denk' ich, einverstanden, wenigstens solten wirs sein, daß ein Mensch nicht schlechterdings diese Krankheit haben müsse, und ohnerachtet wir sie schon durch einige Generationen hindurch in Europa gehabt haben, so folgt doch daraus noch nicht, daß wir jezt schon eine Anlage dazu hätten, die es schlechterdings nothwendig machte, daß wir blattern müßten, um unserer Gesundheit eine Konsistenz zu geben, und Wachsthum, Geschlechtsreife u. s. w. zu befördern. Unter hundert

dert Personen bleiben immer noch fünf, wo nicht mehr, übrig, die gar nicht blattern, und wären eben die Vorkehrungen wider die Pocken so politisch möglich, als sie noch wider die Pest angewandt werden können; so würden wenige Menschen dieser Krankheit ausgesetzt bleiben, und nach und nach gar keine mehr. So wie die Sachen aber wirklich stehen, müssen wir, der größten Wahrscheinlichkeit nach, einmal blattern, und nach der Regel blattern wir in der Jugend am leichtesten, wo die Säfte noch am unverdorbensten und unvermischtesten, und Haut und Fleisch noch am schwammigsten und dem Ausbruche am günstigsten sind. Haben wir diese Krankheit einmal überstanden; so sind wir, der Regel nach, auf immer vor ihr gesichert. Die Fälle, wo Menschen zweimal die ächten und wirklichen Pocken bekommen, sind überaus selten, und sind sich bis jezt bei natürlichen und künstlichen Pocken völlig gleich. Wollt' ich chikaniren; so könnt' ich in Westphalen verschiedene Fälle nennen, wo Kinder zweimal natürlich geblattert haben, und den auffordern, der mir einen einzigen Fall bei inokulirten Kindern nennen könnte, denn wir haben ihn wirklich noch nicht gehabt; aber ich will nicht chikaniren, sondern die Wahrheit eben so ehrlich suchen, als Herr Platner. Es ist also nothwendig, daß wir blattern, um einmal aus der Angst zu kommen, da wir der Ansteckung doch nicht immer entgehen können, und auch nicht eher sagen können, daß wir Kinder haben, bis diese Krankheit überstanden ist. Geimpfte Kinder sind vor einer zweiten Krankheit eben so sicher, als andere, die natürlich geblattert haben — also ersezen schon in dieser Rücksicht die künstlichen Pocken die natürlichen völlig.

„Vielleicht trift die künstliche Ansteckung nur die Oberfläche unserer Säfte. Wie aber, wenn die geheimen Absichten der Natur es erfoderten, daß die Grundmischung derselben angegriffen werde?“

Ich

Ich bin kein Arzt, und vielleicht wissen viele Aerzte nicht einmal, was Herr Platner durch die Oberfläche der Säfte versteht. Aber das weis ich, daß das Pockengift auch bei der Einpfropfung in die ganze Masse des Bluts gebracht werde und ein Fieber bewirke; und daß es von der Impfstelle bis in die Lunge dringe, bezeugt mir der vor der Eruption daseiende nach Pocken riechende Athem. Daß das Pockengift nicht in jedem Körper und bei jedem Pockenumgange eine gleich heftige Gährung verursache, ist res facti; könte man sich also mit diesem Skrupel nicht auch bei gelinden natürlichen Pocken unruhige Stunden machen, und die Krankheit für unvollendet halten? Wie ruhig sind aber bei natürlich gelinden Pocken die Gegner der Inokulazion! und wie wenig wird da nachgeforscht: ob auch das, was natürlich heißt, und der Kunst entgegen gesezt wird, nicht wol gar selbst Inokulazion sei? Und was rechnet Herr Platner zu einer vollendeten Krankheit? Doch wol nicht Blindheit, Kinnbacken- und Beinfraß oder den Tod selbst?

„Aber in welche undurchdringliche Dunkelheit sind nicht die spätern Wirkungen dieses außerordentlichen Unternehmens eingehüllt! und wären sie auch durchdringlich diese Dunkel, solten wir sie mit der mangelhaften, schwankenden Erfahrung durchdringen können, die wir in dieser Betrachtung aufweisen? Jedoch wir haben ja davon keine solche Erfahrungen aufzuweisen, welche die Sache der Einpfropfung begünstigen könte, deren aber gnug, die sie verdächtig machen.“ Das wäre in der That schlim, doch ist es wol so böse nicht gemeint. Meine eigene Erfahrung soll hier nichts entscheiden, und sie ist auch zu eingeschränkt. Aber wahr ist es doch, daß meine zwei ältesten Kinder, die vor bald 13 Jahren eingeimpft wurden, der besten Gesundheit genießen, und ohne Anstoß zu einer beträchtigen Gröẞe heranwachsen. Wahr, daß vor 10 Jahren hier eingeimpften Kindern alle

natürliche Funktionen herlich von statten gehen, und recht gesunde, rothbäckige Mädchen sich bereits so entwickeln, daß an Geschlechtsreife nicht mehr gezweifelt werden darf. Wahr, daß vor meist 7 Jahren geimpfte 12 Kinder heran wachsen, daß michs freut, und die gesundeste Farbe haben; und endlich ist es auch wahr, daß 21 Kinder, die ich vor einem Jahre geimpft habe, nicht gesünder sein können, als sie wirklich sind. Drei Geschwister darunter kränkelten vorher beständig, waren äußerst grämlich und eigensinnig, und standen in ihrem Wachsthum stille. Seit der Pockenkrankheit, die sie sehr leicht überstanden, haben sie sich nicht wieder beklagt, Gesundheit, Munterkeit und Wachsthum sind hergestellt, und sie machen der Inokulazion bis jezt wahre Ehre. Aber wie wirds künftig werden? Sie werden sterben; ich denke aber, daß sie vorher ihre Stellen reichlich wieder ersezen werden, und sehe gar nicht ein, warum sie das nicht thun solten! Gehindertes Wachsthum, Schlaffigkeit des Körpers, Trägheit und Niedergeschlagenheit des Geistes und ein sieches Leben, (S. 448) bemerke ich unter meinen Geimpften so wenig, daß ich wünschte, sie Hrn P. vorzeigen zu können, um ihm Gelegenheit zu geben, diesen Symptomen eine andere Ursache auszufinden, die Gottlob! bei uns auf dem platten Lande nicht so zu Hause ist, als in großen Städten. Von meinen Geimpften kan ich noch keine Ehegatten aufweisen um Hrn. Platners Besorgnisse in Rücksicht auf Geschlechtsverrichtungen zu benehmen; ich bin aber überzeugt, daß in Hamburg, Bremen, Hannover und anderweit Zeugnisse genug aufzutreiben sind, die auch diesen Zweifel heben können. Ich wünschte, daß Aerzte an solchen Orten das Befinden der zuerst Inokulirten öffentlich bekant machen wolten, damit auch diese Einwürfe aus dem Wege geräumt würden. *)

In

*) Solten sich Patrioten finden, die meinem Wunsche eine

In England ist der Kredit der Inokulazion so fest gegründet, daß keine Listen mehr gehalten werden. Ich wünschte aber auch, daß deutsche Aerzte, die dort Korrespondenten haben, sich erkundigen wolten, ob die Erfahrung die vielen Difficultäten des Hrn. Prof. Platners rechtfertige? Eben dadurch könte uns die Zeit erspart werden, die uns Herr P. zumuthet, auf fernere Beobachtungen zu verwenden, und eben dadurch kan er sich überzeugen, daß die Freunde der Inokulazion zu ihren Gunsten nicht zu viel behaupten, und de Haens Entblößungen vorgeblicher Sophistereien so allerdings nicht Stand halten dürften. Darüber könten auch unmaßgeblich Henslers Briefe über das Blatterbelzen Auskunft geben, wenn man sie lesen wolte, und auch ohne sie kan man de Haen auf Sophistereien ertappen, die ein wenig grob sind.

3. Wir wissen nicht was die menschliche Natur ist (S. 449.) Freilich wissen wirs nicht, und wir kennen sie, so weit wir sie kennen, nur aus ihren Wirkungen, denn die Physiologie zeigt uns höchstens nur das Auswendige des Tempels der menschlichen Natur, nicht aber sie selbst. Die Rede ist hier also nicht sowol davon, wie? sondern daß die Natur dies und das wirke, und da wir nicht weiter kommen können, so müssen wir hier mit unsern Beobachtungen stehen bleiben. Die Inokulazion thut, nach Hrn. Platners eigenem Geständnisse, gerade das, was er (S. 450 1.) von der Medizin verlangt, sie bleibt bei der Oberfläche der Säfte, wenigstens wie ihr Hr. P. Schuld giebt, und die Medizin muß, nach seiner Fordrung, mit ihren Wirkungen auf der Oberfläche der menschlichen Natur verbleiben, und sich nicht

eine Gnüge thun wolten; so wäre mirs angenehm ihre Bemerkungen in dem Museo zu lesen; denn medizinische Zeitschriften kommen nicht genug ins große Publikum, das doch vorzüglich Belehrung verdient und bedarf.

nicht in das verborgene Innere derselben hineinwagen. Nur Schade, daß wir, bei der so totalen und von H. P. selbst anerkanten Unbekantschaft mit der menschlichen Natur, selbst nicht bestimmen können, ob unsere Mittel auf der Oberfläche bleiben, oder wirklich bis ins Innere der Natur eindringen. Natur bleibt wirklich bei solchen Krümmungen und Wendungen zulezt nur ein bloßer Schall, und ist sie so heilig oder so geheimnißvoll, daß wir gar nicht in ihr Inneres dringen können; wer gab uns denn Erlaubniß, auf ihrer Oberfläche herum zu pfuschern? wer, durch Arzeneimittel sie überhaupt in ihrer Oekonomie zu stören? und wer, durch Präservative sie zu hindern, ihr Wesen nach eigenem Gefallen zu treiben? Ist nicht das Fieber eine heilsame Operazion der Natur? Wozu also die Fieberrinde? Ja, sagt H. P. alle Wirkungen, (also auch das Fieber,) haben zwar im Innern der Natur ihren Grund, jedoch aber ohne eine wesentliche Veränderung desselben, und die Erscheinungen und Wirkungen sind die Oberfläche. Nach dieser Bestimmung müßte die Inokulazion doch bis ins Innere der Natur wirken, und daselbst den Grund zum Pockenfieber und zum Ausbruche legen, oder stößt sie gar auf einige Zeit die Natur vom Throne, und sezt sich selbst darauf? „Wenn ich z. E. das volle und unreine Gedärme ausleere, oder den Ueberfluß des Bluts durch Aderöfnungen mindere, oder die allzu kraftlose Thätigkeit der Lebenskraft durch Stahl und Chinarinde unterstüze, dann verändere ich zwar Wirkungen und Erscheinungen der menschlichen Natur, aber ich lasse das Wesen, das verborgene Innerste derselben unberührt.“ Hier wird mir die Weisheit wahrlich zu subtil, sie noch mit Händen greifen zu können; es kömt mir vor, als wenn sich Hr. P. widerspreche, oder, was noch schlimmer ist, als wenn er sich selbst nicht verstehe. Soll die Kunst nicht ins Dunkele und Unsichere hinwirken, so sieht es schlecht um die

Heil-

Heilkunde aus; denn wo bleibt mehr Dunkel und grössere Ungewisheit, als eben bei ihr? Herr P. giebt denn endlich doch zu, (S. 451. 52.) daß das Quecksilber, die Squille, der Schierling, Kampfer, das Opium u. s. w. wol bis ins Innere der Natur eindringen und daselbst wichtige Veränderungen zuwege bringen können, aber er will solche heroische Mittel nicht eher gebraucht wissen, als nach einer vieljährigen, klaren und einstimmigen Erfahrung, d. i. er will sich nicht eher ins Wasser wagen, bis er das Schwimmen gelernt hat. Was helfen uns aber alle Erfahrungen, wenn immer noch Leute auftreten, und sie uns ableugnen? Und hat die Medizin überhaupt einstimmige Erfahrungen? Nur in dringenden Gefahren erlaubt H. P. höchstens zu solchen heroischen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Es sei mir erlaubt, seinen Ausspruch und seine Ausnahme auf die Inokulazion anzuwenden. Nehm' ich an, daß auch nur das siebente Kind an den natürlichen Blattern stirbt; so ist die Gefahr für mein Kind schon groß genug, wenn mir eine bösartige Epidemie nahe kömt, und noch größer ist sie, wenn 3 oder 4 meiner Kinder die Gefahr mit einander theilen müssen. Ich höre, daß ein Mittel da sei, das zwar meine Kinder nicht vor der Krankheit selbst, wol aber, nach einer viel größern Wahrscheinlichkeit, vor dem Tode und der Bösartigkeit dieser Seuche, schüzt, oder soll schüzen können. Ich besinne mich (denn ich erzähle meine eigene Geschichte,) in Millers Fortsezung der Mosheimschen Sittenlehre Th. 9. S. 173. etwas zur Empfehlung dieses Mittels gelesen zu haben, ich schlage die Stelle wieder auf, überzeuge mich von meiner Pflicht, dies Mittel, vorausgesezt, daß es keine Charlatanerie sei, anwenden zu müssen, aber ich will auch nicht leichtfertig sein. Mein Arzt benimt mir alle meine Bedenklichkeiten, so gut sichs in so kurzer Zeit thun läßt, er zeigt mir: daß bei Einführung der Inokulazion in England von dem Jahre 1721 bis 1723

nur ein Kind von 48 Inokulirten, 1725 nur eins von 605. 1750 drei von 1500 und außer London von 2000 Inokulirten nur zwei schwangere Frauen gestorben sein. Ich finde, daß Kirkpatrik diese Berechnung mit Vorwissen des Königs und der Edelsten des Reichs gemacht hat, warum soll ich sie bezweifeln? Meine Kinder werden glücklich inokulirt, in meiner Nachbarschaft erwirbt sich die Kunst gleiche Ehre, die geimpften Kinder befinden sich wohl, gehen vor jedermanns Augen herum, und wachsen, troz allen sybillinischen Weissagungen, ohne Anstoß heran. Nun fang ich an, die wichtigsten Schriften über die Inokulazion zu samlen, studire sie, so weit ich es als Nichtarzt kan, und finde, daß ich wirklich eben so viel davon lerne, als der Arzt, weil wir beide unsern Glauben bloß auf Fakta gründen, und von dem wie? gleich viel wissen. Ich predige meiner Gemeinde, die vor etlichen Jahren 74 Kinder in einigen Monaten an der Seuche einbüßte, die Inokulazion; verschiedene entschließen sich, aber zwei Kinder werden nicht angesteckt, bekommen die natürlichen Pocken und sterben. Man klagt die Inokulazion als eine Mörderin an, ich rechtfertige sie; man glaubt mir, und beim nächsten Pockenumgange melden sich schon Aeltern und Kinder selbst. Mein Freund, der Herr Hofrath Opitz in Minden hat mich in den Stand gesezt, die Operation selbst verrichten zu können, ich thue es, und alles geht glücklich. Im Jahre 1785 komt die Seuche wieder, tödtet in kurzer Zeit 66 Kinder und viele, die durchkommen, sind entsezlich gezeichnet worden. Ich impfte 21 Kinder so glücklich, als nur gewünscht werden kan, ermunterte durch ein Sendschreiben den gemeinen Mann zur Nachfolge; um und neben mir impfen unsere Aerzte mit gleichem Glücke; und nun erst erfahre ich, daß alte Zweifel wider dies Rettungsmittel aufgewärmt werden, daß ich als Laie nichts davon verstehe, und daß man das Siechen, die Schlafheit der thierischen

schen Maschiene, die Niedergeschlagenheit des Geistes und den unterbrochenen Wachsthum der jezigen Generazion, wovon unsere Inokulirte in Minden, Herford, Bielefeld, Osnabrück, Münster u. s. w. nichts wissen, der Inokulazion auf die Rechnung zu schreiben habe. Mußt' ich da nicht, wie aus den Wolken gefallen sein? Man sagt uns, daß die natürlichen Pocken so schlim nicht sind, der Arzt habe sie in seiner Gewalt — und der Arzt läßt troz aller Marktschreierei, doch seine Patienten sterben; und auf dem platten Lande sind wir so gut, als ohne den Arzt. Unsre Kinder sterben, sich selbst überlassen, oder durch falsche Behandlung und die meisten durch die Tödlichkeit der Seuche hin, wie die Fliegen; man giebt uns eine Anweisung, uns zu helfen, die wir nicht verstehen, schreibt uns Mittel vor, die der Bauer zuverläßig nicht gebraucht, und ohne Anleitung eines Arztes, den er nicht verlangt, nicht gebrauchen kan, und das einzige, so sehr erprobte Mittel, das auch auf dem platten Lande das anwendbarste ist, macht man verdächtig, und läßt die Menschen lieber jezt gleich sterben, als daß man ihnen erlaubt, über 20, 30 Jahre vom Boden zu fallen, oder mit Nichtinokulirten an der Schwindsucht zu sterben. Wer noch irgend einen Funken Menschenliebe und Patriotismus bei sich glimmen fühlt, muß über diese Art zu handeln aufgebracht werden. De Haen hat sich durch seine Widersezlichkeit und Sophistereien längst verdächtig gemacht, Störk inokulirte in Wien vor seinen Augen mit dem besten Erfolge, und stürzte de Haens schwankenden Kredit vollends zu Boden — und jezt soll de Haen wieder competenter Richter sein? Alles, was die Sophisterei nur an Tiraden, falschen Beschuldigungen und Deklamazionen im Köcher hatte, hat man in Frankreich wider die Inokulazion verschossen; man hat Romane wider sie erdichtet, Fakta erlogen, Wahrheiten verdreht und unverschämt abgeleugnet — bis Ludwig der XVI. seinen

Dauphin inokuliren ließ, und der Chikane auf den Hals trat. Und wir Deutsche, wir Protestanten solten zurück gehen, solten Zweifel erregen, die so äusserst seichte sind? und solten solchen Vorgeben, wovon wir die Widerlegungen gesund und erwachsen vor unsern Augen herum wandeln sehen, das Ohr leihen? Absit!

Johann Moriz Schwager,
Pastor zu Joellenbeck, in der Grafschaft Ravensberg.

5.

Launen und Epigrammen.

(Fortsezung.)

I.

An den Rezensenten Qm.

Durch Narrenlob wird auch das schönste Werk entadelt.
Drum Dank dir, daß du mich so unverschämt getadelt!

II.

An Ebendenselben.

um ihm die Wahl zu lassen.

Willst du, daß ich im Ernste zürn' auf dich;
So lobe mich!

III.

An eine Schauspielerin, welche die Alceste schlecht spielte.

Um lauten Beifall zu erwerben,
Kanst du nichts Bessers thun, als — sterben.

IV.

Auf einen Elegieenschreiber.

Wer seine Muse siehet, meint,
Daß sie natürlich — Wasser weint.

V.

Karakter der Toleranz.

Die wahre Duldung gleicht der Unschuld schier.
Wo man sie wirklich hat, da spricht man nicht von ihr.

VI.

An einen Superintendenten, der über die Ewigkeit predigte.

Daürt sie so lang, wie mir bei dir die Zeit;
Wie schrecklich ist die Ewigkeit!

VII.

Regel für einen jungen Kunstrichter.

Suchst du die Lieb' und Achtung edler Männer;
So sei im Tadel sanft, im Lobe streng und Kenner.

VIII.

Auf eine Schauspielerin, welche die Lukrezia vortreflich machte.

Ungläubiges Parterr! Das wird der Himmel rächen.
Dir zu beweisen, daß ihr Ernst es war,
Muß sie sogar
Zum zweitenmale sich erstechen.

IX.

Allergnädigster Befehl und alleruntertähnigste Antwort.

Fürst.

Zum leztenmal befehl' ich's Ihm und sage:
Schaff' Er mir Licht im Staat! Hört Er?

Rath.

Herr! Seit dem ersten Schöpfungstage
Gehorcht dies Element, auf's blosse Wort, nicht mehr.

X.

Unsere Romanenschreiber seit Göthe.

Aus Herzensfülle schreiben sie;
Nur Schad', aus Kopfesfülle nie.

XI.

Rezensent, ein Synonim von Hund.

Wer in der weiten Welt
Verdienet mehr, als er, ein Hund zu heißen?
Wo er nicht Lermen bellt;
Da muß er beißen.

XII.

Kennzeichen fortschreitender Aufklärung.

A.

Was meinst du? Wird nicht schon die Nazion
Zusehends glücklicher und weiser?

B.

Unstreitig! Denn erweitert man nicht schon
Spitäler, Zucht- und Narrenhäuser?

XIII.

Auf einen vornehmen Spieler, der sich erschoß.

„Verdamter Guignon! schrie Graf Stöhr,
Auch diese mag der Teufel vollends holen!“
Und sezt' auf Carreau-Aß die lezten zwei Pistolen.
Sie giengen flöten. Und nunmehr
Ward er durch Schaden doch gescheider,
Und spielte forthin gar nicht weiter?
Das thät' ein Alltagsnarr von Roturier. Doch er
Jagt', um vielleicht noch die Pistolen
Auf halbem Wege einzuholen,
Sein Seelchen von Geburt stracks hinterm Teufel her.

XIV.

Amphione-Storace, und das Wiener Publikum.

Das Publikum, das Kunst zu schäzen wußte,
Beklatschte sie so laut, daß sie — aufhören mußte.

XV.
An die Parforce-Aufklärer.

Frohlocket nicht zur Unzeit über Licht!
Aufklärung ist nur Werk der Weisen in dem Staate;
Und diese wirken warlich! nicht
Durch Korporalstock und Mandate.

XVI.
Auf Dorants Epigramm, wobei ihm seine Gattin half.

Schön ist dein Epigramm, das muß ich dir gestehen:
Nur Schade, sein Verdienst gehöret dir kaum halb.
Denn was den Wiz betrift; so wird leicht Jeder sehen,
Du pflügest gern mit deines Weibes Kalb.

XVII.
Herr von Schuft.

Schuft sorget, bei der Welt von feinem Ton,
In einem schlichten Rock, die Ehre zu riskiren:
Und doch bewies sein Schneider längst ihm schon,
Schuft habe keine zu verlieren.

XVIII.
Wahrhaftes Damengespräch.

Agnese.

Ey denkt doch! Kunigunde läßt sich malen?
Woher nimt wol das Jüngferchen das Geld?

Klara.

Ach, fromme Frau! Sie kennen nicht die Welt.
Der Maler ist noch jung, und sie (man sprichts) ist schön;
Nun müßte sie sehr wenig Welt verstehn,
Wenn sie ihn wolte baar bezahlen.

XIX.

Grabschrift auf einen boshaften Satirenschreiber.

Gottlob! Hier fault, im finstern Grabesschlunde,
Tirant, der sich den Haß der halben Welt erwarb.
Er biß so lang um sich, gleich einem tollen Hunde,
Bis er zulezt am eignen Gifte starb.

Fridrich.

6.

Ueber das öffentliche Kirchengebet. Zu weiterer Beherzigung.

Es ist mir immer sehr erbaulich gewesen, wenn ich mir eine ganze, zahlreiche Gesellschaft dachte, die sich auch mit zu dem Ende vereinigt, Gott um Segen für ihren Landesherrn, Kirchenpatron und Gerichtsobrigkeit zu bitten. Aber wenn man aus der idealischen Welt in die wirkliche übergeht; da sieht freilich manches ganz anders aus, als es sich unsre Einbildungskraft zusammen gezaubert hatte, und so gehts auch mir mit dem öffentlichen Kirchengebete. Ueberhaupt ist mirs immer ein wenig anstößig, daß ich Gott nicht mit meinen eigenen Worten und Gedanken anrufen, sondern einem andern nachbeten soll. Doch das mag bei dem grossen Haufen immer hingehen, der zum Selbstdenken nicht angewöhnt ist, und Krücken braucht. Auch ist es mir nicht lieb, daß Herr Lavater die Wunderkraft des Gebets so weit getrieben hat, daß ihm hat widersprochen werden müssen; denn durch diesen verursachten Widerspruch ist manche Ruhe der Seele verloren gegangen und manche feurige Andacht ausgelöscht worden. Auch sehe ichs höchst ungern, daß das Kirchengebet,

gebet, vorausgesezt, bei seinem Inhalte sei gar nichts zu erinnern, zu oft gebraucht wird; denn man betet es nicht allein sonntäglich, sondern an manchen Orten auch noch nach jeder Wochenpredigt. Dadurch wird man mit seinem Inhalte so sehr familiarisirt, und denkt nach und nach so wenig mehr dabei, daß die ganze Zeremonie in ein Opus operatum, wie beim Unser Vater, ausartet. Selbst der Geistliche, sei er auch der wärmste Christ und der beßte Mann, hat seine Empfindungen nicht dermaßen in seiner Gewalt, daß er dies Formular jedesmal gleichfeurig deklamirte; und gab' es auch unter zehntausenden immer einen der Jahr aus Jahr ein von gleicher Andacht glühte, so wird sie doch seiner Gemeinde alltäglich, und ihre Empfindungen nuzen sich ab; denn die herzrührende Deklamation, die auf beständig in gleichem Grade rühren könte, soll noch erfunden werden. Deswegen stiftet ein feuriger Tugendprediger zwar anfangs dem Anscheine nach allgemeinen Nuzen, aber keinen dauerhaften; der Enthusiasmus seiner Zuhörer wird zu scharf gespant, und läßt plözlich nach, wenn er nicht gar eine faselnde Schwärmerei erzeugt. Ein Prediger dagegen, der die meiste Zeit kalt bleibt, aber zu gewissen Zeiten und bei selbst rührenden Gelegenheiten warm wird, stiftet in der That mehr Gutes, und hält besser mit den Seelenkräften seiner Zuhörer Haus, als der immer glühende. Dies würde auch der Fall beim öffentlichen Kirchengebete sein, man solte es seltner gebrauchen, feierliche Gelegenheit dazu erfinden, und diese Gelegenheiten müssen, meines Erachtens, so angeordnet werden, daß das öffentliche Gebet der Haupttheil des dasmaligen Gottesdienstes wäre. Ich kenne einen Prediger, der, statt der oft elenden Neujahrswünsche auf Neujahr ein vortrefliches Gebet entworfen hat, das er jedesmal mit all dem Feuer deklamirt, worin er sich durch eine kurze, vorhergegangene Predigt hat zu versezen gesucht, und wozu der Tag selbst Stof gnug liefert. Dies Gebet bleibt seinen

Zuhörern immer neu, weil ihnen das Jahr zu lang fällt, sich mit ihm zu bekant zu machen, und die Rührungen sind, nach vielen Jahren, noch immer die nämlichen. Dies Gebet vertritt völlig das gewöhnliche Kirchengebet, und wirkt zuverläßig das einemal eine grössere Masse von herzlicher Andacht, als das sonntägliche Kirchengebet das ganze Jahr, 52 Sonntage zusammen genommen, nicht thut. Wie wär es, gesezt auch, alle Jahre einmal wäre nicht gnug, wenn man entferntere Zeitpunkte von wenigstens einem Vierteljahre dazu nähme, ein feierliches Kirchengebet gemeinschaftlich zu beten, und daß man Anfeuerungsmittel erfände, die Andacht zu erhöhen? Gesezt auch, dies wäre vor der Hand nicht allerwärts unter obrigkeitlicher Mitwirkung, thunlich; giebt es nicht Prediger gnug, die, ohne unter einer ängstlichen Tutel zu stehen, frei Hände gnug haben, dergleichen Einrichtungen eigenmächtig zu machen? Denn die Zeit dürft' uns überhaupt zu lang fallen, ehe der Staat eine verbesserte Liturgie befördern wird.

Bei dem Kirchengebete selbst, wie es noch an vielen Orten ist und nach dem Schlendrian abgeleiert wird, hat ein denkender Christ noch mehr zu erinnern. Ich tadle es gar nicht, sondern lobe es: daß die Gemeinde Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für den König und alle Obrigkeit thue; hat sie Andacht dabei, so gewinnt die Ueberzeugung dadurch: daß das Interesse der Unterthanen und des Landesherrn auf das genaueste ineinander verflochten sei. Aber ob eine Gemeinde zu solchen Fürbitten wie zur Frohn gezwungen werden könne, ist eine andere Frage, die ich nicht bejahen mögte, so lange ich vom Gebete und der Fürbitte meine jezigen Begriffe behalte. Ein Fürst, der statt ein Vater seiner Unterthanen zu sein, ihr Tiran wird, ihre Gerechtsame despotisch schmälert und persische Eingriffe thut, wird doch niemand zwingen ihm ein langes Leben zu wünschen, und keinen

Unter-

Unterthan vermögen, es von Herzen so zu meinen, gesezt auch, das Kirchengebet werde als ein Regale gefodert. Meiner Meinung nach behält es jeder Mensch, der nicht in die tiefste Sklaverei gestürzt worden, völlig frei, für seinen Fürsten nicht länger zu bitten, als er ihn dieses Beweises seiner Anhänglichkeit werth hält, und es muß ihm frei stehen, mit dieser Fürbitte aufzuhören, so bald er sie nicht mehr von Herzen thun kan. Verdiente dies Barometer des Steigens und Fallens der Liebe der Unterthanen nicht einige Beherzigung? Selbst in politischer Hinsicht glaub ich es, und wolte der Landesherr unbezweifelte Beweise haben, wie er bei seinen Unterthanen in Achtung stehe, so dürfte er sich nur jährlich eine Tabelle vom Kirchengebete einreichen lassen: wo und wie oft seine Unterthanen Gott für ihn öffentlich anrufen? wo nicht? seit wann nicht mehr? und was die Ursache dieser Einstellung sei? Es versteht sich, daß das Volk es völlig frei behalte, die Wahrheit zu sagen, und kein Hofschranze sich in die Sache mische, und fände man es noch bedenklich, die Ursachen des Kaltsinns der Unterthanen bei Lebzeiten des Fürsten von sich zu sagen; so dürfte nur das alte ägyptische Todtengerichte nach seinem Ableben wieder in Gang gebracht werden, wobei der Nachfolger auch Gelegenheit bekäme, Klugheit zu lernen. Der Erb-Lehn- und Gerichtsherr des Orts, er sei nun Kirchenpatron oder nicht, verlangt auch mit ins Kirchengebet geschlossen zu werden, und im Entwurf eines allgemeinen Gesezbuches für die preuß. Staaten, Th. I. Abt. II. Tit. VI. §. 446 heißt es ausdrücklich: Der Patronen, und ihrer Familien, muß im öffentlichen Kirchengebet besonders gedacht werden. Und warum? Es gehört mit zum Ehrenrechte der Patronen. Dies so genante Ehrenrecht ist freilich alten Herkommens bisweilen, wol errungen, und in Preuß. gar ein Titulus onerosus, da der Kirchenpatron Kirche und Kirchengebäude, in Erman-

mangelung eines hinlänglichen Kirchenvermögens, aus eignen Mitteln soll bauen und unterhalten helfen, wenn es auch seine Pfarrkirche nicht ist, und er vom Patronatrechte keinen Kreuzer hat. Wär' es nicht besser, dem Patronen lieber für dies Ehrenrecht, das sich, der Natur der Sache nach, durch Geseze nicht füglich erhalten läßt, ein wenig Simonie zu erlauben, die er sich sonst, ohne Einwilligung des Staats selbst erlauben wird? Und gesezt, der Baron Gelz und der Graf Unruh obsiegen bei dem gegenwärtigen Unternehmen, sich den Protestanten in Polen mit Gewalt als allgemeine Kirchenhäupter aufzudringen; ist es deswegen schon eine unmittelbare Folge dieses Sieges, daß die Protestanten bürgerlichen Standes nun und zu ewigen Zeiten ihre Unterdrücker Gott im öffentlichen Kirchengebet vorzutragen gezwungen werden können? und zwar mit eben den Worten, die diese Leute und Ringeltaube jezt ihnen vorzuschreiben für gut finden? Ich fürchte, daß es mehr Patronate gebe, die keinen viel rühmlichern Ursprung haben dürften, und wo gegenseitige Verbitterung die Andacht eben nicht anfachen werde. Man weis ja, wie kleine Tyrannen sind; je eingeschränkter ihr Wirkungskreis ist; je ärger sie sich in demselben herumtummeln, und je weniger sie zu befehlen haben, desto mehr befehlen sie. Wie mancher Fuchsjäger auf seinen Hufen, der zwischen Jagd und Religionsspötterei, und was damit verknüpft zu sein pflegt, seine Zeit verlebt, geht nur deswegen in die Kirche, um sich vor der ganzen Gemeinde mit dem Kirchengebete beräuchern zu lassen, er, dessen Wandel die Gemeinde ärgert, und der während der Predigt durch Mienen spottete. Fürbitte für ihn wäre immer zu erlauben, wenn dem Prediger und der Gemeinde frei stünde, ihm von Gott zu erbitten, was ihm am meisten noth thäte. Der König von Preußen läßt sich seinem Gott nicht als eine Majestät, nicht als Friedrich den grossen, einzigen, weisen u. s. w. sondern als seinen

Knecht in der Fürbitte empfehlen; aber komt damit einem Kirchenpatrone, vergeßt es einmal, ihn als einen Hoch-Hochwohlgebornen, gnädigen Herrn, Hochwürden Gnaden oder Excellenz dem grossen Gott vorzustellen, und seht zu, wie's euch ergehen wird. Wie viele Fürsten sind denn wol schon groß gnug, sich vor Gott zu demüthigen, und ohne ihre Durchlaucht vor ihn zu treten? oder meint ihr, daß es euch die Magisträte in den Städten je verzeihen werden, wenn ihr's dem lieben Gott zu sagen vergeßt: Daß sie Hochedel und Hochweise zu sein glauben? Nein, nein! Dem Ehrenrechte darf nichts vergeben werden; man darf ohne Gefahr zu viel thun, und im Angesichte Gottes schmeichlen, aber ja nicht zu wenig. Wir lachen darüber, daß jener sterbende Kardinal bat: Gott sei meiner Eminenz gnädig; und wir zwingen doch andere, eben diese Sottise in unsre Seele zu begehen. Sie ist uns vielleicht bisher nicht aufgefallen, weil wir uns zu lange dran gewöhnt hatten; ich hoffe aber, sie soll auffallen, wenn man darüber nachdenken will. Ich habe nichts dagegen, daß man ausser dem Gottesdienste verstorbene Menschen, denen die Natur ihr Recht gethan hat, Hoch- und Höchstselig nent, nur trete man dem großen Schöpfer des Universi mit diesen Gaukeleien nicht unter Augen, dem Könige weniger sind, als uns Milben, und bei dem Kurialien sehr schlecht angebracht werden. Zudem könte er es uns zwar sagen, ob sie selig sind, wir ihm aber gewis nicht, und man solte sich doch endlich einmal mit dem Gedanken bekanter machen: Daß im Himmel eine ganz andere Rangordnung hersche, als auf unserm Maulwurfshaufen.

Wer Lust hat und Geschicklichkeit, über diesen Text zu predigen, der predige; er sei ihm preis gegeben!

---

7. Der

7.

Der neue Planet. *)

Der Deutsche, der, an Avons Strand,
Des Himmels jüngsten Liebling fand,
Grüßt' ihn entzückt: „Georgiä!“
Damit in jener weiten Sphäre
Dem besten Herrn Amerika,
Das ihn verließ, ersezet wäre.

Pfui, rief der Franze, nimmermehr
Soll unsres alten Feindes Ehr'
In Ewigkeiten prangen! Da,
Bei des Gemals bekanten Grenzen,
Wird eher Cybeleïa
Im neuen Irgestirne glänzen.

Warum wilst du den heil'gen Ort,
So fiel ihm Bode rasch ins Wort,
Nach Deines Volks Galanterie'n,
Ihr weihen? Dort in niedren Höhen
Siehst du sein Harem **) sich um ihn
In engren Kreisen leuchtend drehen.

Am besten machet Uranus
Vom Fabelstamme den Beschluß.
In seine Reihe schicket sich
Kein Fürst von sterblichem Geschlechte;
Wer hätte sonst als Friederich
Zur ersten Stelle größre Rechte?

*) Herr Herschel nante den von ihm zu Bath entdeckten neuen Planeten: Georgium Sidus; Herr Poinsinet de Sivry: Cybele; und Herr Bode: Uranus.

**) Die Trabanten des Saturns.

8.

Rüge.

Wir haben uns so ganz hier, in unsern wichtigen Wirkungskreis zurückgezogen, daß wir kaum Zeit behalten, auf die wichtigsten litterarischen Erscheinungen zu merken — geschweige auf alle die ephemerischen Broschüren ohne Zahl, die wie Schneflocken unter einander herumwimmeln und in ihrem eignen Wasser zergehen. Daher kömmt uns erst jezt zu Gesicht: der Auszug aus einem Briefe eines berühmten Gelehrten vom November 1785. im 26ten Stück der Leipziger Wochenblätter. — Nur ein Unbesonnener kan das Publikum mit solchen Mährchen unterhalten; oder nur ein Niederträchtiger absichtlich über die Wahrheit eine solche verdächtige Schminke pinseln, um unsrer Anstalt zu schaden. Das Leztere wird durch die ganze Wendung, welche der berühmte Gelehrte durch erlogne Personalitäten von mir selbst wider zum Institut zurücknimt, sichtbar; und das erstere zeigt sich durch die kavaliere Art, mit welcher der berühmte Gelehrte Nachrichten über Personen von Rang und Würde ausstreut. Dem grössern Theile des Publikums bin ich zu unintereſſant, als daß ich über meine Person Erörterungen vorzubringen, für nöthig fände; und bei dem kleinern Theile desselben, dem ich das Glück habe näher anzugehören, bedarf's deren gar nicht. — Weit wichtiger aber ist mir das, was auf eine sehr hämische Weise über unsre Anstalt hingeworfen wird. — Wenn der berühmte Gelehrte sich nur in etwas von den ganz ausserordentlichen Aufopferungen — von der unbefleckten Uneigennüzigkeit — von dem eisernen Festigkeitseifer Salzmanns,

Salzmanns, von den grossen Hindernissen und endlich von dem was in einer so kurzen Zeit grade von diesem Manne wirklich geleistet worden, unterrichtet hätte; so mußte er entweder den Verstand verloren haben, oder den edeln Mann gehäßig anfeinden, wenn er nichts von unsrer Anstalt als das zu sagen wußte, wenn er nicht begrif, daß eine solche Anstalt größtentheils sich auf Zutrauen des Publikums gründe, daß man es unmöglich jeder windschiefen Nachricht sogleich ansehen kan, aus welchen niedrigen Absichten sie gegeben werde. — Alle diejenigen, auf welche etwa diese Nachricht der Leipziger Wochenblätter Eindruck gemacht haben könte, verweisen wir auf die „Nachrichten aus Schnepfenthal" welche jezt unter der Presse sind und nebst dem zweiten Bande „Reisen der Salzmannischen Zöglinge" (in welchen sich das Herumreisen bei schlimmen Wetter von selbst erklären wird) zur Ostermesse in Leipzig erscheinen werden. Da werden die Leser unpassionirte Darstellung der Wahrheit finden. Solte übrigens der berühmte Gelehrte sorgen, daß sein Ruhm durch die Feder eines unberühmten, aber wahrheitliebenden Mannes befleckt werden mögte; so nenne er sich, und ihm soll öffentlich wiederfahren, was Rechtens ist. Schnepfenthal den 8ten März. 1786.

André.

9.

Bei der untergehenden Sonne.

Der Abend kömt auf Rosenflügeln,
Und tränkt mit Thau das Mühlenthal,
Noch weilt an Blumenvollen Hügeln
Der Sonne lezter Segensstral.

Noch singet ihr, laut jubilirend,
In hoher Luft die Lerche nach;
Ihr schallt aus jungen Büschen rührend
Der Nachtigallen sanfter Schlag.

Wohlthätig giebt sie noch dem Müden
Nach seiner Arbeit süße Ruh,
Und stralt uns allgemeinen Frieden
In ihrem lezten Blicke zu.

O Gott! Laß dieses Bild voll Wonne
Mich stets mit reinem Herzen sehn,
Und über meinen Zorn die Sonn
So freundlich niemals untergehn.

Ludwig Gisele.

10.
Aus einem Briefe.

Oldenburg 1786. März 26.

Ich komme von der frohen Feier des Geburtstages eines Greisen, der heute sein 84tes Jahr antrat, und sich des seltnen Glücks freute, Stammvater von 135 Nachkommen zu sein. Noch sind 95 davon am Leben, an deren Keinem er Schande erlebet hat. Dieser glückliche Greis ist der Justizrath Wardenburg, ein Mann, der, so lang' er seine vollen Kräfte hatte, in mannigfaltigen Aemtern dem Staate gedienet und sich durch redliche Arbeit die Bequemlichkeit und Ruhe, der er sich jezt erfreuet, errungen hat. Denn seit länger, als zehn Jahren hat er alle seine Aemter niedergeleget und lebt nur sich und den Seinigen, die er gerne mit Rath und That unterstüzt. Seine beiden Frauen, mit denen er 23 Kinder erzeugte, sind vor ihm gestorben. Eine Enkelin führt sein Hauswesen. Es war ein rührender Anblick, wie nach der Mahlzeit zwei kleine Mädchen von 3 bis 4 Jahren, des Greisen Enkelin und Urenkelin ihrem Groß- und Aeltervater in kleinen Versen Glück wünschten, ihre Blumensträuße darboten und die Hand küßten. Das Vergnügen glänzte in des Greisen Antliz, und tiefer fühlt' er in dem Augenblicke das Glück, was ihm vor so vielen Menschen gewährt ward. Seine körperlichen Kräfte sind so beschaffen, wie man sie selten in gleichem Alter finden wird, und wie richtig er noch denkt, wie vorurtheilfrei sein Geist ist, wie sehr er die Sorge für die Seinen auch über das Grab verbreitet, davon zeuget eine, kürzlich an die ganze Familie ergangene Bekant-

machung, wornach er den Wunsch äussert, daß nicht nur nach seinem Tode um ihn keine schwarze Kleidung angelegt, sondern daß auch überall diese Gewohnheit in der ganzen Familie auf immer abgeschaft werden mögte. Wenn man die zahlreiche, sich immer weiter verbreitende Familie und die vielen Kosten betrachtet, die im Fortschritt der Zeit durch die Erfüllung dieses Wunsches erspart werden, so fühlt man die Wichtigkeit einer solchen Familienübereinkunft. Gewiß werden des Greisen Nachkommen dessen Andenken durch Nichtanlegung schwarzer Kleidung würdig ehren, und dadurch mehrere Familien zu einer gleichen Vereinbarung, wovon Deutschland noch wenige Beispiele aufzuweisen hat, ermuntern.

v. H.

11.

Anekdote.

Vor einigen Jahren schien der Name eines Universitätsprofessors manchen Leuten ein wenig verächtlich, und man muß bekennen, daß Abbt und die Berliner zum Theile Schuld daran hatten. Folgende wahre Anekdote wird etwas dazu beitragen, diesem Namen seine Ehre zu erhalten. Ein junger Mann von hübschen Talenten hatte eine Samlung seiner Gedichte zum Drucke fertig, und wolte sie auf Subskription herausgeben, in der Absicht, auch sich eine kleine Einnahme zu verschaffen. Einer seiner Lehrer hörts, und sieht, aus gegründeten Ursachen, den Druck der Gedichte nicht gerne. Weil er aber weis, was der Verfasser für eine Absicht dabei hatte, ruft er ihn zu sich, und giebt ihm funfzig Gulden, mit der Bitte, seine Gedichte

Gedichte nicht drucken zu lassen, da die Bekantmachung derselben ohnehin ihm Verdruß machen könte.

Edler Mann! ich nenne Dich nicht, aber dein Herz belohne Dich!

***

Zuspät eingelaufne Verbesserungen in dem ersten Gesang des Gustavs.

Seite 482 Zeile 1. Statt: der mediterranische Schiffer.
lies: der Schiffer von Gades am Morgen.
— Z. 6. Statt: durch die sich öfnende Enge
lies: durch die ihm sich öfnende Enge
— Z. 18. Statt: die uns errangen die Väter
lies: welche die Väter errangen.
S. 483. Z. 10. Statt: da faßte zur selbigen Stunde
lies: da ergrif im nächtlichen Schauer
— Z. 23. Statt Austria's, lies: Oesterreichs
S. 484. Z. 22. 23. Statt: wie unser Lehrer sie alle
Alle die Andersdenkenden trug mit göttlicher Liebe.
lies: wie unser heiliger Lehrer
Trug mit göttlicher Liebe die Andersdenkenden Alle.
S. 485. Z. 10. v. u. Statt: Austria's lies: Oesterreichs
S. 486. Z. 7. Statt: Austria's, lies; Oesterreichs.
— Z. 25. 26. 27. Statt: und schwöre — geweiht sei mein Leben
Der Erfüllung des Schwures etc.
lies: und schwörs — der Erfüllung des Schwures
Sei mein Leben geweiht! —
— Z. 4. v. u. Statt: wieder zurück in den Schooß der gläubigen Kirche sich flüchten.
lies: Flüchten zurück in den Schooß der seligmachenden Kirche:
S. 487. Z. 22. Statt: Schon ergrif sie nun Austria's Flur
lies: Schon ergrif sie. Oesterreichs Flur.

— Z.

— Z. 2 v. u. Statt werde lies: würde.

S. 489. Z. 12. Statt: verklärte den nördlichen Himmel lies: den nördlichen Himmel verklärte.

— Z. 17. Statt; um nie ihn wieder zu lassen lies: um nie den Geweihten zu lassen.

S. 490. Z. 13. Statt: sammelnd seine Geschwader lies: seine Geschwader versammelnd.

S. 491. Z. 9. Statt: Wich, wie weichet lies: wich; — so weichet.

— Z. 13. 14 Statt: die Höhe, lies: den Gipfel.

— Z. 15. Statt: Krönt eine Burg. lies: Krönet die Burg.

— Z. 22. Statt: Tritte, lies: Fußtritt.

S. 493. Z. 24. u. S. 494. Z. 3. Statt Austria's lies: Oesterreichs.

Verbesserungen.

Deutsches Museum März.

S. 380. Z. 15. st. Adlers l. Adels. S. 382. umlauschend umher hinzugehn l. lauschend näher hinzugehn. — worüber Wiz und Unbedacht l. aus Unbedacht. — sie liebt. l. sie liebet. Beifal giebt l. giebet.

Weissenfels,

gedruckt bey Caspar Simon Isens sel. Erben.

Digitized by Google

Forrestal
ANNEX
1989

Google

Digitized by Google